

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

[Erzählender Teil]

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

## Schlangen-Matthl.



Eine Erzählung aus  
den Alpen.  
Von  
Hans Kerschbaum.

Im Treffnertal hinten, auf sonniger Mat- te, stand ein schöner Hof — Sonnleitnerhof wurde er ge- nannt — und seine Besitzer waren die Sonnleitner, mögen sie an- sonst wie immer geheissen haben. Wie Küchlein um die Henne standen die Wirtschaftsgebäude um das stattliche Wohnhaus herum. Das Wohnhaus war gebaut aus dem wetterfesten Holz der Lärche, hatte geräumige Stuben mit kleinen Fenstern, die ge- schmückt waren mit blühenden Nelken und leuchten- den Fuchsen, und am Obergeschoß herum lief ein Gang mit zierlich geschnitzter Wandung. Auf dem Sonnleitnerhof, erzählt die Leute, wurden die Futter- scheunen und die Kornspeicher niemals leer, und in den Ställen stand schönes Vieh der rotbraun ge- fleckten Mölltaler Rasse. All das und viel anderes noch gehörte dem Matthl, dem letzten der Sonnleitner- bauern, der den Namen trug Matthias Hinter- egger.

Als Matthl den Sonnleitnerhof geerbt, war er ein Bursch mit dreißig Jahren. In den Busen der heiratslustigen Mädchen des Treffnertales pochte es lauter bei dem Gedanken, daß der ledige Sonn- leitner jetzt eine Sonnleitnerin werde haben müssen.

Der Matthl war aber auch einer, der es wert war, daß ihm die saubersten Diandeln nachguckten, solange sie ihn nur ansehen konnten. Nicht vielleicht seines schönen, schuldenfreien Besitzes wegen; auch sonst. Hochgewachsen war er und breitshulterig, und dabei geschmeidig wie ein Tännling. Die kurze Lederne wollte schier plätzen über den Schenkeln, und das — sizlaudi! — das hat halt den Diandeln gefallen!

Doch Matthl, der seltsame Mensch, ist an allen vorübergegangen und hat nichts dergleichen getan.

„Der junge Sonnleitner laßt sich Zeit in der Wahl,“ haben die Leute gemeint. „Der schaut sich die Seinige gut aus.“

Eines Tages aber hat der Wind von anderer Seite her geweht: „Ei ja, wenn die Sache so steht,“ haben die Leute ausgerufen, „dann ist es freilich kein Wunder, daß der Matthl an den saubersten und besten Diandeln vorbeistappt wie der blinde Saul am vollen Habersack. . . Wenn der Sonnleitner die Seinige schon daheim hat, braucht er sich nicht erst außer Haus eine suchen!“

Vahrer Hintender Bote für 1910.

Wenn die lästerlichen Reden und Vermüschungen der Leute sich jetzt nur einigermaßen erfüllt hätten, den Sonnleitner hätte mit samt seinem Hof und allem, was drum und dran, jeden Tag einmal der Teufel müssen holen.

Lange ist es nicht hergegangen, wurde der Sonn- leitnerbauer eingeladen, bei nächster Gelegenheit in den Pfarrhof zu kommen.

Dachte sich der Matthl: Na, was will mir denn der Pfarrer? Für des Vaters Leich' habe ich ja alles bezahlt! . . . Du einfältiger Matthl!

Die nächste Gelegenheit fand sich am Sonntag darauf gleich nach der Kirche . . .

„Schöne Geschichten werden herumgetragen vom Sonnleitner!“ So hebt der Pfarrer an.

Der Matthl denkt sich: Oho! das ist aber ein ver- wunderlicher Empfang! Auf eine Rede hat er dabei vergessen.

Der Pfarrer war ein jüngerer Mann als der Sonnleitner, und der Ton, den er da so unvermitt- elt angeschlagen, ist ihm wahrhaftig nicht recht gut angestanden. Ehe Matthl sich noch von der Über- raschung erfangen hatte, erhob sich der Pfarrer von seinem weichen Polstersitz, schaute sehr frostig einen Augenblick lang am Bauer vorbei, dann rückte er sich auf dem Tische ein mächtig großes Buch zurecht und begann sehr amtsfeierlich, schneidend zu sprechen: „Die Großbauern vom Sonnleitnerhof waren, soweit ich das aus den Kirchenbüchern feststellen kann, gut christliche, sehr achtenswerte Besitzer. Vorbilder für die ganze Gemeinde. Die Sonnleitnerbauern haben es nie gebuldet, daß eines ihrer Angehörigen oder ihrer Dienstleute sich hätte vergangen gegen gute Sitte und Moral. Und da steht gleich ein Beispiel, aufgezeichnet von einem meiner Herren Amtsvorgänger, daß der Sonnleitnerbauer mit Namen Simon Hinter- egger — meiner Berechnung nach ein Großvater von dem jetzigen Sonnleitner Matthias Hinteregger — eine Magd und einen Knecht in der nötigsten Arbeitszeit, mitten im Roggenschnneiden, und unge- achtet der Not an Arbeitsleuten, vom Felde weg verjagt hat, weil die zwei insgeheim ein Luderleben haben angefangen, dabei die Dirn an Seel und Leib zu Schaden tam . . .“

Während des wunderlichen Vortrages wurde in Matthl etwas lebendig; es war ihm nur nimmer unklar, wohin der Pfarrer zielte. Den Sonnleitner würgte schon ein Wort.

Allein der Pfarrer, der die letzten Sätze aus der vor ihm aufgeschlagenen Pfarrchronik Wort für Wort, immer schärfer betonend, herausgesprochen, klappte das Buch nun sehr heftig zu, schlug, gleich- sam die Beweiskräftigkeit dieser Urkunde erhärtend, mit der flachen Hand auf den Buchdeckel und schraubte den Ton seiner Stimme noch höher, als er den Kernsatz seiner Moralepitel hinschleuberte: „So haben es die Sonnleitnerbauern früher gehalten! Sie möchten sich im Grab noch schämen, wenn sie wüßten, wie es mit Sitte und Moral der jetzige Sonnleitner hält. . . Schämen — sage ich — möchten sie sich! . . .“

Das war dem Mathl genug gesagt. Fast um einen Kopf größer wurde er jetzt, so gerade reckte er sich auf.

„Herr Pfarrer!“ sagte er, nicht minder scharf im Ton als der Geistliche. „Haben Sie mir was zu sagen, — heraus damit . . . Was is?“

Dieses respektlose Reden des Bauers hat den Pfarrer gewaltig entflammt.

„Ach schau, — was es ist!“ höhnte er; legte seine Hände am Rücken ineinander und schritt einige Male eilig vor dem Bauer hin und her. „Traut sich da einer gar noch zu fragen: was is? . . . So weit im Tal hinaus der Sonnleitnerhof bekannt ist, reden die Leut' davon. Und gerade der, den dieses Reden am meisten angeht, der will am Ende gar nichts wissen?! . . . Ein Schandmal ist es für meinen Pfarrsprengel — ein Schandmal, — was vom Sonnleitner und seiner Dienstmagd Josepha erzählt wird! . . . wenn noch eine Verehelichung möglich wäre . . . Aber das ist ja das Sauberste daran: ein ihrem Mann entlaufenes Eheweib ist sie . . . Alle Heiligen! Kann denn ein Mensch noch vernagelter sein . . . sich so weit zu vergessen mit einer Ehebrecherin!“ . . .

„Pfarrer!“ . . . fuhr Mathl mit rauher Stimme dazwischen . . . „Meine Sachen sind meine Sachen . . . Das geht kein' Papst und kein' Pfarrer was an!“ . . .



„So haben es die Sonnleitnerbauern früher gehalten!“

Wie ein Donnerschlag war dieses Reden des Sonnleitnerbauers.

Als er darauf ohne Gruß des Pfarrers Stube verließ, die Thür hinter sich krachend zuwarf und mit seinen schwerbenagelten Schuhen polternd die Stufen herabstieg, wetterleuchtete es noch in seinen Augen und seine Gesichtsmuskeln zuckten in wildem Aufruhr.

„Sakrament noch einmal!“ zischte er, als er unten am Kirchenwirthshaus vorbeischnitt. „Den möcht' i

kennen, der mir in meine Sachen dreinzureden hätt' — Firteufel! — Den möcht' i just einmal kernen!“

Er zog eine Faust, daß die Finger krachten.

Indessen der Pfarrer sich wie aus einer Betäubung erholte, schritt Mathl, trotzig und schnaubend wie ein Stier, den sie mit Fesseln bändigen wollen, den Dorfweg hinaus gegen den Sonnleitnerhof.

Die Dienstmagd Seph, die der Pfarrer Josepha genannt, stand am Brunnen und wartete, damit ihr der sprudelnde Quell den Eimer fülle. Die Seph war noch ein junges Weib; sie besaß schöne Körperformen und einen gar anmutigen Kopf, den jede Großbauerntochter mit Stolz hätte tragen mögen; und wer einmal in die Schwarzkirchenaugen, so in diesem Kopfe staken, hineingeguckt, der fand Wunderliches nichts daran, daß der Sonnleitner sich, wie der Pfarrer meinte, so weit vergessen konnte. Zu verwundern wäre es schier gewesen, hätte er es nicht getan.

Vor einigen Jahren hatte sich die Seph verheiratet, aber sie hatte es nicht gut getroffen; sie war eine junge Bäuerin gewesen und jetzt mußte sie dienen. Sephes Mann war ein locherer Vogel; er hat gerne gepielt und getrunken und ist andern jungen Weibern nachgegangen. So hat er's zwei Jahre lang getrieben, dann haben sie ihm seine Sachen gepfändet und er ist fort. Wohin er gegangen — kein Mensch wußte es. Bald wollte man ihn dort, bald da gesehen haben; seit etlichen Jahren aber kam er nimmer zurück. Sephe, die auf diese Art um ihr Hab gekommen war, kam als Großdirn in den Sonnleitnerhof, und da begann ihres Lebens Roman zweiter Teil. In der Liebe Sonnenschein genas ihr wundes Herz, verlorenes Glück sollte sie wiederfinden . . . Da streckte das Schicksal seine rauhe Hand nach ihr aus . . .

Als könnte der Wolf zum Lamme sich verwandeln: wie ein Wildling ist der Mathl auf den Hof gekommen. Kaum, daß er die Seph ersehen und sie ihn angelacht mit ihren Schwarzkirchenaugen, war er fast wieder der Mensch wie ehemals: nicht mehr wütend und voll Groll, er war wieder weichmütig und herzensgütig, kaum mehr zu erkennen als derjenige, der vor knapp einer Viertelstunde grimmigen Bornes den Pfarrhof verlassen.

„Grüß Gott, Seph!“ sagte er und erfaßte Sephes Hände.

Seine Stimme wippte wie der milde Ton eines Glückleins. Und das war so seltsam, daß die Seph verwundert zu ihm aufschaute. Es mochte doch nicht alles wieder, was im Pfarrhof unten sich in Mathls Wesen gelockert, am rechten Platze stehen.

Am Eimer plätscherte das Wasser über und über, Mathl aber hielt noch immer Sephes Hände in den seinen und schaute der Beliebten treuherzig in die fragenden Augen.

Wie tiefinnerliches Schluchzen klang es, als er ihr sagte: „Du bist mein, Sephele, — mein bleibst!“

So war sein Reden. Dann ließ er Sephes Hände los und ging ins Haus.

\* \* \*

Sonntag darauf saß der Sonnleitner anstatt in seinem Kirchensitz im Wirtshaus.

Erst auf dem Gang zur Kirche hat ihn der Widerwille gegen den Pfarrer erfasst; er konnte seinen Gemütszustand in keine andächtige Stimmung versetzen, wenn er den Pfarrer vor seinen Augen hätte. Also ging der Sonnleitner an diesem Sonntag nicht in die Kirche sondern schwenkte ins Wirtshaus ab.

Als sich nach der Kirche die Wirtsstube mit Leuten füllte, wurde der Sonnleitner stutzig. Wenn er es auch wußte, daß er als Großbauer in der ärmlichen Berggemeinde keinen Anhang hatte, weil er zurückgezogen lebte, die kleinen Bauern ihm das aber als Stolz und Hochmut aufrechneten, den Gruß haben sie ihm doch niemals vorenthalten; auch jene nicht, die ihn insgeheim aus irgendwelchen Gründen haßten oder ihm neidig waren um das, was er mehr besaß als sie selbst, — wenn er das auch wußte, jetzt fiel ihm aber sofort etwas auf: die Leute schauten ihn scheu an und kaum, daß einer der Bauern recht mit dem Kopf nickte auf Mathls Gruß. In seine Nähe wollte sich schon keiner setzen und das Schwätzen untereinander, wie es sonst üblich war, wollte heute nicht recht in Gang kommen.

Am Seitentisch, hinten in der dunkeln Ecke, saß ein fuchshaariger Knecht, den sie den Balte nannten. Dieser Knecht hat, es war noch gar nicht so lange her, den Sonnleitnerhof sehr plötzlich verlassen müssen. Was die Ursache davon war, das blieb hübsch im Dunkeln; die feinen Spürnasen wußten aber wohl zu berichten, daß die Seph es in der Hand gehabt hätte, den rothaarigen Burschen auf etliche Jahre hineinzutunten. Für den frechen Angriff gab sie ihm einen ordentlichen Deutzettel: mit ihrer starken Faust hat sie dem Balte das Nasenbein ein bißchen verbogen.

Dieser Knecht trug seitdem einen grimmen Groll in sich gegen alles, was mit dem Sonnleitnerhof zusammenhing, am meisten aber gegen Seph und den Sonnleitner. So lange er jetzt in der dunkeln Ecke saß, wendete er völlig kein Aug' mehr ab von Mathl, der ihm den Rücken zugekehrt hatte. Als wieder eine stille Pause eintrat, sprach der Knecht über die Tische hin, so laut, daß es jeder verstehen konnte: „Daß — sakra! heunt hat er aber sein gepredigt, unser Pfarrer, schon nobel fein!“

Seltames Nichern, Schmunzeln und Murren folgte dieser scheinbar harmlosen Rede. Den Balte schien diese befriedigende Wirkung seiner ironischen Lobrede auf des Pfarrers Predigt noch mutiger zu machen. Keck packte er den günstigen Augenblick am Schöpsel und ließ sich weiter vernehmen: „Lei schad', daß der Herr Sonnleitner derweil im Wirtshaus is g'sessen, richtig wahr schad', der hätt' seine Loser spizen mögen heunt, der wohl, der!“

Darauf lachten die Leute ganz laut über des Knechtes Redheit und blinzelten nach dem Sonnleitner, dem über dieses sonderbare Reden das heiße Rot ins Gesicht flog.

Mathl machte eine halbe Wendung gegen den vorlauten Sprecher, der sich nun schier ein wenig scheu, als schienen ihm seine Worte selbst zu fest, in die Ecke drückte.

„Was willst sagen damit, Bua?“ fragte er mit tönender Stimme zum Knecht hinüber. Dabei zuckten seine Nasenflügel und die Augen blitzten bedrohlich.

Vor dieser wuchtigen Stimme schrak der Balte noch ein bißchen mehr zusammen; er wollte vielleicht den Rückzug antreten, als ihn ein paar Stupfer



Mathl hat den Kästner mit eisernem Griff gebackt und über den Tisch herübergeiffen.

von den Nächstsitzenden aufsprühten. Aber die Schneid war doch ein wenig abgestumpft, als er antwortete: „Mir, gar mir! Bloß g'mant hab' i, die heutige Predigt hättst dir soll'n anhören!“

Dabei zwinkerte der Knecht nach allen Seiten, um die Wirkung seiner Rede zu erforschen.

Nach Baltes Worten war es fast lautlos still, als hätte jeder darauf gewartet, daß jetzt etwas Besonderes geschehen müsse.

Mathl schaute den Fuchshaarigen ein paar Augenblicke lang ruhig an, als besinne er sich erst, ob dieses Reden einer Antwort wert sei. Dann entschied er sich dafür.

In Kampfstimmung tat er die Frage: „Willst was mit mir? . . . Red dich aus, wenn leicht was willst . . . Das Stänkern laß dir aber vergehn, — das sag' i dir, Bua!“

Das war so gesprochen, daß sich's jeder gemerkt sein hätte lassen sollen. Der Balte tat es nicht. Weiß Gott, hat ihm das neuerliche Stupfen von

seinen Nachbarn Wut gemacht oder hat Mathls scharfer Ton seinen alten Haß aufgehetzt? . . . Grinndend, voll Hohn und Spottlust hat der Knecht auf den Bauern zurückgewörtelt: „Werd' müessen niemand erst fragen, ob i reden darf! Was kann i dafür, wenn unser Pfarrer über die Sittenlosigkeit predigt und über die ledigen Kinder wettet. Gott sei Dank, daß mi das nit betrifft! . . . Kann i eppa was dafür, daß er so scheane Gleichnisse anführt von ein' gewissen Hofbauern und seiner Dirn und von ein' verlassenen Chemann. Und wenn er dabei seine Hand ausstreckt, just wie er von aner gewissen Tugend mit dem Pferdefuß erzählt und hinaufweist mit 'n Finger af'n Sonnleitnerhof. . . Mei, was kann denn i dafür, daß just af'n feir' Sonnleitnerhof die Tugend ein' Pferdefuß hat!“ . . .

Der Knecht kam nimmer weiter. Sein hohhaftes höhnißches Glossenmachen über den Sonnleitnerhof und seine Angelegenheiten hat den Mathl in sinnlose Wut gebracht. Mit einem Fluch ist er hingefsprungen, hat den Lästler mit eisernem Griff gepackt und über den Tisch herübergerissen, daß die Gläser durcheinanderkollerten.

Im nächsten Augenblick aber stürzten Bauern und Burschen auf den Sonnleitner los.

„Geh heim, Prozenhofbauer!“ rief einer aus der Menge. „Hochnaseter Sonnleitner, geh heim zu deiner schlechten Dirn!“

„Die Her!“ schrie ein anderer. „Jetzt weiß man's wohl, wer uns die schiachen Wettern macht, die uns die Felder verhageln. . . Seit das Rabenbratel im Ort is, das verfluchte“ . . .

„Wahr is es, wahr is es!“ krächzte noch einer dazwischen. „Berbert hat sie dich, das Luder!“

Auch der Fuchshaarige kam wieder zu Atem.

„Schandmensch!“ schrie er, heiser vor Ingrimm über den unsanftesten Müttler. „Schandmensch! Halst es mit eines andern Sch'weib, mit der spottschlechten Dirn . . . Und traut sich noch unter die ordentlichen Leut' zu geh'n, so ein Schandmensch!“

Dieser Hagel von Unvernunft und Gemeinheit hat den Sonnleitner rasch zur Besinnung gebracht. Die Bauernsäuste, die ihn zu seiner Verwunderung so unerwartet von allen Seiten her angefaßt und ihn niederreißen wollten, schlug er mit einer einzigen Bewegung seines gewandten Körpers von sich.

„An dich,“ sprach er zu dem Knecht hinüber, „an dich vergreif ich mich nimmer. Bist mir zu schlecht, du z'nichte Kröt', du! . . . Aber einer sag' mir jetzt noch ein einzig's Lästlerwort über die Seph, bei Gott, den Schädel schlag' ich ihm ein!“

Mathl ergrieff einen schweren Stuhl und schwang ihn zum Wurf. Die Bauern murrten und wichen zurück; sie duckten sich unwillkürlich, aber keiner sprach ein lautes Wort, keiner wollte derjenige mit eingeschlagenem Schädel sein.

Krachend flog der Stuhl zu Boden.

Wie ein Sieger nach wütendem Kampf ging Mathl davon.

„Gelobt sei Gott und Dank!“ rief der Wirt entsetzt. „Dem Menschen is neamer zu helfen. Die Teufelsdirn hat ihn damisch gemacht! . . . Und du, roter Zottel,“ wandte er sich gegen den Knecht, „du kannst mir hiaz meine Sachen zahlen, die mir der Narr z'sammengeteufelt hat. Was hast ihn zu stänkern gehabt!“

Der Sonnleitner schritt keuchend aus dem Dorf hinaus.

„Meinen Frieden will ich haben!“ knirschte er grimmig vor sich hin. „Meinen Frieden und mein Glück . . . Sie sind mir neidig drum, diese Leuteufeln!“

\* \* \*

Acht Tage auf diesen Sonntag prasselte das Lärchenholz, aus dem der Sonnleitnerhof erbaut war, und die Flammen schlugen turmhoch zum nächtigen Himmel empor.

Weithin war das Flammenspiel, der mächtige Feuerchein sichtbar. Die Leute aber wollten nicht kommen, zu helfen, zu retten, wie es sonst üblich war, wenn ein Nachbar sich in Gefahr befand. Die wenigen, die herbeieilten, kamen weit her — zu spät. Das Feuer schlug über von einem Dach auf das andere. Und überall fand es reichlich Nahrung; hatte doch erst vor etlichen Tagen der Erntewagen die letzten Gaben des Sommers heimgebracht . . .

Am Morgen nach dieser Brandnacht lag der schöne Hof auf der grünen, sonnigen Matte in glühender Asche, ein verglimmender, rauchender, wüster Trümmerhaufen. An vier Stellen zu gleicher Zeit, wußten die Leute zu erzählen, hatten die Flammen emporgezüngelt. Das Vieh war in den Ställen erstickt und verbrannt. Kein Wirtschaftsgeräde blieb ganz.

Der Sonnleitner stand wie ein Bettler da; was er am Leibe trug, das war sein Hab. Die kahlen, abgeernteten Felder, die Bäume seines Waldes, das war sein einzig Gut.

Was nützte es ihm, daß der fuchshaarige Knecht als Brandleger vor die Richter kam?

Der Balte tat entrüstet und verwundert, daß man ihn einsperren wollte. Er hat es offen eingestanden, daß er dem Sonnleitner sein Nest angezündet. Er konnte es nicht verstehen, daß die Gerichtsherrn sich darob so sehr ereiferten.

Die Herren rissen die Augen weit auf, als der Balte so daherredete: danken sollten's ihm die Leute, meinte der Knecht, daß er es getan; daß er diese sündhafte Höllebrut gründlich ausgeräuchert. Der liebe Herrgott werde ihm das als Gutes anrechnen.

Wenn ein Übeltäter in solcher Weise daherredet, was wollen dazu seine Richter sagen? Die Richter überlegten wohl, ob der Angeklagte aus Schlechtigkeit oder aus Unverstand so gehandelt. Und sie nahmen das letztere an. Sie erklärten den Balte für einen geistig minderwertigen Menschen und einen religiösen Fanatiker, der sich die damalige Strafpredigt des Pfarrers eben nach seinem beschränkten

Sinn ausgelegt, und wahrscheinlich falsch ausgelegt habe.

Das waren sehr triftige Milderungsgründe. Dann sperren sie den Fuchshaarigen elliche Jahre ein.

Und der Matzl? . . . Wer baute ihm seinen Hof auf; wer füllte ihm seine Speicher, seine Scheunen und Ställe; wer gab ihm all sein liebes Hab und Gut wieder? . . .

Das ist die Vorgeschichte.

Droben im Turracherwald steht eine alte Zirbelkiefer; sie trägt keinen grünen Ast mehr und ihr Wipfel ist abgesprengt. Der Stamm der Zirbel ist zerfurcht und zerrissen von Wetter und Blitz, im fahlen, verkornelten Geäste horsten die Geier. Unter der Narbe eines Aststumpfes am Zirbelstamm hängt festgenagelt, eine Tafel aus Eisenblech, auf der, vom Wetter arg zugerichtet, dennoch aber deutlich zu erkennen, ein seltsames Bildnis, in grellen Farben gemalt, zu schauen ist.

Ein verworrener Haufen Schlangen in verschiedenen Farben und Gestalten nimmt beinahe die ganze Tafelfläche ein. Aus allen Schlupfwinkeln züchen sie hervor, den Rachen aufgesperrt und voll spitzer Haken, das gespaltene Zünglein herausstreckend, die schlanken Leiber geringelt, gestreckt, geschlängelt, zum Angriff aufgebäumt, die Augen zornig und schreckhaft . . . Ein grausiges Ansehen.

Im Mittelpunkte des Bildnisses, worauf diese wütenden Tiere scheinbar losstürzen, zum Teil auch schon am Ziele sind, liegt eine Menschengestalt: ein Mann in der Kleidung der Walдарbeiter. Die Menschengestalt ist völlig verdeckt von Schlangen, die sich an Armen und Beinen herumgeringelt; sie winden sich über Gesicht und Hals und setzen ihre spizen Giftstaken in das Fleisch des Opfers.

Eine der Schlangen fällt vor allen auf; sie hat einen weißen Leib und der Kopf trägt ein rotes Krönlein. Schlaff liegt die weiße Schlange über dem Körper des Mannes, mit dem gekrönten Kopfe an der Herzseite, so daß es anzusehen ist, als sauge die Natter ihrem Opfer eben das Herzblut aus. Allein sie hat ihre Augen nicht wie die Schlangenschwestern schreckhaft aufgesperrt; sie hat die Lider geschlossen: die Königin ist tot.

Am untern Bildrande, der wie ein helles Band sich vom Gemälde abhebt, steht in ungesügten, von ungeübter Hand gemalten Schriftzeichen über das bildlich dargestellte Ereignis folgende Marterlinschrift:

Hier auf Diser stel hat der Holzknecht Matthias Hinteregger / gemeinlich Schlangen Matl geheissen / in 1871ger Jahr / Summers-Zeyt um Gottsleimas / Seyn löben Müßen lasn. / Haben ihm die Gistigen Schlangen / so sy neuen fybern / zum Tod gebissen. Wie die Grafligen jäger verzelt / so sy Ihm Aufsunten in Schlangen Hauffen Mitten dryn / Ist dö's Gmöld Aufgemahnd worn von Dominicus Dieselmayer zu Luffing am Berg. ††† Der Her sey Ihm ein Gnediger richter.

Amen 1875.

Diese seltsame Totentafel am verwiterten Zirbelstamm droben im Turracherwald hat den Geschichtenerzähler neugierig gemacht; er hat in der Gegend dem Matthias Hinteregger vulgo Schlangen-Matzl nachgefragt und über den sonderbaren Menschen merkwürdige Dinge vernommen. Unter den Erzählern waren Leute, die den Matzl noch persönlich gekannt und die von allen Umständen wußten, wie sie in der Vorgeschichte mitgeteilt worden sind.

Manches andere aber, was die Leute in ihren Erzählungen nur flüchtig oder gar nicht berührten, davon vielleicht keinen Zusammenhang wußten, konnte über den Schlangen-Matzl, den letzten Sonnleitenbauer, aus der von den Pfarrern geführten „Chronik“ geschöpft werden.

Aus diesen Aufschreibungen ging der Roman eines Menschen hervor, eines Menschen, der durch eine seltene Verkettung von Schicksalsbestimmungen, mehr noch durch Haß, Neid und Grausamkeit mißgünstiger Mitmenschen ins Verderben getrieben wurde.

Die ursprüngliche Einschreibung im Pfarrbuch über den Matthias Hinteregger rührte von der Hand jenes jungen Geistlichen her, der mit dem Sonnleitenbauer wegen dessen Liebesverhältnisses mit der Dienstmagd Seph die Auseinandersetzung hatte, die in der Folge zum Urquell alles Übels für Matzl werden sollte.

Die Zusätze zu diesen Aufzeichnungen machten spätere Pfarrherren.

Die erste Einschreibung lautet:

Am Tage des Kirchweihfestes 1867.

Seit einer Woche ist der Sonnleitenbauer Matthias Hinteregger im Dorf nimmer zu sehen. Nachdem ihm sein Hof auf den Grund niedergebrannt, hat er alles über den Haufen liegen lassen und ist davon. Wohin er sich gewendet, ist nicht bekannt. Einige wollen ihn gesehen haben, wie er eines Tages zeitlichen Morgens mit seiner Dirne Josepha gegen die Turracher Berge hinaufging.

Am Tage der Jungfrau Mariä Empfängnis im nämlichen Jahr.

Im fürchterlichen Schneestöbern, welches so arg ist, daß man draußen kaum einen Schritt weit vom Fenster einen Baum im Garten zu erkennen vermag, pocht heut um die Mittagszeit jemand an die Pfarrhofstür. Als geöffnet wird, stolpert ein langgeschlachtiger Mensch herein, über und über voll Schnee; wie er sich im Vorhaus den Schnee von den Stiefeln stampft und von den Kleidern schüttelt, ist es der vormalige Sonnleitenbauer Matthias Hinteregger. Ehe der Pfarrer noch fragen kann, was dieser Besuch zu bedeuten habe, legt der Mann ein längliches Bündel, das er behutsam unter dem weiten Lodenmantel hervorzieht, auf die Lehnbank und wickelt aus dem dicken Wolltuch ein neugeborenes Kind heraus. Mit närrischer Freude, daß ihm schier die Tränenröpflein aus den Augen glänzen, drückt er das Kind an sich und herzt es, wie ansonst die

Mütter es tun. Nachdem sagt er: „Bitt recht schön, Herr Pfarrer, tun Sie mir mein Kindel taufen, ist jwiel ein lößes Hascherle; der Seph ist ängstig drum,



Am fürchterlichen Schneeföbern wecht heut um die Mittagszeit jemand an die Pfarrhofstür.

daß der arme Wurm möcht' ohne Tauf' versterben; sie könnt' ihr Lebenlang keine friedliche Stund' mehr finden, sagt sie, die Seph . . . Und da hab' ich mich halt zusammengepackt und bin die drei Stunden — werden heut gut fünfse sein worden, weil ich allwegs viel waten hab' müssen durch die mannshoch verwehten Gräben — von meiner Hütten im Turracherwald oben hergegangen . . . Die Seph laßt auch recht schön bitten, wenn der Herr Pfarrer so qui möcht' sein von wegen der heiligen Tauf' . . . Ist ein herziges Büeble und Sepele soll es heißen nach der Mutter Namen.“

Nach diesen Worten lacht der Mann das Kind wieder mit seiner närrischen Freude an und heißt es schon sein liebes „Sepele“, obgleich es noch ungetauft ist und rechtsweg keinen Taufnamen hat.

Der Pfarrer war überrascht und noch mehr entsetzt über das Verlangen dieses naiven Mannes und seiner Zuhälterin, die sich die Sache mit der Taufe ihres unehelichen Kindes, der Frucht ihres ärgernissvollen, gottlosen, ehebrecherischen Zusammenlebens, so einfach dachten, daß es geradezu ein wahrer Hohn auf unsere heiligen Kirchensatzungen ist.

Was der Pfarrer in solchen Fällen der Pflicht seiner heiligen Kirche gegenüber schuldig ist, hat er

getan. Er hat dem Matthias Hinteregger die Taufe des Kindes mit dem Hinweize verweigert, daß die erschreckliche Sünde, entstanden durch das unchristliche, unbillige und ehebrecherische Verhältnis des ehemaligen Sonnenleitners mit seiner verhehlchten, ihrem Manne aber entlaufenen Magd Seph, in der heiligen Beichte zuerst reuevoll einbekannt und sodann durch das heilige Bußsakrament gesühnt werden müßte. Vor allem aber sei es notwendig, daß der Matthias Hinteregger das ehebrecherische Weib sofort verlasse und jeden weiteren Verkehr mit ihm einstelle.

Was aber tut dieser Mensch? Er antwortet kecklich: „Herr Pfarrer, verlangen Sie, was Sie wollen, nur das nicht, um Gottes Barmherzigkeit willen, nur just das nicht. Wie könnt' ich die Seph und mein Kindel jest verlassen, grade jest, wo sie mich am notwendigsten brauchen tun; ich müßt' ja gar kein Mensch sein. Ich müßt' kein Herz im Leib haben. Aber ich hab' eins, Herr Pfarrer, ich hab' schon eins, ich . . . Ein Teufel müßt' ich sein, wenn ich das können tät'. Mein Gott, mein Gott,“ hat er zu jammern angefangen, „nur das nicht. Verlangen Sie was anders, Herr Pfarrer. Die gefährlichste Arbeit wegen meiner, gern geh' ich drüber. Nur das nicht . . . Mein lieber Heiland, eher — eher müßt' das unschuldige kleine Würmel ohne Tauf' verbleiben!“ . . .

Der stolze Sonnenleitner, der einmal dem Pfarrer ins Gesicht geschleudert: „Meine Sachen sind meine Sachen, das geht keinen Papst und keinen Pfarrer was an!“ — dieser stolze Sonnenleitner war es nimmer, der jest mit aufgehobenen Händen gebettelt: „Bitt' gar schön, Herr Pfarrer, nicht mir, der Seph zu lieb tun Sie es und dem armen Hascherle zulieb!“

Der Pfarrer mußte in diesem Falle aber, wenn auch nicht ganz leichten Herzens, den Menschen hinter den Priester stellen und auf seinem Begeh'r beharren. Nothmal redet er dem Hinteregger in das verstockte Gewissen, diesen sündhaften Lebenswandel mit dem gottvergeffenen Weibe zu unterlassen. Darauf kehrt der verblendete Mensch, als er einsieht, daß sein Bitten und Betteln umsonst, seinen alten Trost hervor und sagt dem Pfarrer keck ins Gesicht: „Diese Sünde wird so arg nicht sein. Der Pfarrer lebt ja selber mit seiner jungen Wirtschaftlerin unter einem und demselben Dach zusammen . . . Und die ledigen Pfarrrerkinder werden gewiß nicht von der Taufe ausgeschlossen sein, ansonst würden gar viel Heiden unter uns herumgehen!“

Indessen der Pfarrer ihm solch unziemliches lästerliches Reden in schärfstem Tone verweist, wickelt der Hinteregger das wimmernde Kind wieder in das Wolltuch und eilt damit fort.

Neben dieser Einschreibung steht, von anderer Hand hervührend, in energischen Schriftzügen hingeworfen, folgende Randbemerkung: „Dieser Matthias Hinteregger war ein Müpel und ein frecher Mensch! Der Herr Amtsbruder, mein Vorgänger, hat recht getan, diesem unverschämten, gottlosen Bauernklummel die Taufe des Kindes zu verweigern, schon für die an-

zügliche Bemerkung betreffs unserer Wirtschafterinnen und der „ledigen Pfarrerkinder“. Unter diesen Umständen hätte ich ebenso gehandelt, ganz gewiß!“

Anderthalb Jahre vom Tage an, da der Matthias Hinteregger sein Kindel ungetauft wieder in den Turracherwald heimtragen mußte, weil er des Pfarrers Verlangen nicht zu erfüllen vermochte, scheint mit diesem Menschen nichts von Bedeutung vorgefallen zu sein.

Soviel wurde bekannt, daß er sich, nachdem er sein Gut an Grund und Wald halb verschont, als Holzknecht in den gräßlichen Waldungen der Turracher Berge sein Brot in schwerer Arbeit verdiene. Diese Nachricht wurde im Dorf einigermaßen mit Befriedigung aufgenommen, weil die Leute, die dem Matzl von jeher das bißchen Glück mißgönnt hatten, sich jetzt an seinem Lose schadensfroh weideten.

Erst nach dieser Zeit findet sich im Pfarrbuche wieder eine Aufzeichnung, die sich auf den Matthias Hinteregger bezieht. Sie lautet:

Am ersten Tage des hochheiligen Pfingstfestes  
1869.

Gestern am Abend um die siebente Stunde herum, wird der Pfarrer von seinem Spaziergang, den er draußen in prangender Flur gemacht und dabei seine Predigt für den hochheiligen Pfingstsonntag überdachte, in den Pfarrhof heimgeholt, daß ein großer hagerer Mann seiner warte und mit dem Pfarrer wegen eines Begräbnisses zu sprechen verlange.

In dem großen, hageren Mann, der beim Eintreten des Pfarrers im Vorhaus auf der Lehnbank sitzt, die beiden Ellbogen auf die Knie aufgestemmt und sein Gesicht wie schluchzend mit den Händen verhüllt, erkennt der Pfarrer den Holzknecht Matthias Hinteregger. Ganz verwirrt wie ein Geisteskranker schaut der Holzknecht den Pfarrer einige Sekunden lang an, wobei dem Pfarrer das gramverzerrte Antlitz des Mannes auffällt. Auf die Frage, was der Hinteregger begehre, erzählt dieser folgendes: „Heut um die Mittagszeit, wie ich frühzeitiger Feierabend mach', der heiligen Festtage wegen und mit einer Freud' mein Zeug aufpad', um heimzukommen in meine Hütten, zu mein' lieben Bueblein, dem Sepele, und zu der Seph, weil ich schon die ganze Woche vom Schlag nimmer weggekommen bin von wegen des weiten Weges, da mein' ich just, es müßt' mich am Türpfosten der Schlag treffen . . .“

Hier bricht der Holzknecht seine Erzählung mit lautem Aufschluchzen ab, sinkt auf der Bank in sich zusammen, verhüllt wieder sein schmerzverzerrtes Gesicht mit seinen braunen, schrundigen Händen und fängt bitterlich an zu weinen wie ein Kind. Dieser Schmerzausbruch hat eine Weile gedauert, darnach hat der Mann wieder zu sprechen angefangen.

„. . . Daß ich also weiter verzäh!',“ beginnt er wieder und laufen ihm dabei die Tränen gleich kleinen Bächlein über das Gesicht und in den Bart hinein: „Heiliger Herrgott! glauben kann ich es nicht, nein,

ich kann es halt gar nicht glauben! Aber es ist wahr, — mein Gott und Herr, es ist doch wahr! Hab' es ja selber mit eigenen Augen gesehen, wie sie daliegen vor mir, die Seph mit dem Sepele, mein' lieben klein' Bueblein, allbeide schwarzblau im Gesicht und ganz entstellt . . . Geschwind ist es mir durch den Kopf geschossen: Heilige Mutter Gottes . . . eine giftige Rattern hat sie allbeide gebissen! In den Turracher Waldungen gibt es Giftattern und Vipern nach die Hundert oder Tausend; heuer ist wieder ein Schlangenjahr; wo man hintritt, fahrt so ein höllisches Teufelsviech zischend mit dem Kopf in die Höh' . . . Wie ich hinstürz' auf meine liebe Seph und mein herziges Kindel, da spür' ich, daß sie beide schon kalt sind und starr . . .“

Wieder erstickt ihm sein Schmerz die Rede für einen Augenblick. Dann aber werden seine Augen schreckhaft groß und sein Gesicht nimmt einen fürchtigen Ausdruck an, wie er seinen Bericht anstückerl. „Wie ich noch so auf den Knien lieg' und mir denk': Matzl, jetzt muß dich der Erdboden verschlingen mit deinem Schmerz und Weh, hör' ich was zischen . . . Jeses! da seh' ich eine endsgroße, weißgraue Vipern, wie sie unter den Leichen hervor auf mich will loschnellen . . . Die ist es gewesen, die hat mir mein Liebstes genommen, mein liebes Glück! . . . Mit dem Fuß hab' ich ihr den Kopf zermalmt.“

Unter viel Schluchzen bittet der Holzknecht, für das tote Weib und das Kind ein Grab auf dem Freithof zu gewähren und den beiden ein christliches Begräbnis zu geben. Das Grab will er gleich selber bereiten und bis Mitternacht damit fertig sein.

Über dieses Erzählen hätte der Pfarrer fast vergessen, wer der Mann ist, der vor ihm auf der Bank sitzt und jammert und weint; wer das tote Weib ist und dessen Kind. An alles hätte er fast vergessen, was früher vorgefallen. Gerade so, wie ein Blitzstrahl die dunkle Nacht erhellt, leuchtet es plötzlich in seinem Gedächtnis auf . . . Wie eine Erleuchtung durch den heiligen Geist, und da fällt ihm alles ein: Das ist der Mensch, der so lästerlich das Zölibat des Priesters angetastet; der zum Trotz aller Vermahnung im Sündenpfehl mit dem ehebrecherischen Weibe fortgelebt; der das unschuldige Kind lieber des heiligen Taufsakramentes entbehren ließ, als das unmoralische, sündhafte Konkubinat zu lösen. So viel Sünde! Soviel Laster! Ist dieses schreckliche Versterben nicht Gottes Strafe, Gottes Zorn über dieses Sündenleben?! Ist das nicht ein Zeichen des Himmels? . . . So hat es dieses Weib verdient . . . Bei dem allmächtigen Gott: so hat sie es verdient! . . .

Mußte der Pfarrer schon Bedenken hegen, dieses sündhafte Weib, das über höheren Willen so unerwartet und unvorbereitet mit seiner Sündenlast aus dem Leben gerissen worden, in geweihter Erde zu bestatten, so mußte es dem Pfarrer erst recht zu denken geben, als er an das ungetaufte Kind dachte . . . Der Pfarrer mußte den jammernenden Mann darüber



belehren, daß es vollkommen ausgeschlossen sei, die beiden Leichen, deren Seelen der Verdammnis verfallen, in geweihte Erde zu betten. Der Pfarrer könne nur soweit barmherzig sein, daß er Mutter und Kind überhaupt innerhalb der Freithofmauer auf ungeweihtem Platz eingraben lasse, wo außer den ungetauften verstorbenen Kindern auch jene Personen in die Erde gelegt werden, die dem Ratschlusse Gottes vorgehen und selbst Hand an sich legen und ihr Leben, das köstliche Geschenk Gottes, verachten und es mutwilligerweise hinwerfen . . .

Der Holzknecht erhob in seiner Unwissenheit die naivsten Einwendungen. Er sagte dem Pfarrer ganz ernsthaft, daß die Seph ja nicht dem Ratschlusse Gottes vorgegriffen, sich das Leben nicht selbst genommen habe, sondern daß sie ihr Leben durch ein Unglück verloren hätte; sie könne ja nicht dafür, daß der liebe Gott die giftigen Schlangen erschaffen, die den Menschen um seine geweihte Ruhestatt bringen sollen . . . Und das kleine, unschuldige Kind könne ja auch nicht dafür, daß ihm der Pfarrer die Taufe verweigert habe. Und der Mann erhob förmlich Anklage gegen den Pfarrer, als wäre dieser schuld an seinem ganzen Unglück . . . Zu rechter Zeit kam der Pfarrer zur Einsicht, daß dieser unverbesserliche Sünder, Frevler und gottlose Lasterer kein Mitleid verdiene. Er sagte ihm deshalb bündig: ein christliches Begräbniß sei nicht denkbar, auch dürfe bei der Beerdigung keine Kirchenglocke geläutet werden und kein Priester dabei sein . . .

Als der Holzknecht solches vernommen, springt er jäh von der Bank auf, hebt fürchterlich drohend seine knorrige Faust und brüllt wie ein Wahnsinniger: „Leuteufeln! Leuteufeln!“ . . .

Dann stürzt er mit lautem Ausschluhen davon.

Am Tage der Apostel Petrus und Paulus  
im selben Jahr.

Der Holzknecht Matthias Hinteregger hat seine durch Schlangenbiß ungeliebte Geliebte und deren Kind im Turracherwald unweit seiner Hütte eingegraben. Über den mit Blumen geschmückten Grabhügel hat er ein hohes Holzkreuz, das er selbst mit seinem Beil verfertigt, aufgerichtet. Ein Kamerad von ihm, der ihm die Grube hat auswerfen geholfen, hat diese Nachricht in das Dorf gebracht. Dieser Holzknecht hat weiters auch erzählt, daß der Matthias Hinteregger, seit er das leztmal wegen des Begräbnisses für die Josepha und ihr Kind im Pfarrhof vorgesprochen, allerlei wunderliche Reden führe von Gottes Strafe und Gottes Zorn, von Zeichen des Himmels und Verdammtein und von dem ungetauften Sesele.

Sind ihm des Pfarrers Ermahnungen also doch in die sündhafte Seele gedrungen! . . . Du allmächtiger Gott und Herr des Himmels und der Erde! Wie wunderbar sind doch deine Mittel und Wege, die verloren scheinende Seele wieder auf den Pfad unseres heiligen Glaubens zu führen!

Zwei Sonntage nachher schrieb der Pfarrer folgendes in das Pfarrbuch: Heute nach der Messe habe ich mit dem Holzknecht namens Leo Fink, der mir vor der Kirche vom Bauer Klaus gezeigt worden und der mit dem Matthias Hinteregger in den Turracher Wäldungen zusammen gearbeitet, selber gesprochen und ihn nach dem Hinteregger gefragt.

Fink erzählte, daß es mit dem Mathl nimmer richtig sei im Kopf; er treibe es jetzt schon ganz kurios. Holzknecht sei er längst nimmer; nachdem ihm die Seph und das Kind auf so gräßliche Art entrisen worden, habe er sein Geld, das er aus seinen Grundstücken und aus seinem Wald gelöst, und sein Erspartes an arme Holzknechteleute verschenkt; er hätte, wie er sagt, an nichts, aber auch an gar nichts mehr eine Freude. Wenn er nicht gerade am Grabhügel sitze, gehe er den ganzen Tag lang in den Wäldern herum, steige in alle Schluchten hinunter und klettere in den Felsen und Wänden umeinander und gucke in jeden Spalt, in jede Rinne, unter jeden Felsbrocken und in jedes Mausloch . . .

Als ich den Fink verwundert darnach frage, was der Hinteregger damit wolle, antwortet mir der Holzknecht: „Der Mathl — der Hinteregger nämlich — sucht halt die weiße Nattern, dieselbige mit dem güldenem Krandl (Krone) auf'n Kopf. Wenn er die einmal erwischt, sagt der Mathl, hernachdem geht's ihm wieder aus, dann hätt' er das Glück wieder in der Hand . . .“

Der Holzknecht Fink setzt einmal ab und tut einen festen Zug aus seiner Pfeife, dann erzählt er weiter: „Ah ja, da hat er wohl recht, der Mathl. Mein' Großmutter selig, die hat uns Kindern gar oft erzählt davon von der weißen Nattern mit dem güldenem Krandl; das ist nämlich die Königin von die Schlangen, und wer die erwischt und ihr das Natterkrandl nimmt, der mag sich wünschen, was er lei will, dem geht ein jeder Wunsch aus . . .“

Der Holzknecht saugt darauf wieder ganz fürchterlich am Rohr seines Rauchtiegels, dann redet er weiter: „Wie gesagt, Herr Pfarrer, dasselbige mit dem Natterkrandl, das ist schon gewiß wahr auch. Aber die Geschichte' die hat ein Hatel, und eine Gefahr ist dabei, daß sich es wohl einer gut überlegt, die weiße Schlangenkönigin zu suchen, geschweige sie zu fangen . . . Den sie beißt, der fällt auf der Stell' mausiot um . . . Und sie laßt sich ihr Krandl so leicht nicht nehmen. Das Krandl aber muß einer erwischen, so lang die Nattern lebt; von einer toten Königin verliert das Krandl den güldenem Glanz und die Zauberkrast ist weg . . . Wie die Sage von der Schlangenkönigin noch erzählt, geht es der Nattern nach dem Biß nicht besser als dem, den sie gebissen, sie ist auf der Stell' mausiot hin . . .“

Eine Weile mußte ich über diesen Schlangenaberglauben nachdenken. Die Leute halten die Sage für Wahrheit, das beweist mir die ernste Art, wie der Holzknecht Fink die Sache erzählt hat. Ich frage darnach: wenn der Mathl die weiße Natter mit dem güldenem Krandl finden sollte, was für

einen Wunsch er erfüllt haben möchte? Wenn einer so eifrig die weiße Schlangenkönigin suche, daß er darüber sogar seine Arbeit, seinen täglichen Verdienst aufbebe; ja noch mehr: daß er darum sogar sein Leben in Gefahr bringe, das müsse doch ein seltener Wunsch sein.

Darauf antwortet mir Fink: „Was der Matzl sich wünschen tät', das hat er mir verraten, mir! Von Hunderten, mein' ich, hat vielleicht nicht einer mehr einen so kuriosen Wunsch. Mit dem Natterkrandl möcht' der Matzl sonst gar nichts, sagt er, als wie seine Sefh und sein kleines Sepele wieder zum Leben aufwecken . . .“

Ich bemerkte, wie dem Fink das Wasser hinter den Augenlidern glänzte. Dieser sonderbare Wunsch des Hinteregger hat mich ergriffen . . . Dann sagte Fink weiter: „Und weil der Matzl jetzt Tag für Tag so närrisch den Schlangen nachsteigt, heißen ihn die Leut', die schon weitem davon wissen, den Schlangen-Matzl . . . Meinen tu' ich halt schier,“ beschließt der Holzknecht seine Erzählung, „der Matzl, der arme Hafscher, haltet es nimmer lang aus, der wird drüber bald ganz damisch werden. Er redet schon zeitenweis nichts anderes mehr wie von Gottes Strafe, Gottes Zorn, Zeichen des Himmels, Verdammtein, vom ungetauften Sepele und von der ungeweihten Erde. Schier angst und bang muß einem werden, wenn man ihm zuhört, diemal er oftmal auf einem Stein oder mitten im Wald auf einem Baumstumpf oder am Grabhügel hoct und um ihn herum nichts hört und nichts sieht . . . Leben tut er dabei schier von nichts anderem mehr als von Heidelbeeren und Pilzschwämmen . . . Sagst ihm, daß da einer kann hin werden dabei, sagt er dir, das möcht' er just haben. Wenn er die weiße Nattern nicht findet, sagt er, so will er verhungern, damit er zu seiner Sefh kommt und zu seinem Bueblen . . . Und da mein' ich, daß es niemand verwundern braucht, wenn einem Menschen, der so sinniert und so närrisch daherredet, einmal doch das Hirnsmalz zerrinnen muß . . . Ist halt dechta so, wie die Leut sagen: wenn einen Menschen die Lieb' so arg anpackt, nachdem ist es just so wie ein lodernder Feuerbrand, der das Herz verzehet und den Menschen umbringt . . . So muß es wohl mit dem Matzl sein . . .“

Der Holzknecht Fink ist fort. Wie sich diese halb-wilden Naturmenschen jedes Ding doch ausmalen und auslegen! . . . Ich weiß nicht, was Merkwürdiges über mich gekommen. Ich muß so viel über dieses wunderliche Erzählen des Holzknechtes nachsinnen. Sonderbar: immer summen mir die Worte durch: „Gar nichts möchte der Matzl sich wünschen, als wie mit dem Natterkrandl seine Sefh und sein kleines Sepele wieder zum Leben aufwecken . . .“

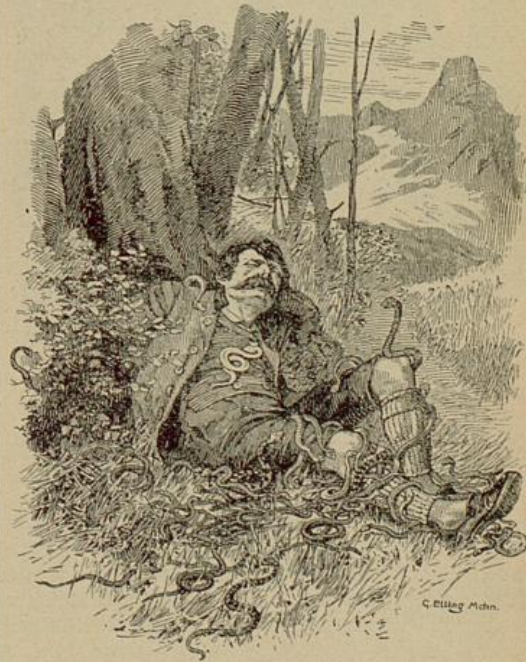
Soll dieser seltsame Mensch mit einer so übermächtigen Liebe, einer Liebe, die über Leben und Tod hinausgeht — soll dieser Mensch wirklich ein so großer Sünder sein vor dem Herrn? . . . Es ist eine Unruhe in mir . . . Ich habe doch nur meine heilige Pflicht getan . . . ?

\* \* \*

Die letzte Eintragung in die Pfarrchronik, die sich auf den Holzknecht Matthias Hinteregger, vormaligen Sonnleitner, späteren Schlangen-Matzl, bezieht, geschah — immer noch mit derselben Handschrift — ein Jahr später. Sie schließt das seltsame Lebensdrama eines unglücklichen Menschen ab und hat folgenden Wortlaut:

Am Fronleichnamstag des Jahres 1871.

Wie im Dorfe bekannt wird, haben am gestrigen Tage die gräflichen Jäger im Turracherwald nächst einer alten Zirbeltiefer den Leichnam des Matthias Hinteregger, genannt Schlangen-Matzl, aufgefunden. Nach den Berichten der Jäger hätte sich ihnen dabei ein grauenhafter Anblick geboten: viele hundert Schlangen hielten den Leichnam bewacht und wären nicht zu vertreiben. Matzl läge auf dem Rücken und über seiner Brust, lang ausgestreckt, mit dem Kopf gerade an der Herzstelle, ruhe eine schneeweiße tote Natter mit einem glutroten Krandl. Wie die Jäger ferner erzählen, sei es undenkbar, den Leichnam aus dem wirren Schlangenhäufen herauszuholen. Man will abwarten, bis das giftige Nattern- und Viperngezücht von selbst den Toten freigibt. Dann



Viele hundert Schlangen hielten den Leichnam bewacht und wären nicht zu vertreiben.

wollen sie ihn gleich auf der Stelle im Wald eingraben . . .

Es ist mir fürchterlich zu denken, auf welche Art oft Gott den Menschen abberuft . . . Wie war es möglich, daß alles so kam? . . . Gott, der Allmächtige, der Allwissende, der dafür sorgt, daß kein Sperling ohne ihn tot vom Dache fällt, mag es wissen . . .

Hat die weiße Natter den Matzl mit seinen Lieben

etwa doch zusammengeführt? . . . Nicht er hat sie zum Leben aufgeweckt — haben sie ihn geholt — zum ewigen Leben? . . .

Dazu schrieb in späteren Jahren eine andere Hand: „Mein lieber Bruder in Christo! Wie wunderbar du fragen magst? Den allgütigen, den allbarmerherzigen Gott lass'et aus dem grausamen Spiele! Nicht er — ihr habet euren armen Mitbruder verfolgt und gepeinigt. Die giftigen Schlangen, die ihn aus allem Leid und aller Pein, so ihm euer Unverständnis und eure Böswilligkeit zugefügt, erlöset; haben, sie waren barmherziger als die lieben Menschen.“

### Die Schiffsmühle von Wittenberg.

Erzählung von F. Grieben.



Unterhalb Wittenberg auf der Elbe lag eine Schiffsmühle. Sie war fest verankert und in gutem Betrieb, so daß sie den Müller mit Weib und Kind und Knecht wohl ernährte. Vorüberfahrende Schiffe trugen Korn herbei und bei der Rückfahrt nahmen sie es als Mehl wieder mit oder die Schiffsbesitzer tauschten andere Waren gegen Mehl um. Manches Fäßchen Wein, mancher starke Tropfen in Flaschen kam so in des Müllers unterseischen Vorratsraum, seinen Mühlenkeller, und die Frau Müllerin betrachtete mit Genugtuung ihre gefüllten Vorratskannen und die Schinken und Würste an den Wandhaken daneben.

Aber ach, das sollte nicht immer so bleiben. Schlimme Zeiten waren ins Land gekommen, die bösen Franzosenzeiten. Der Ländereroberer und Friedenswürger Napoleon war im Besitz Wittenbergs und schwere Kriegssteuern und unerschwingliche Abgaben erdrückten den letzten Wohlstand der Bürger.

Zwar war die frohe Kunde von der Erhebung Preußens, Rußlands und etlicher anderer unterdrückter Länder auch in die von den Franzosen bewachten Mauern der Stadt gedrungen und es hieß, die Preußen rückten an, um Wittenberg zu belagern, doch schien den schon so lange unter dem Joch des Unterdrückers schmachtenden Bürgern, die Aussicht, befreit zu werden, wie ein unausführbarer, schöner Traum. Hatte doch Napoleon nächst Torgau Wittenberg besonders stark befestigt und besetzt, indem er die im Siebenjährigen Krieg bombardierten Wälle wieder aufbaute und alle Türme und Schanzen befestigen ließ. Zu dem für ihn verhängnisvollen Jahr 1813 hatte der Usurpator dem Marschall Victor den Oberbefehl über die Festung übertragen und dieser war mit seinen Truppen eine starke Wacht für diese wichtige Pforte an der Wasserstraße der Elbe.

Auch die Mühle war mit einem starken Vorposten belegt. Offiziere und Mannschaften füllten die sonst stillen Räume dieser kleinen Wasserburg und spielten sich dort als Herren auf.

Von früh bis spät mußte die Müllerin am Herd für die fremden Gäste schaffen.

„Meine Füße sind schwer, aber mein Herz ist noch schwerer!“ seufzte sie. Der alte Knecht saß schweigend und düster in einem dunklen Winkel der Küche; er hielt die müßigen Fäuste geballt. Korn zu mahlen gab es jetzt selten, da die Zufuhr abgeschnitten war, desto mehr nützten die ungebetenen Gäste seine Dienstbarkeit aus, so daß er ihnen seinen Anblick so viel wie möglich zu entziehen suchte. Noch trauriger und erbitterter als Frau und Knecht war der Müller, da zu dem persönlichen Groll bei ihm noch die Trauer über die Erniedrigung des Vaterlandes kam, doch mußte auch er Kummer und Empörung in seinem Innern verschließen, um sich und seiner Familie die Lage nicht noch zu erschweren.

Der einzige aus der Schiffsmühle, dem die Anwesenheit der Franzosen kein störendes Ereignis bedeutete, war der kleine Sohn des Müllers. Hans hatte sich sogleich mit den Erbfeinden befreundet und behauptete mit Stolz, er könne nun bald französisch sprechen, jedenfalls könne er bereits verstehen, was sich die Soldaten erzählten. Wirklich fing er auch hin und wieder einige Worte der Unterhaltung der Franzosen, die das Kind nicht beachteten, auf, die er dann treulich den Seinen berichtete. So kam er auch heut mit geheimnisvoller Wichtigkeit in die Küche gelaufen und erzählte flüsternd und mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen: „Monsieur de Tourville hat zum Leutnant Urbain gesagt: die prussiens maudits kämen immer näher, sie lagerten schon bei Apollensdorf unten an der Elbe, und dann haben sie ausgespuckt und gelacht und allerlei gesagt, was ich nicht verstanden habe, da sie so schnell sprechen.“

„Wenn es wahr wäre!“ sagte die Müllerin und faltete unwillkürlich betend die Hände. Dann griff sie wieder nach dem Kochlöffel und setzte entmutigt hinzu: „Was nützt es, wenn immer noch mehr Blut

fließt. Gegen den schrecklichen Franzosenkaiser vermag kein Heer aufzukommen!"

Der alte Knecht hatte bei des Knaben Bericht interessiert das gebeugte Haupt aufgerichtet. Nun erhob er sich und verließ schweigend die Küche, um sich verstoßen in die Stadt zu begeben. Der Glöckner der Dombirche von Wittenberg war sein Freund, der konnte hoch vom Turm die Umgebung der Stadt überhauen und mußte wissen, ob Hans' Nachricht auf Wahrheit beruhte.

Nun kam auch der Müller in die Küche, ganz ergrimmt, denn die Herren Franzosen hatten wieder in ihrem gebrochenern Deutsch auf das ungesunde Klima Deutschlands und die feuchte Atmosphäre der Mühle gescholten, hatten des Müllers angestammtes trautes Heim ein „trou, bon pour les rats d'eau“ genannt und sich schließlich einen extrastarken, guten Punsch bestellt. „Dann hilft es nichts, dann müssen wir ihnen willfahren!“ sagte die Frau mit bekümmertem Miene, füllte den Herdtessel mit frischem Wasser und schürte die Glut.

Der Mann nahm den Kellerschlüssel vom Haken, während er mißmutig sagte: „Alle meine Wein- und Schnapsvorräte hat diese unerfättliche Einquartierung bereits vertilgt, nun muß ich auch das Geschenk von meinem Gevatter, dem Schiffsreeber, preisgeben, das Fäßchen seinen Kognats, das ich mir versteckt hatte, in der Hoffnung, es mit deutschen Brüdern zu teilen, wenn's auch Gewächs von Frankreichs Boden ist.“

Stimmenlärm erschallte aus den Vorderräumen der Mühle, wo die Franzosen hausten, eine Tür ward aufgerissen und eine scharfe Stimme rief befehlend: „Meunier! Aven Sie nir verstanden? eine gute Punsch oder ferr gute Grog, très chaud, mais vite! Dépéchez vous, sacré nom de dieu!“

Der Müller zerknirschte ein Gegenkompliment zwischen den Zähnen, zündete eine Laterne an und stieg brummend die Kellertreppe hinab. Leer genug sah's im Vorratsraum aus. Offene Kisten, leere Tonnen, unbenutzte Schinkenhälften, entkorkte Flaschen boten dem Auge ein trübliches Bild, während von außen die melancholischen Laute des Flusses hörbar wurden. Leise klatschte das Wasser an die Wände dieses tiefliegenden Raumes und um den Schiffsbau, von welchem die Mühle getragen ward, rauschten und gurgelten die Wellen.

Der Müller lauschte auf die ihm wohlbekannten Töne seiner alten Freundin und Mitarbeiterin, der Elbe. Ja, wenn die ihm helfen könnte! Sie würde auch gern die fremden Prasser an ihren Ufern los sein, war sie doch auch ein echt deutscher Fluß von der Quelle bis zum Meere.

Der Müller stand eine Weile in düsteres Sinnen versenkt, dann entnahm er mit einem ingrinnigen Gemurmel das bewußte Fäßchen einem dunklen Winkel.

Schwere Tritte auf der kleinen knarrenden Stiege verkündeten das Nahen des Knechts, welcher dem Müller in einer ihm ungewohnten freudigen Er-

regung mitteilte, daß die Nachricht, die Preußen lägen vor Wittenberg, richtig sei. Vom Domburm könne man die Wachfeuer bei Apollensdorf brennen sehen.

Herr und Knecht blieben noch eine Weile in heimlicher Beratung da unten, so daß die Müllerin droben wegen wiederholter Rufe nach Punsch aus dem Vorderbau schon ganz angstvoll geworden war.

Die Offiziersburschen und andere Soldaten erschienen in der Küche, schimpften, fluchten und ermahnten zur vitesse und erklärten selbst beaucoup de grok hon, fort et bien chaud haben zu wollen.

„Wohlan!“ sagte der Müller, der eben mit dem Fäßchen im Arm zur Küche emporstieg. „Gut und stark will ich ihn brauen! Wie Feuer soll er Euch durch die Gurgel rinnen!“

Die Müllerin, im Begriff, ihre letzte Zitrone zu zerschneiden, blickte ihrem Mann gespannt ins Gesicht, doch blickte er fast heiter, er konnte nichts Böses im Sinn haben; vermutlich erfaßte ihn Galgenhumor.

Nun kam auch der Knecht mit einer Beisteuer von unten herauf, einer verstaubten, bauchigen Flasche gebrannten Wassers, die auch er bis jetzt als verborgenen Schatz irgendwo verwahrt hatte.



Eben gewahrte die Müllerin mit fähmendem Schrecken, daß ihr Mann schnell etwas in das brodelnde Wasser schüttete.

„Ein kräftiger Schluck vom alten Petersen,“ sagte er, mit seinem alten, faltigen Gesicht grinsend. „Gut gegen nasse Elbnebel wie heut abend. Zur Nacht soll's noch nebliger werden, dann wird's die Muffids warm halten!“

Während der Müller das Fäßchen öffnete und Michel seine Flasche entkorkte, wechselten beide ver-

stohlen lächelnd einen funkelnden Blick, das machte die Müllerin abermals stutzig, doch zerschlug sie gerade mit Kummer und Unwillen einen halben Hut Zucker. Die sonst so sanfte Frau tat es mit besonders heftigen Schlägen, um ihrem Unmut, daß sie auch dies kostbare Gut für die Fremden hergeben müsse, darzutun. Zucker war ein teurer Artikel, seit Napoleon die Kontinental Sperre für solche ausländische Kolonialwaren eingeführt hatte. Einheimischen Müßerzucker gab es noch nicht.

Eben gewährte die Müllerin mit lähmendem Schrecken, daß ihr Mann schnell und verstohlen etwas wie ein hellfarbiges Pulver in das brodelnde Wasser schüttete, als ihr durch den Eintritt von zwei jungen Offizieren in die Küche ihre entsetzte Frage abgeknitten wurde.

Sporenklirrend, säbelraffelnd nahmen die eleganten Franzosen die Vorbereitungen zum gewünschten Getränk in Augenschein. Sie lobten die Marke des Kognaks und widersetzten sich auch nicht Michels eau de vie, das aus guter, holländischer Zirma stammte. Sie jagten der Müllerin sogar einen galanten Dank für ihre Bemühung, baten, viel Zucker hinzuzutun, und rieten, die Mischung nochmals aufzukochen und dann recht heiß in einer Meißner Terrine, die sie im Küchenschrank erspähten, zu servieren, den Rest könnten dann die Unteroffiziere und gemeinen Soldaten erhalten. Aber sechs feine Gläser müßten mit der Terrine für die Offiziere gebracht werden, sie hätten Besuch von Kameraden bekommen, die sich auch mal auf der Schiffsmühle lustig machen wollten. Wieder wechselten Herr und Knecht einen verständnisvollen Blick. Nachdem sich die Marsjöhne halb deutsch, halb französisch dieser Anordnungen entledigt, entfernten sie sich tänzelnd und ein chanson trällernd aus der Küche.

„Um Gottes willen, Johann, was hast du vor?“ fragte jetzt die Frau, ihren Gatten angstvoll anblickend.

„Sei ruhig,“ erwiderte dieser. „Ich bin ein zu guter Christ, um meine Gäste umzubringen, das weißt du doch ganz genau, aber einen strammen Punsch sollen sie haben, daß sie schlafen, fest und tief wie müde Kinder, und träumen werden sie, herrliche Träume von gloire und victoire und mit was für oire sie sonst noch ihr Maul aufreißen, aber wenn sie morgen erwachen, ha — dann —“

„Was dann?“

„Dann werden sie den Himmel für einen Dudelsack ansehen, wirst es ja erleben!“

Der fertige Punsch ward nochmals aufs Feuer gesetzt, bis ein kräftiger aromatischer Duft die ganze Schiffsmühle erfüllte und sogar in die feuchte Nacht hinausdrang, wo auf der Galerie ein Soldat, Gewehr im Arm, Wache stand und in die wallenden Nebel der Elbe blickte. Lüßtern sog er den Duft ein und heißes Sehnen nach einem warmen Schluck durchzog seinen durchfrorenen, an wärmere Lüfte gewöhnten Körper. Sein Punsch sollte nicht unerfüllt bleiben. Nachdem die Terrine für die Offiziere ge-

füllt war, reservierte Michel einen Topf voll Punsch für den Lukenposten, ehe der Kessel mit dem noch immer beträchtlichen Rest den Mannschaften überantwortet wurde. —

Es dauerte nicht lange, da widerhallte die Mühle von lustigem Lärm und Gesang, eine Stimmung, die bei den lebhaften Franzosen ziemlich lange vorhielt, so daß die in der Küche harrenden Müllersleute schon an der gehofften Wirkung ihres Gebräus verzweifelten.

Von Zeit zu Zeit ging der Müller auf die Galerie hinaus und sah nach dem Wetter. Die Nacht rückte vor; es war pechdunkel und die nassen Nebel ließen auch von den Lichtern am Strande — Schiffe lagen zurzeit nicht in der Nähe — nichts erkennen.

Auch Michel schlich sich einigemal auf die Galerie, um den Posten zu beobachten, bis er triumphierend berichten konnte, der Wachsoldat hocke in seiner Nische neben dem leeren Punschtopf und schnarche, als wolle er die Mühle durchsägen. Er habe ihn zugedeckt, damit die Kälte ihn nicht munter mache.

Nun entstand aber die Furcht, daß die Wache abgelöst werden könne, daran schien aber niemand zu denken; denn, nachdem in den Borderräumen noch großer Lärm und sogar wüßter Zank und Streit geherrscht hatte, wurde es merklich immer stiller. Einige der Trinker suchten ihr Lager, andere schloßen auf ihren Plätzen, mit dem Kopf auf dem Tische, ein, wieder andere sanken zu Boden. Bei den Herren Offizieren sah es nicht besser aus. Sie lagen schlafend auf dem Kanapee und den Teppichen, zwei waren gar in ihren Polsterstühlen beim Dominospiel eingeschlafen.

Leise auf Socken schlischen der Müller und der Knecht herbei, um sich von der gründlichen Wirkung ihres Schlummerpunches zu überzeugen, und sahen mit inniger Befriedigung, in wie feste Bande der Schlaf die Berauschten geschlagen hatte. Regungslos wie Bären im Winterschlaf lagen sie, nur ein großer strammer Unteroffizier mit schwarzem Knebelbart regte sich, starrte aus glasigen Augen um sich und lallte: „Qui vive?“ Gleich darauf übermannte ihn die Schlastrunkenheit wieder, er streckte sich zu recht und seine regelmäßigen, psalmodierenden Atemzüge verrieten, daß auch er nicht mehr zu fürchten war.

Nun schloß der Müller die Türen der Räume, in denen sich die schlafenden Franzosen befanden, von außen ab, eine Vorsicht, die kaum nötig war, denn der tiefe Schlaf und starke Rausch waren sicherer, als Fesseln und Kiegel für die davon Besangenen.

Gewagt und kühn war das Unternehmen, welches der Müller und sein Knecht vorhatten, doch ohne Zaubern und mit freudiger Zuversicht gingen sie ans Werk. Nachdem sie sich überzeugt, daß auch der Posten auf der Luken Galerie noch immer in klafertiefem Schlummer lag, lösten sie die Ankerketten und kappten die Tauen, welche die Schiffsmühle auf dem Fluß nahe dem Ufer bei der Stadt festhielten und sanft und lautlos setzte sich die kleine Wasserburg in Bewegung und trieb leise wiegend die Elbe hinab.

Ein unbeschreibliches Wonne- und Triumphgefühl bemächtigte sich des Müllers, als er seinen Streich gelingen sah. Er rechte die Arme gen Himmel, wie im Dankgebet der Erlösung, doch noch galt es, fest am Steuer zu stehen und seine Mühle ruhig und sicher durch die Nacht bis Apollensdorf gleiten zu



Die Herren Offiziere lagen schlafend auf dem Kanapee und auf den Tischen.

lassen. Die Müllersfrau saß inzwischen in der kleinen Schlafkammer neben der Küche am Bett ihres schlummernden Kindes und betete, Gott möge ihnen Hilfe leihen und Befreiung schenken. Mit einem aus Angst und Hoffnung gemischten Gefühl gewahrte sie, daß ihr Heim sich in Bewegung setzte. Sie legte schützend und segnend ihre Hand auf des Knaben Haupt. Der schlug die Augen auf.

„Mutterchen, was ist das? Mein Bett schaukelt, es schwimmt fort!“

„Nein, mein Kind, es steht fest und die lieben Englein wachen über uns.“

„Schaukeln die lieben Englein mit unsrer Mühle?“

„Das kann schon sein! Schlafe nur weiter, wir sind in Gottes Hut!“

„Wo sind die Franzosen? Sie lachen und schreien ja nicht mehr!“

„Nein, sie schlafen jetzt alle. Es ist Nacht.“

„Warum schläfst du nicht, Mutterchen?“

„Ich werde meinen Kopf auf dein Kissen legen, so, da schläfst sich's gut.“

Befriedigt schloß der Knabe wieder die Augen und sank wieder in Schlummer. Auch die Müllerin verhieß sich still, wenn auch ihr Herz heftig klopfte

und ihr Ohr beständig lauschte, ob nicht ein vorzeitig Erwachter den kühnen Plan ihres Mannes vereiteln könne, was mit einem Todesurteil für den Müller gleichbedeutend gewesen wäre. Ein günstiger Umstand war es für die Fahrt der Schiffsmühle, daß auf ihrem Wege die Elbe frei von Schiffen war. Lagen doch der Handel und die damit verbundene Schifffahrt gänzlich darnieder in der Umgebung des besetzten Wittenberg, nur vereinzelt Fischerfahne schaukelten am Ufer oder glitten scheu dem dunklen Ungetüm der Schiffsmühle aus dem Wege.

Jetzt näherte sie sich den durch den Nebel glühenden Lagerfeuern der Preußen bei Apollensdorf. Michel entzündete eine Laterne, entfaltete eine preußische Fahne und schwenkte beides an der Spitze des Gefährtes.

Der Müller steuerte mit sicherer Hand dem Ufer zu. „Halt! Werda?“ ward vom Land durch Nacht und Nebel gerufen.

„Gut Freund mit wichtiger Fracht!“ tönte es von der Mühle zurück. Die Anker rasselten hinab. Ein Boot löste sich von der Mühle, wenige Ruderstöße brachten den Müller ans Ufer, wo ihn preußische Soldaten umringten und ins Hauptquartier brachten. Er legte rasch den Offizieren die Geschichte dar und nicht lange dauerte es, da war die Schiffsmühle mit preußischem Militär besetzt, das sich beeilte, die Franzosen gefangenzunehmen.

Sie lagen noch immer im tiefsten Schlaf. Man nahm den Soldaten die Waffen fort, was leicht geschehen konnte, aber die Schläfer zu ermuntern war nicht so leicht. Der schwarze Unteroffizier war wieder der erste, der mit dem Rufe: „Vive l'empereur!“ emporsprang, aber der letzte, welcher die Situation begriff, denn daß der stille meunier und sein dummer Michel sechs Offiziere, zwei Unteroffiziere und zehn Gemeine mit seiner Mühle in preußische Gefangenschaft gesteuert hatte, war ihm unsachbar.

Die Offiziere begriffen ihr tragikomisches Mißgeschick auch nur nach und nach. Da aber die Preußen sie sehr höflich aufklärten, schnallten sie bleich und zähneknirschend ihre Degen ab und fügten sich ins Unvermeidliche.

Den meisten Franzosen ging über die Situation erst ein volles Licht auf, als die Morgensonne die Nebel auf der Elbe zerstreute, so daß das preußische Lager am Ufer sichtbar ward.

Als ein junger, deutscher Offizier seinen blonden Kopf in die Tür der Schlafkammer steckte und fröhlich „Guten Morgen, Müllerin!“ rief, wirkten diese Worte statt des gewohnten: „Bon jour, Madame!“ wie eine Erlösung und Bekehrung.

Tränen der Freude füllten die Augen der Frau und ihre Hände falteten sich zu einem Dankgebet.

Der Müller ward für seine mutige Tat später vom König Friedrich Wilhelm III. belohnt. Als Wittenberg von den Preußen entsetzt war, erhielt der Müller das Recht, sich für seine Mühle den besten Platz auf der Elbe bei der Stadt auszusuchen.

Das tat er und noch bis vor zwanzig Jahren hat die historische Schiffmühle an ihrem guten Platz unterhalb der Elbbrücke gelegen. Trotzdem sie ein starkes Hindernis und eine Gefahr für die Schifffahrt bildete, konnte sie, kraft ihres Privilegiums nicht beseitigt werden, bis endlich der Besitzer sich durch eine erhebliche Summe zum Aufgeben des Platzes bewegen ließ.

So reißt sich also diese Elbmühle würdig den andern historischen Mühlen Deutschlands an, von denen ich nur die Windmühle von Sanssouci erwähnen will, sowie die Mühle von Taurroggen, wo York den Vertrag mit Rußland abschloß, der den ersten wichtigen Schritt zur Befreiung vom Joch des Korjens bedeutete.

### Hermann Klingbeil's Weibnachtsbaum.

Von E. Kühn.

„Mutter!“

„Was ist denn?“ Die blasse Frau fragt es, ohne den Blick von der rasselnden Nähmaschine zu heben.

„Weibnachtsbäume schreibt man doch in einem Wort, nicht wahr?“

„Natürlich. Wie kommst du denn darauf?“ Nun hält sie doch einen Augenblick an und blickt zu dem elfjährigen Blondkopf, ihrem Ältesten, hinüber, der am Tische beim Schein der Küchenlampe sitzt — die große Lampe braucht Mutter bei der Näherei — und Schularbeiten macht. Flüchtig streift das sorgliche Mutterauge dabei den sechsjährigen Willy, der drei Stühle zu einer Eisenbahn zusammengebaut hat und Lokomotive, Führer, Passagier und Dampfspeise in einer Person ist, und die kleine Lotte, die sich an der Erde mit einem bunten Lappen vergnügt und dabei lustig kräht.

„Ach, ich mache Aufsatz. Herr Schmidt hat heute gesagt, wir sollten uns mal selbst einen Aufsatz wählen. Worüber wir wohl am liebsten schreiben möchten? Da hat Fritz Borgmann — der ist immer so — mit einemmal ganz laut durch die Klasse geschrien: »Von Weibnachten!« Herr Schmidt hat gelacht und hat gefragt: »Möchtet ihr das wohl?« Da haben wir alle gesagt: Au ja! »Schön,« hat Herr Schmidt gesagt; »dann schreibt mal zu Hause auf: Warum ich mich auf Weibnachten freue. — Jetzt bin ich so weit! Und auf dem Markt da steht Herr Klaaßen und verkauft Weibnachtsbäume. Dann will ich so schreiben: Wenn ich vorbeigehe, dann suche ich mir immer schon einen aus für uns. Kann ich wohl so schreiben, Mutter?“

Frau Klingbeil seufzt auf und blickt schweigend in das Licht. Ihr war plötzlich das Herz so schwer geworden. Also draußen bereitete man sich schon auf das Fest vor! Sie hatte dazu noch keine Zeit gefunden. Tagein, tagaus saß sie, wenn sie ihren kleinen Haushalt besorgt hatte, an der Maschine und arbeitete.

Das Leben hatte sie hart angepackt. Noch im vorigen Jahr um diese Zeit, da waltete Gesundheit

und Frohsinn in diesen Räumen. Da war ihr Mann eines Abends, als er vom Dienst kam, mit einem prächtigen Weibnachtsbaum fröhlich angestapft gekommen. Das war ein Jubel gewesen, und die Augen der Kleinen hatten geleuchtet, als wär's andern Tags schon Christnacht! — O Gott! Er sollte den Frühling nicht mehr erleben. Die Erde war noch hart gefroren, da betteten sie ihn draußen zur ewigen Ruhe.

Wie schwer war es doch, sich und die Kinder ehrlich und anständig durchs Leben zu bringen! Die kleine Pension, die sie als Briefträgerswitwe erhielt, reichte nicht hin und nicht her. Du dürfte sie sich der Trauer um den geliebten Toten nicht lange tatenlos hingeben. Das Leben stellte Ansprüche. Die hungrigen kleinen Mäuler wollten gestopft sein, die Miete mußte pünktlich gezahlt, die Kleidung ergänzt, erneuert werden. Ihr Stolz war es immer gewesen, daß ihre Kinder so sauber ausjahren. Schmutz und Unordnung waren ihr in den Tod zuwider. Da hieß es arbeiten und wieder arbeiten und sparen, wo es nur ging.

Jetzt hatte die Frage ihres Ältesten ihren Gedanken eine neue Richtung gegeben. Zu einem Weibnachtsbaum langte es diesmal wirklich nicht. Die kleine Lotte war so schwer krank gewesen. Was sie erspart hatte, war draufgegangen, ja eine kleine Summe schuldete sie dem Arzt immer noch. Nach dem Fest, hatte sie ihm gesagt. — Es tat ihr im Innersten weh: solange sie denken konnte, hatte beim Fest nie der Christbaum gefehlt.

„Mutter,“ rief es ungeduldig vom Tische her, „du antwortest mir ja gar nicht.“ Nach der Meinung des Jungen hatte sie eigentlich lange genug über seine Frage nachgedacht.

„Nein, Junge, es geht diesmal wirklich nicht!“

„Was denn, Mutter? Ich habe dich doch gefragt, ob ich den Satz —“

„Ach so —“ die Frau fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Komm mal her zu mir, Hermann! Ich möchte mit dir reden.“

Bewundert schob sich der Junge in den Lichtkreis der großen Lampe. Mit zitternder Hand fuhr ihm die Mutter über den dichten Schopf und sagte: „Sieh mal, mein lieber Junge, der Willy und die Lotte sind noch zu dünn, die verstehen mich noch nicht. Aber du bist schon ein großer Mensch, mein verständiger Ältester. Mit dir kann ich vernünftig reden. — Einen Weibnachtsbaum kann ich euch diesmal nicht kaufen. Sieh mich nicht so traurig an, Hermann, es drückt mir ja selbst beinahe das Herz ab! — Der Doktor bekommt noch zwanzig Mark, die ich ihm nun schon acht Wochen schulde. Hörst du? Acht Wochen schon! Er drängt mich ja nicht, aber gerade deshalb muß ich doch erst recht daran denken, ihn sobald wie möglich zu bezahlen, nicht wahr? — Na ja — und dann ist zu Neujahr wieder die Miete fällig. Ich habe das Geld noch nicht völlig beisammen, aber bestellte Arbeit habe ich genug, und wenn der liebe Gott mich gesund bleiben läßt, dann

denke ich zum neuen Jahr alles richtigmachen zu können. Oder möchtest du wohl, daß es uns so geht, wie denen da drüben, die aus jeder Wohnung hinausgewiesen werden, weil sie immer die Miete schuldig bleiben? — Siehst du, ich wußte ja, daß du ein verständiger Junge bist. Mir selbst fällt es, ach, so schwer, daß wir diesmal keinen Baum haben werden; aber du siehst doch selbst, daß es einfach nicht geht, nicht wahr, Hermann?“

Hermann nickte, während ihm die hellen Tränen über die Backen liefen. Zum ersten Male in seinem jungen Leben fiel die Erkenntnis ihm wuchtig auf die Seele, wie schwer seine Mutter ums Dasein zu kämpfen habe. Mit einer schnellen Bewegung schlang er seinen Arm um ihren Nacken und sagte schluchzend: „Laß nur Mutter — wir — brauchen ja auch — keinen.“ —

Die Maschine rasselte schon längst wieder, Willy ließ zum so und sovielten Male seinen Zug „abfahren!“, die Kleine quetschte in dem allgemeinen Geräusch immer lauter — da rang sich in Hermanns Kopf ein Plan durch, so kühn und gewaltig, daß es ihm selbst fast den Atem benahm.

Er selber wollte seiner lieben guten Mutter einen Weihnachtsbaum schenken.

Peter Klaaßen schmunzelte. Das Weihnachtsgeschäft ging heuer recht flott. Wenn's so weiterging, dann war er diesmal seine Bäume schon vorm Heiligabend los. Vergnügt pendelte er, die Hände in den Taschen seiner Flausjacke, in der immer Lichter verbenden Allee aus Edeltannen und Fichten auf und ab. Jetzt stand er am Eingang seiner Allee still und richtete seine Augen auf einen Jungen, der in langen Sähen über die Straße sprang und auf ihn zusteuerte. Es war Hermann Klingbeil.

„Na, Jung', besorgt?“

Hermann nickte fröhlich.

„Hat's auch ein ordentliches Trinkgeld gegeben?“

Statt aller Antwort zeigte Hermann vergnügt einen Fünfer.

„Na, so 'ne feine Dame und bloß 'n Sechser? Die hätte dir auch wirklich 'nen Groschen geben können.“

Das fand nun Hermann nicht. Fünf Pfennig — das war doch schon ein schönes, rundes, blankes Stück Geld. Ein Groschen wäre doch wirklich zu viel dafür gewesen; er hatte den Baum doch bloß in die Nebenstraße, ein paar Häuser weit, getragen.

— Freilich, das hatte er schon gemerkt, von heute auf morgen ließ sich nicht ein Kapital aufspeichern, groß genug, um einen Baum dafür zu kaufen. Zumal wenn man nur zwei Stunden am Tage dafür opfern konnte. Denn er mußte doch auch zu Hause tüchtig zusaffen und die Schularbeiten sollten auch erledigt werden. Aber von vier bis sechs jeden Nachmittags, da schickte Mutter ihn hinaus in die frische Luft: er sollte mit den andern Jungen spielen und sich rote Backen holen. Die gute Mutter! Wie beseligend war ihm das Bewußtsein, daß sie ja keine

Ahnung hatte von dem Abkommen, das er mit Peter Klaaßen getroffen, von der Überraschung, die er ihr zugebracht hatte! Er mußte immer wieder an ihre Worte an jenem Abend denken, an ihre Traurigkeit, ihre Sorgen. Ihren „verständigen Ältesten“ hatte sie ihn genannt. O, sie sollte sehen, daß sie sich nicht in ihm getäuscht hatte. —

Gewiß, langsam ging's. Die meisten Leute trugen den gekauften Baum selber nach Hause, oder sie hatten einen dienstbaren Geist mit, der es ihnen besorgte. So blühte ihm nicht jeden Tag das Glück. Aber hin und wieder kam doch einmal eine Dame, der er schüchtern seine Dienste anbieten durfte. Zweimal hatte er sogar schon einen Zehner bekommen. So ein Glück! —

Er wußte ganz genau, wieviel Geld er schon hatte. Trotzdem schlich er jetzt wieder einmal, sich scheinbar umsehend, hinter eine riesige „Doppeltaune“, um dort verstoßen mit seinem Schatz zu liebäugeln, den er in Papier eingewickelt in der Westentasche trug. 65 Pfennige! — Das war sehr viel Geld — aber es langte noch immer nicht ganz. Die billigsten Bäume, die Peter Klaaßen „führte“, kosteten achtzig und davon hatte er heute den vorletzten weggetragen. Nun stand nur noch der eine billige dort auf der Ecke. Wenn man ihm nur den nicht auch noch vor der Nase wegkaufte! Eine rechte Angst besiel ihn, sobald ein Fußgänger vor diesem Bäumchen stehen blieb und es musterte. Die andern kosteten gleich eine Mark, und auch davon gab's nicht mehr viel. „Es sind in diesem Jahre wenig Bäume zu haben“, hatte er Peter so oft zu Käufern sagen hören, wenn ihnen der Preis zu hoch erschien. Und Peter mußte es doch wissen!

Doch er durfte sich hier nicht festgrübeln. Vorwärts und die Augen offen halten! Nur ja nicht die Gelegenheit verpassen! Als er wieder aus seinem Versteck hervorkam, um sich zu Peter zu wenden, da stockte sein Fuß, und seine Augen weiteten sich. Da stand Peter mit einer älteren, freundlich dreinschauenden Dame vor seinem Bäumchen! Sie schienen schon handelseins zu sein; denn die Dame zog ihre Börse und Peter winkte zu ihm herüber. Da quoll es heiß in dem Jungenherzen auf. Er hatte das schöne Ziel schon so nahe gesehen; nun war es mit einem Schlage wieder so fern gerückt, so fern. —

Eine unsägliche Bitternis, Trost- und Mutlosigkeit kam über ihn, als er mit dem Bäumchen an der Seite der Dame dahinschritt. Es ward ihm doch zu schwer gemacht! Nun würde er's wohl überhaupt nicht mehr schaffen. Und er hatte sich so darauf gefreut, seiner Mutter —

Plötzlich übermannte es ihn, so sehr er auch die Zähne zusammengebissen hatte. Ein heftiges Schluchzen brach aus seiner Brust hervor.

Die Dame wandte jäh den Kopf zu ihm. „Was ist dir, Kleiner? Warum weinst du denn?“  
Sofort erstarb das Schluchzen. Er schämte sich. Ein großer Junge — und weinen! Tapfer schluckte



er die Tränen herunter. Die Dame schaute zwar so herzensgut aus. Aber er konnte ihr doch nicht hier auf der Straße, in dem Gewühl dahinhastender Menschen sein großes Leid klagen! Und lügen mochte er nicht. So schweig er, die Augen auf den Boden gehettet. Verstoßen wüßte er sich mit dem Handrücken über die Augen.

Die freundliche Dame fragte nicht weiter; aber sie sah ihn forschend von der Seite an. Merkwürdig! Der Junge machte mit seinem weichen Gesicht und in seiner ordentlichen, sauberen Kleidung durchaus nicht den Eindruck des hungernden Straßenjungen, der in seiner Pfliffigkeit und Verschlagenheit die hundertertei Wege kennt, auf denen so ein Bürschlein zu frühem, heimlichem Geldwerb auszieht. Sie ahnte, daß dies Knabenherz dort ein großes Weh barg, das zu offenbaren es sich schämte.

Sie waren angelangt. Zwei Treppen hoch öffnete die Dame eine Tür, neben der auf einem Schilde „A. Wellner, Lehrerin“ zu lesen stand.

Der Baum wurde in der Küche abgesetzt. Dann nötigte sie ihn in das mollig-warme Stübchen, und während sie Licht machte, fragte sie, wie er heiße. „So, Herrmann Klingbeil? — Weißt du, Herrmann, wir sind beide recht tüchtig durchgefroren: willst du nicht eine Tasse warmen Kaffees mit mir trinken?“

Und ehe Herrmann noch eine Antwort gemurmelt hatte, stand da schon vor ihm auf dem Tische eine Tasse, und daneben lockte ein Stück goldgelben Streuselkuchens. Aus der Ofenröhre zog die Dame dann ein blühendes Kännchen und goß den duftenden braunen Trank in Herrmanns Schale.

Wie behaglich es hier war, und wie nett die Dame mit ihm plauderte! „Gerade wie Mutter!“ dachte Herrmann. Vor ihrem liebevollen Blick taute sein Herz auf, und bevor er noch seine Tasse geleert hatte, da wußte Fräulein Wellner alles, was er ihr in kindlicher Herbheit zuvor verschwiegen hatte. —

Aber jetzt mußte er gehen, wirklich. Das „Geschäft“ rief.

„Hier, mein kleiner Freund,“ sagte sie, ihm 35 Pfennige auf den Tisch legend. „Nun kannst du dir deinen Baum kaufen und ihn deiner Mutter bringen. Grüße sie schön von mir!“

Des Knaben Herz pochte. Vor seinen Augen flimmerte es, und wie durch einen Nebel sah er unendlich die Geldstücke. So war also das heißerstrebt Ziel erreicht! Er wollte vor Freude aufjauchzen. — Da besann er sich. Nein doch — das durste er ja nicht nehmen, das war ja viel zuviel. 35 Pfennige für den kurzen Gang! — Rasch ebbte die Flut seiner Gefühle zurück. Er fühlte im Innersten — das hier sei ein Almosen. Es war ja so lieb von der Dame, aber — nein — er war doch kein Betteljunge! Nein — er durste es nicht nehmen!

„Ach nein,“ flötete er verlegen, „das kann — das darf ich nicht nehmen. Das ist ja viel zuviel.“

Da mußte auch alles gütige Zureden nichts. Auch das versing nicht, daß sie ihm vorhielt, sie habe ihm

ja eigentlich seinen Baum fortgenommen und müsse ihn doch dafür entschädigen. Er blieb dabei, die Hände auf dem Rücken: Mutter würde sehr schelten, wenn er ihr das erzählte.

Fräulein Wellner stand einen Augenblick verblüfft und ratlos diesem Fartgefühl gegenüber. Was für ein Stolz steckte doch in diesem bescheidenen Jungen! Dem mußte man anders kommen. — Da erjann sie eine kleine List. Auf ihrem Schreibtische lag ein Zeitungsartikel, den sie schon lange der verheirateten Schwester versprochen hatte. Während sie ihn unauffällig in ein Kuvert schob und die Adresse darauf schrieb, sagte sie: „Gut, lieber Herrmann, du willst dir also deinen Baum nur durch redliche Arbeit verdienen. Das ist brav von dir. — Du sagtest ja wohl, daß dir deine besten „Kunden“ zehn Pfennige gegeben hätten? — Siehst du, so viel hatte ich dir auch zugebacht. Hier, nimm!“ Herrmann dankte gerührt. „Aber nun möchte ich dich bitten, mir noch einen Gang zu besorgen. Weißt du, wo die Breitenstraße ist? — Schön. Ich habe hier einen Wertbrief, den ich dahin — hier steht die Adresse — schicken möchte. Auf der Post muß ich für solchen Brief 30 Pfennige zahlen, und ein Dienstmann tut's erst recht nicht billiger. Wenn ich einen Boten hätte, der's für 25 täte, so könnte ich fünf Pfennige sparen. Möchtest du mir wohl den Gefallen tun?“

Da atmete Herrmann freudig auf. Daß sie überhaupt noch fragte! Von Herzen gern natürlich. So konnte er der lieben Dame, die so gütig gegen ihn war, ja noch zu einer Ersparnis verhelfen. Es war immerhin noch eine glänzende Bezahlung. Aber



wenn er die gute Stunde, die draufgehen würde, in Betracht zog, so standen doch hier Leistung und Gegenleistung in einem einigermaßen erträglichen Verhältnis. — Daß dahinter eine List steckte, ahnte sein argloses Gemüt nicht.

Den vermeintlichen Wertbrief wohlverwahrt, trachte er fröhlich fort.

„Jung, du selbst willst 'n Baum kaufen für Müttern?“ Peter Klaafen rief es in höchster Verwunderung aus. Dann ging er kopfschüttelnd mit dem strahlenden Hermann von einem Baum zum andern und half ihm selbst den schönsten aussuchen. „Da, Hermann, den nimm! — I bewahre, dir geb' ich 'n für 90,“ sagte er, als Hermann ihm seine fast endlose Reihe von Fünfern und Zehnern in die Hand gezählt hatte; „ne Mark nehme ich bloß von den reichen Leuten, die's geben können.“

Da wurde Hermann lähn. „Herr Klaafen, dann geben Sie mir man für die zehn Pfennige noch Zweige! Damit putzen wir dann die Stube aus, wie's Vater voriges Jahr auch gemacht hat.“

Peter hatte mit einem Male so merkwürdig an seinen Augen zu wischen; die „tränten“ ihm „manchmal so“. „Ach, Hermann,“ brummte er, „mach keinen Unfimm! Nimm dir umsonst, soviel du tragen kannst! Das ist dafür, daß du mir auch manchmal im Geschäft geholfen hast.“ —

Mit seiner süßen Last rannte Hermann — er kam ja beim Gehen gar nicht recht vorwärts — die Straßen entlang, nach Hause, zur Mutter. — — Stroben aber preßte eine blasse, schluchzende Frau ihre zuckenden Lippen immer und immer wieder auf die ihres Jungen: „Mein Hermann — mein lieber — lieber, verständiger Aeltester!“

### Die enttäuschte Lisel.

Der Müllersepp war der einzige Sohn und Erbe seines vermöglichen Vaters und daher von den heiratslustigen Mädchen um so mehr begehrt, als auch seine Statur, sein Aeußeres nichts zu wünschen übrig ließ.

Allein, so fleißig die Dorfschönen bis jetzt ihre Reize nach ihm ausgeworfen hatten, der Müllersepp ließ immer noch frant und frei, gehobenen Hauptes, durchs Dorf und keine konnte sagen, daß sie schon einen besondern Eindruck auf ihn gemacht oder gar sein Herz in Fesseln geschlagen habe.

Das war nun den hübschen Mädchen sehr gegen den Strich, daß sie ihre Reize und Liebenswürdigkeiten so mißachtet sehen mußten, und einmal, es war an einem schönen Sommerabend unter der Dorflinde, wo die jungen Leute, darunter auch der Müllersepp, sich eingefunden hatten, sagte des Bärewirts Christel, eine üppige Brünnette mit sehr geschliffenem Schnabel, nachdem sie schon mit den andern Burschen mutwillig geschäkert hatte: „Und du, Müllersepp, willst scheint's unter die Kapuziner, oder ist dir am Ende keine von uns gut genug? Aber wir wollen's einmal abwarten. Man hat es schon erlebt, daß gerade die Sprödesten, wenn's 'mal losgeht, am meisten Feuer schlagen.“ —

„Mag sein,“ gab der Sepp zurück. „Aber die mich will, muß schon Teig an den Händen haben.“

Das war ersichtlich so eine Art Blumenprache

und er meinte damit, daß das Mädchen seiner Wahl schön, reich, fleißig, mit einem Wort, ein Ausbund von einem Weibe sein müsse.

Des Dobelbauern Lisel aber, die alles wörtlich nahm, wie die Wiedertäufer die Bibel, und den Sepp, da er ihr nächster Nachbar war, gar zu gern gehabt hätte, schrieb sich Sepps Aeußerung hinter die Ohren und ließ immer, wenn sie am Backen oder Knöpfle machen war, etwas Teig an den Händen und an der Schürze hängen, um ihm, wie sie meinte, zu gefallen.

Aber obschon sie dieses Verfahren Jahr und Tag treulich einhielt, der spröde Sepp tat keinen Zuf, daß er sie möchte.

Das ärgerte natürlich die Lisel. Sie glaubte ihm helfen zu müssen und sagte eines Tages frischweg: „Sepp, jeh heßt d' Mühl' überno' und jottsch notwendig e Frau ha. Was meinst du vo mir?“

„Bo dir,“ sagte der spröde Sepp, „mein' i, daß du doch e wenig z' schmutzig und dreckig bischt für e Mülleri. Du wäschisch jo d' Händ' nie und d'r Schurz glänzt ball as wie ne Spiegel. Do hätte d' Lüt Appetit zue mim Mehl, wenn eso ne Mülleri unter der Tür' sie bigrücke tät'. Mei, i danke, Lisel, aber junst nit für unguet!“

„Herr Jesis,“ sagte das Lisel, „i ha jo d' Händ' und d'r Schurz nur dir z'lieb nit g'wäsche, wil du unter d'r Linde zue 's Bärewirts Christel g'sait heisch, die, wo dich wöll, müeß Teig an de Händ' ha. — Also dir z'lieb bin i e ganz' Johr lang so umenander g'losse, voll Mehl und Teig, und jeh chunsch mer däväg.“

„Soo,“ sagte der Sepp lachend, „du heisch mini Wort' eso usg'sagt? Nit übel, i müeß es sage. Aber ebenejo müeß i sage: Us uns wird's nie nit; denn jeh bisch mer nit nur z' schmutzig, nai au z' dumm!“ Sprach's und ging und ließ die Lisel stehen wie einen indischen Göken.



### Unnötige Mahnung.

Gefängniswärter:

„Obacht! Hier kommt eine Stufe.“

Vagabund: „No net ängstlich! Die Stuf'n hob i scho kennt, eh Sie in de Windl'n g'leg'n san.“

## Zwei Kriegskameraden.

Nach einer wahren Begebenheit von J. Wilhelmi.



Es war im Jahre 1866. Ich war kaum sechs Jahre in pfarramtlicher Tätigkeit in einer Gemeinde des nassauischen Rheingaus. Erregte Zeiten waren angebrochen. Schon das Jahr 1865 hatte jene seltsamen Zudrungen gezeigt, die großen Ereignissen voranzugehen pflegen. Die Spannung zwischen den beiden deutschen Großstaaten, Oesterreich und Preußen, war auf das höchste gestiegen. Sie konnte, das fühlte man, nur durch des Schwertes Schneide oder nach dem geflügelten Worte Bismarcks „durch Blut und Eisen“ gelöst werden. Wir in Nassau, und zumal im Rheingau, waren in einer schwierigen Lage. Der Regent des Landes stand auf österreichischer Seite, auf die ihn die ganzen Erinnerungen der Vergangenheit — hatte er doch in Wien seine Jugendzeit verlebt — drängten; der größere Teil der Bewohner Nassaus, soweit sie nicht klerikal waren, neigte sich zu Preußen, war doch unser Weinbau und im nördlichen Teile des Herzogtums der Bergbau und Hüttenbetrieb, überhaupt unser ganzer Handel auf ein inniges Zusammengehen mit Preußen hingewiesen.

Und nun brach der Krieg los, und Nassau stellte sich auf die Seite Oesterreichs. Da schwankte das Herz vieler hin und her. Nach der einen Seite zog es die Liebe zum Herzog, einem edlen, wohlmeinenden Monarchen, nach der andern Seite die naturgemäße Hinneigung zu dem preussischen Staate.

Sogleich bei Beginn des Krieges war die freiwillige Liebestätigkeit auf dem Plane. Barmherzige Schwestern, Diakonen und Diakonissen, freiwillige Pfleger und Pflegerinnen eilten auf den Kriegsschauplatz, und aus unserer Gegend wandten sie sich nicht nach dem weitentfernten Böhmen, sondern nach dem Main, wo die preussische Mainarmee gegen die

Süddeutschen kämpfte, wo unsere Söhne und Brüder im Felde standen. Auch aus meiner Gemeinde meldete sich eine Reihe von Jünglingen und Jungfrauen, die in der Pflege der Verwundeten und Kranken auf dem Kriegsschauplatz tätig sein wollten. Sie bedurften einer Führung. So zog ich denn in Gemeinschaft mit einem benachbarten Geistlichen in den letzten Tagen des Juli mit elf Diakonissen und freiwilligen Pflegern und Pflegerinnen aus.

Ich will die schwierige Reise in jenen Tagen, da vielfach der Eisenbahnverkehr auf weite Strecken unterbrochen war, der Weg durch feindlich einander gegenüberstehende Truppen ging, nicht weiter schildern, nicht die hochinteressante Leiterwagenfahrt durch die Waldungen des Speffart, da wir in dem durch Wilhelm Hauff bekannten „Wirtshaus im Speffart“ übernachteten.

Die ehemalige Räuberherberge war nun von preussischen Truppen, von freiwilligen Pflegern überfüllt. Auf dem Flur lagerten dicht nebeneinander preussische Soldaten, in ihre Mäntel gewickelt, auf dem flachen Boden oder auf einem Häufchen Stroh im Schlaf, in dem Wirtszimmer drängten sich Neuangekommene, eine bescheidene Erquickung suchend. Es war ein malerisches Bild.

Nach einer unruhigen Nacht fuhren wir in der Morgenfrühe weiter nach Würzburg, wo, nur durch den Main getrennt, Preußen und Bayern einander gegenüberstanden. Dort fanden wir die Lazarette auskömmlich von Pflegern und Pflegerinnen besetzt, und so zogen wir weiter nach Tauberbischofsheim.

Tauberbischofsheim zeigte überall noch die Spuren des erbitterten Kampfes, der am 24. Juli dort getobt hatte. Die Wände der Häuser trugen zahlreiche Kugelspuren, an den Wohnungen waren vielfach die Läden heruntergerissen und die Dächer teilweise von Geschützklugeln zerstört.

Preußen und Württemberger hatten hier in hartem Kampfe gegeneinander gestanden. Dreimal waren die Württemberger mutig über die Tauber vorgedrungen, und dreimal waren sie von der meist aus Westfalen bestehenden Division Göben zurückgeworfen worden. Die ganze Misere des Kleinstaatenums zeigte sich hier offen vor unseren Augen. Die Gegend hatte widergehallt von dem Donner der Geschütze und dem Geknatter des Kleingewehrfeuers, und die verbündeten süddeutschen Truppen hatten die Württemberger allein gelassen. Zwei Stunden von Tauberbischofsheim hatten Hessen und Nassauer gelagert, die Offiziere hatten ihre Generale bestürmt, dem Schlachtendonner entgegenzueilen und den Verbündeten zu Hilfe kommen zu dürfen, aber es war ihnen entgegnet worden, man habe sich erst gestern geschlagen, heute seien die Württemberger dran. Während die Preußen, wo nur das Getöse eines Kampfes ihnen entgegenklang, darauf zueilten, um einzugreifen, fehlte bei den Verbündeten das elementarste Zusammenhalten. Die Hessen und Nassauer vergnügten sich bei Harmoniemusik, während die Schwaben im blutigen Kampfe standen. Es mußte so sein; es sollte

eben in diesem Kriege offenbar werden, wie verrottet der Zustand der Bundesarmee sei, so daß es ihr ergehen mußte, wie fünfzig und hundert Jahre vorher der Reichsarmee, im Volksmunde die „eilende Reichsarmee“ genannt, die mangels inneren Zusammenhaltes überall auseinandergesprengt wurde.

Im Lazarett in Tauberbischofsheim fanden wir in bunter Mischung verwundete Preußen und Württemberger friedlich nebeneinanderliegen. Unsere Dienste bei denselben wurden dankbar angenommen, aber nur für die nächste Zeit. Es war die Ankunft anderer freiwilliger Pfleger unter Führung eines Johamiters angekündigt, die in wenigen Tagen erwartet wurden. So sollten wir denn bis zu ihrem Eintreffen hier bleiben, um dann nach einem größeren Lazarett in der Nähe, wo es noch an der rechten Versorgung der Verwundeten fehlte, abgeschoben zu werden. Mir wurde ein kleiner Saal anvertraut, in dem ich unter Beistand eines Gehilfen die leibliche und geistige Pflege der Kranken zu übernehmen hatte. Der am schwersten Verwundete war ein württembergischer Füsilier, der einen Schuß in die Brust erhalten hatte. Viel reden konnte man nicht mit ihm, noch weniger vermochte er zu antworten; aber dankbar nahm er jede Liebeserweisung, jedes freundliche Wort, das man an ihn richtete, an. Daß er nicht lange mehr zu leben habe, sah man auf den ersten Blick. Zweimal ist es mir begegnet, daß, wenn ich ein Wort an ihn richtete, ihm einen Dienst der Liebe erwies, ein Blutstrom sich seiner gequälten Brust entrang. Da galt es nur, seine Schmerzen zu lindern, ihm das letzte Stündlein zu erleichtern. Ich hatte einen Tag und eine Nacht bei ihm gewacht. Gegen Abend zog ich mich, todmüde wie ich war, von ihm zurück, um einige Stunden zu ruhen. Der Heilgehilfe vertrat mich an seinem Lager. Als ich nach Anbruch d. s. Tages in den Saal zurückkehrte, war man schon daran, den eine Stunde zuvor Verstorbenen wegzutragen, und das Todesbett des Heimgegangenen zu einer Lagerstätte für einen anderen Verwundeten herzurichten.

Wer war der Entschlafene? Niemand wußte es genauer. Ein toter Württemberger, das war genug in der damaligen Zeit der Verwirrung. Das einzige, das über seine Verhältnisse vielleicht Auskunft geben konnte, war ein Brief, den der Heilgehilfe in seinen Beinkleidern gefunden hatte, und den er mir überreichte, damit ich daraus, wenn möglich, die Persönlichkeit des Verlebten feststelle. Es war ein zerknitterter, zerlesener Brief, sichtlich von der Hand eines im Schreiben weniger Geübten. Er stammte, wie schon die Anrede ergab, offenbar von der Schwester des Toten.

Kirchberg, den 19. Juli 1866.

Mein lieber Bruder Konrad!

Du stehst draußen mit den Kameraden im Felde, und Tag und Nacht denken wir hier in der Heimat an Dich, wie es Dir wohl gehe. Da will ich Dir schreiben in der Hoffnung, daß wir vielleicht auch ein Briefchen mit Nachrichten von Dir erhalten können.

Wir wissen es ja, wie schwer Dir das Schreiben draußen sein wird. Wie der Herr Lehrer uns sagte, seid Ihr viel auf dem Marsch und bedrängt von den preussischen Soldaten. Ach, möchte doch der liebe Gott bald dem Kampfe ein Ende machen, und Dich uns heil und gesund zurückgeben! Jeden Mittwoch halten wir Betgottesdienst, und ist die Kirche ganz voll von Leuten, auch solchen, die nicht, wie wir, Brüder und Söhne im Kampfe haben. Denn alles nimmt an Euch herzlich Anteil. Am letzten Mittwoch hielt der Herr Pfarrer den Betgottesdienst über den 27. Psalm. Es war gar bewegend, als er uns ermahnte, uns nicht zu fürchten, denn Ihr ständet draußen in Gottes Hand, der der Herr sei über Leben und Tod. Wir sangen: „In allen meinen Taten laß ich den Höchsten raten.“ Aber trotz allem ist die Furcht doch nicht ganz von uns genommen. Es ist ja für uns gar schwer, Dich nicht zu haben und um Dich uns zu bangen, wo Michele so schwächlich ist, und der Vater, seit er die Überfahrung gehabt, auch nicht mehr so kann, wie er will. Gott der Barmherzige erhalte Dich uns!

Sonst geht es im Haushalt ganz ordentlich. Der Michele arbeitet, was er kann, und ich mühe mich auch ab, damit Du alles in gutem Stande findest, wenn Du wiederkommst. Auch Dein Mariele hilft uns fleißig, obwohl es sehr sorgenvoll ist und viel um Dich weint. Es legt noch einen Brief an Dich bei. Hoffentlich treffen Dich unsere Briefe.

Gott sei mit Dir, lieber Bruder! Lasse bald etwas von Dir hören. Viele Grüße von uns allen.

Deine treue Schwester Barbara.“

Dies der Brief, aus dem nur einige unwesentliche Ortsneuigkeiten hier weggelassen sind.

Obwohl man im Felde im täglichen Anblick so vielen Elendes ziemlich abgehärtet wird, las ich doch den Brief mit tiefer Bewegung. Ich dachte mich hinein in den Schmerz des Vaters und der Geschwister, wenn sie die Nachricht von dem Tode ihres

Angehörigen empfangen, in den Schmerz des Mariele, das wohl seine Braut war. Der Brief von ihr, auf den die Schwester hingewiesen, lag nicht an.

Da der Brief ohne Umschlag und ohne Adresse war, beschloß ich, ihn an den Ortsgeistlichen zu



senden, der wohl die Absender leicht ermitteln und ihnen die erschütternde Nachricht von dem Tode des Sohnes und Bruders überbringen könne. Bei der damals herrschenden Unterbrechung der Verkehrsverhältnisse dauerte es etwa acht Tage, bis ich Antwort erhielt. Der Verstorbene, so schrieb mir mein Amtsbruder, sei Konrad Schäffer, Sohn eines ältern Landmannes, Sebastian Schäffer, der schon viel Trübsal erlitten, seine Frau und mehrere Kinder verloren und nun den Heimgang des jüngsten, sehr tüchtigen Sohnes zu betrauern habe. Der ältere Sohn, Michele, sei nicht stark, viel von Rheumatismus geplagt, so daß Konrad die Stütze seines alten Vaters, der vor einem Jahre erst einen Schlagfluß — Überföhrung, wie man dort jagt — erlitten, gewesen sei. Die ganze Familie sei unbescholten und sehr brav, und bedauere das ganze Dorf tief diese neue, schwere Prüfung, die über sie gekommen. Das Mariele sei die Braut des Konrad, die alleinlebende Tochter des verstorbenen fröhlichen Lehrers, ebenso ein unbescholtenes frommes Mädchen, das sich seither durch Näharbeiten für die naheliegende Stadt ernährt habe. Es sei ihm, so schrieb der Geistliche weiter, eine schwere Aufgabe gewesen, der Familie die Nachricht von dem Tode Konrads zu bringen; er habe es mit großer Vorsicht tun müssen, da der Gesundheitszustand des alten Vaters viel Rücksichtnahme nötig mache. Die Angehörigen Konrads hätten ihm nun heute, nachdem sie den ersten Schmerz überwunden, gesagt, sie seien entschlossen, nach Tauberbischofsheim zu reisen, um das Nähere über den Heimgang Konrads zu hören und sein Grab zu besuchen. Den Brief der Barbara Schäffer sandte er, wie ich gebeten, mit deren Zustimmung zum Andenken an das Erlebte an mich zurück.

Zwei Tage später wurden die Angehörigen Konrads mir gemeldet. Ein alter Landmann, die Spuren viel erlittenen Erdenleids auf dem Angesicht tragend, die Tochter und die Braut des Verlebten, alle in Schwarz gekleidet. Der Michele hatte zu Hause bleiben müssen.

Es waren ernste, erschütternde Stunden, die ich mit ihnen verlebte. Von dem schweren Leiden des Sohnes sagte ich nichts, um den Schmerz der Trauernden nicht zu vermehren. Aber ich erzählte, er sei fromm und gottergeben gestorben, so daß mich seine Geduld tief gerührt habe.

„Er war immer,“ erwiderte der Vater Schäffer, „ein frommer und gottesfürchtiger Sohn; nie hat er mir Kummer gemacht, vielmehr mir in meinen Leidestagen von Herzen beigestanden.“

Die Schwester und die Braut schluchzten leise. Vor allem der Braut, einem lieblichen Mädchen mit feinen Gesichtszügen und sprechenden schwarzen Augen, ging alles sehr nahe, ihr, die durch den Tod des Bräutigams offenbar das innigste Liebesband gelöst sah.

Längere Zeit brauchte ich, die Trauernden in ihrem neuen Schmerzausbruch wieder etwas zu beruhigen, daß sie vernünftig waren, mit mir auf den Friedhof

zu geben. Den alten Vater unterstützte ich, tröstliche Worte zu ihm redend, die Mädchen gingen nebenher. Das Grab lag mitten unter vielen neu aufgeworfenen Gräbern; wir hatten es mit einem schlichten Kreuze bezeichnet. Weinend knieten, während ich ein Gebet sprach, Braut und Schwester an dem Grabhügel nieder. Dann legten sie die mitgebrachten Kränze als letztes Liebeszeichen auf das einsame Grab.

Am Abend vertieften sie Tauberbischofsheim, den Ort, da alle ihre Hoffnungen vernichtet lagen.

Kaum war mir in meinem Amtsleben das Leid des Scheidens in so erschütternder Weise nahegetreten. In jenen Tagen aber war nicht Zeit, dem Schmerze



Dann legten sie die Kränze auf das einsame Grab.

wiel nachzuhängen. Am folgenden Tage schon trafen die für Tauberbischofsheim bestimmten Pfleger und Pflegerinnen ein, und ich verließ mit meiner Schar den Ort, um eine Pflagestation in Wertheim zu übernehmen, wo noch Hilfe not war.

In Wertheim zeigte sich uns ein ganz anderes Bild. Wenn Tauberbischofsheim ein Feldlazarett für die Schwerverwundeten hatte, so fanden wir in Wertheim ein Reservelazarett, in das die Leichtverwundeten und Genesenden abgeschoben worden waren. Wir hatten hier Kranke und Leichtverletzte zu pflegen, von denen nur ein Teil an das Bett gefesselt war, während die meisten frei umhergehen durften. Hier trug einer den durch einen Schuß verwundeten Arm in der Binde, dort gingen andere mit verbundener Stirn umher oder konnten sich nur mittelst einer Krücke fortbewegen. So konnten denn für sie in der zu einem Lazarett umgewandelten Schule Gottes-

dienste im kleinen eingerichtet werden, Gebetstunden, Abendmahlsfeiern, die vielfach herzeindringender gefeiert wurden, als solche in den herrlichsten Kirchen. Auf einem alten Harmonium, das sich vorfand, spielte ein Leichtverwundeter nach dem Gehör ein einfaches Kirchenlied: „Ach bleib mit deiner Gnade“ oder „Was Gott tut, das ist wohlgetan“, die Männer sangen mit, und dann folgte die Ansprache und eventuell noch die Kommunion, die mit tiefer Nührung gefeiert ward.

Doch bald nahete eine ernstere Prüfung. Man raunte sich zu, daß hier und da Choleraerkrankungen vorgekommen seien, und in Kürze war es kein Geheimnis, daß diese furchtbare Krankheit sich bei uns eingemischt hatte und ihre Opfer forderte. Sie führte meist sehr rasch zum Tode. Ein junger Arzt, der abends noch Krankenbesuche gemacht, war um vier Uhr morgens schon an der Cholera gestorben. Zwei Heilgehilfen, die mittags noch mit uns bei Tisch gesessen, erlebten den andern Morgen nicht mehr. Zwei uns gegenüber wohnende Damen, deren Fenster in den Hof des Lazarett's gingen, auf den unvorsichtigerweise die Entleerungen von Choleraerkranken gebracht worden waren, wurden an einem und demselben Tage hinweggerafft. Es waren erschütternde Tage, wenn jeden Morgen die Kunde von neuen Erkrankungen oder Todesfällen an uns kam, und ich gestehe, daß es auch mir tieferst um das Herz ward im Hinblick auf die unheimliche Krankheit, die mit so furchtbarer Schnelligkeit den Menschen packte und es jedweden ins Gedächtnis rief: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfassen.“ Hatte ich doch daheim ein junges Weib gelassen, das nichts ahnte von der Gefahr, in der wir schwebten, und zwei lieblich aufblühende Kinder.

Doch es galt hier, unverrückt in seiner Pflicht zu stehen. Viel Hilfe konnte ja der Geistliche den von der Cholera Ergriffenen nicht leisten, da sie meist in Bewußtlosigkeit dalagen. Aber es galt doch, täglich mehrmals die Krankenzimmer zu besuchen, dadurch den Pfliegern den Mut zu stärken, und an die Kranken, die nicht bewußtlos waren, ein ermutigendes tröstendes Wort zu richten. Ein Oberarzt war eingetroffen, der neue Maßregeln anordnete, auf eine strenge Lüftung der Krankenzimmer, die seither verschlossen geblieben waren, drang und mit stärkeren Heilmitteln eingriff.

Unter den Kranken war ein Württemberger, der eine nicht schwere Schußwunde an der Achsel des rechten Armes gehabt, und nun, in der Genesung begriffen, der Cholera anheimgefallen war. Der Arzt gab für ihn wenig Hoffnung, da der durch die Schußwunde geschwächte Mann nicht genug Widerstandskraft haben werde, die tödtliche Krankheit zu überwinden. Aber seine Widerstandskraft erwies sich stärker, als man geglaubt. Der Kranke ward in ein besonderes Zimmer gebracht, sein Leiden milderte sich, und nach wenig Tagen konnte man schon hoffen, ihn dem Leben zu erhalten. Ich ging ab und zu bei ihm, ihn durch Handreichung und Zuspruch auf-

zurichten; sichtbar lebte er auf, und nach etwa acht Tagen durfte er als gerettet betrachtet werden. Er hatte etwas sehr Zutrauliches in seinem Wesen, wie Zutrauen und Offenherzigkeit ja auch eine hervortretende Eigenschaft des schwäbischen Volkscharakters ist.

Als ich ihn eines Morgens besuchte, fand ich ihn außer Bett, und er fragte mich, ob er eine Gefälligkeit von mir erbitten dürfe, deren Gewährung ihm sehr am Herzen liege. Ich bejahte dies als selbstverständlich, und so bat er, ich möge ihm doch einen Brief an die Seinen schreiben. Sie seien gewiß, da sie keine Nachricht von ihm hätten, in großer Unruhe um ihn; aber zuerst habe er wegen seiner Armwunde nicht schreiben können und dann sei er von der Krankheit befallen worden, so daß er niemand um den Liebesdienst für ihn zu schreiben, habe bitten können. Ich möge, so fuhr er fort, vorzüglich Auskunft geben über sein Ergehen, von der Cholera aber, die ihn ergriffen habe, nichts sagen, da der Vater leidend sei und nicht zu sehr erschrecken dürfe. Er habe zwar, so erzählte er weiter, vor allem an seine Braut zu schreiben, aber diese werde sofort, wenn ich Nachricht über ihn gegeben, von den Seinen davon benachrichtigt werden, so daß auch sie beruhigt sei. Er gab mir die Adresse seines Vaters an: Sebastian Schäffer in Kirchberg.

Unwillkürlich fuhr ich zusammen, als ich diesen mir bekannten Namen hörte. Er hatte das bemerkt und fragte, ob ich vielleicht den Namen schon vernommen.

Doch ich hatte mich schon gefaßt und bedacht, daß ich dem noch leidenden jungen Mann nicht sagen dürfe, was mich bei Angabe der Adresse seines Vaters so tief bewegte. Dazu durchkreuzten mich in diesem Augenblick noch die verschiedensten Gedanken. Es war mir noch ganz und gar unklar, wie es möglich sei, daß der alte Landmann, mit dem ich in Tauberbischofsheim das Grab seines Sohnes besucht, denselben Namen trage, wie der Vater meines jetzigen Schutzbefohlenen.

So erwiderte ich nur, daß ich in Tauberbischofsheim einen verwundeten württembergischen Füsilier kennen gelernt, der meiner Erinnerung nach auch in Kirchberg seine Heimat habe.

„In Kirchberg? Das müßte Simon gewesen sein,“ antwortete mir mein Pflegling: „Wir waren unserer drei aus meinem Heimatsorte, außer mir noch Johann Rabenbach bei der Artillerie und Karl Simon, der mit mir in derselben Kompagnie stand. Er war mir besonders befreundet. In der Schule haben wir nebeneinander gesessen und sind zusammen konfirmiert worden. Noch am Abend vor der Schlacht bei Tauberbischofsheim habe ich mit ihm zusammengeseßen, von der Heimat mit ihm geplaudert und ihm, da wir uns trennen mußten, einen am Tage vorher eingetroffenen Brief meiner Schwester gegeben, damit er daraus erfahre, wie es in unserem Orte stehe. Der Arme hatte ja niemand, der ihm von dort Nachricht gab.“

Langsam ging mir ein Licht auf.

„Und haben Sie den Brief wieder erhalten? Ich interessiere mich für solche Briefe an die im Felde Stehenden?“

„Nein. Am anderen Tage wurden wir schon in der Morgenfrühe alarmiert, die Preußen rückten heran, die Vorbereitungen zum Kampfe wurden getroffen, und da ich gleich bei Beginn der Schlacht verwundet ward, sahen wir einander nicht mehr. Haben Sie vielleicht etwas von Simon gehört? Wissen Sie, wie es ihm ergangen ist? Er lebt doch wohl noch?“

Ich erwiderte ihm, daß sein Freund schwer verwundet gewesen und gestorben sei, eine Mitteilung, die er mit bewegtem Herzen vernahm, um aber doch die Bemerkung daran zu knüpfen, daß er eine Waise gewesen sei, dem keine Eltern oder Geschwister nachweinten.

Die Eröffnung, die der Soldat mir gemacht, hatte mich tief ergriffen.

Daß eine Verwechslung der beiden württembergischen Krieger stattgefunden, und daß wir den noch Lebenden als tot betrauert hatten, war mir klar geworden. Der an Schaffer gerichtete Brief, der in den Beinkleidern des verstorbenen Simon gefunden worden war, hatte die Irrung veranlaßt, Schaffer sei der Verlebte. Aber ich erkannte, daß ich dem kaum etwas Genesenen die volle Wahrheit noch nicht enthüllen, ihm nicht sagen dürfe, daß er als tot von den Seinen betrauert werde.

Ich bedurfte Zeit zu überlegen, was zu tun sei, und so legte ich denn Konrad dar, ich wolle zu Hause den Brief an die Seinen schreiben und nachmittags mit demselben zurückkehren, damit er ihn vor der Absendung lesen könne. Damit gewann ich Zeit, mich auf das Weitere zu bestimmen.

Am Nachmittag kehrte ich zurück. Das hatte ich eingesehen, daß durch ein Schreiben nach Kirchberg in diesem Falle nichts zu erreichen war. Ich durfte denen, die den Sohn, Bruder und Bräutigam schon als tot betrauert, nicht plötzlich die briefliche Kunde bringen, daß er noch lebe. Nur mündlich und nach und nach konnte dem alten, kränklichen Vater und den Seinen die frohe Botschaft beigebracht werden. Darum sagte ich Konrad, ich wollte nicht schreiben, sondern selbst nach Kirchberg fahren; ich habe mit dem Pfarrer dorten in Briefwechsel gestanden, so daß ich ihn gern persönlich kennen lerne. Bei dieser Gelegenheit könne ich besser, als durch einen Brief, seinen Angehörigen mitteilen, wie es um ihn stehe.

Er war damit einverstanden, und ich machte mich am folgenden Tage auf nach Kirchberg. Die Bahn brachte mich ziemlich nahe an den Ort. Von der letzten Bahnhstation hatte ich noch zwei Stunden zu gehen. In Kirchberg besuchte ich zunächst den Geistlichen. Der war ob der wunderbaren Kunde hocherstaunt und erfreut. Lange saß ich im Gespräch mit ihm. Endlich nach längerer Beratung kamen wir überein, daß ich allein in das Schäffer'sche Haus gehen solle, da ich so besser, als wenn mein Amtsbruder zugegen sei, der Familie vorsichtig die frohe Nachricht überbringen könne. Der Pfarrer sagte

mir, wo das Schäffer'sche Haus sei, in dem ich wohl auch die Braut Konrads treffen werde; sie sei auf Wunsch des alten Schaffer zu ihm gezogen, der sich nur ungern von ihr, gleichsam dem letzten Vermächtnis seines Sohnes, trenne.

Ich trat in ein freundliches Gehöfte. Ein in guter Ordnung gehaltener Obst- und Gemüsegarten zog sich um drei Seiten des Hauses herum, während die vierte Seite von dem Hof und den Wirtschaftsgebäuden begrenzt war. An der Wand der Südseite des Hauses rankte sich ein gut gepflegter Weinstock, an dem schon die Trauben sich färbten, in die Höhe, blühende Rosen standen auf einem Beet an der Haustüre. Alles gab das Bild eines behaglichen Wohlstandes und zeugte von der Arbeitsamkeit und Ordnungsliebe des Besitzers.

Im Wohnzimmer traf ich alle bis auf den Michele, der eben nach dem Vieh sah, versammelt. Der Hausvater war mit einer Schnitarbeit beschäftigt, ihm zur Seite seine Tochter bei einer häuslichen Verrichtung und seine Schwiegertochter an einer Näharbeit. Sie erkannten mich sogleich und bewillkommten mich herzlich, wenn auch wehmütig bewegt. Die Braut mit ihrem sinnigen Blick, den von Tränen umflorten Augen machte in ihrer schwarzen Kleidung vor allem einen tiefbewegenden Eindruck.

Bald brachte, was mir auch lieb war, der Vater das Gespräch auf seinen Verlust.

„Ich,“ sagte er, „bin ein alter Mann, meine Tage sind gezählt, und bald werde ich hier auf Erden nicht mehr zu leiden haben, sondern vereint werden mit meinen Lieben, die mir vorausgegangen; aber leid tut es mir um meine Kinder und vor allem um das Marielu, die mir wie eine Tochter an das Herz gewachsen ist.“

Das schöne Mädchen neigte seinen Kopf auf des Vaters Schulter und weinte heftig.

Wie gern hätte ich getröstet, den Trauernden gesagt, daß nicht zur Trauer Anlaß sei, sondern zur Freude! Aber ich mußte noch davon schweigen. Nur langsam und nach und nach durfte den Tiefbetrübten die Freudekunde, daß Konrad noch lebe, nahe gebracht werden.

Ich wußte nichts Rechtes zu sagen, so lenkte ich denn das Gespräch auf die Schrecken des Krieges im allgemeinen, auf die schwere Krankheit, die in Wertheim gewütet, auf die Leiden, die über so viele Eltern und Angehörige von Kriegern gekommen seien. Und dann fuhr ich langsam fort, darzulegen, wie doch manchmal alles ganz anders komme, als man erwartet. Ich erzählte, daß die Zeitungen aus Böhmen Nachricht gebracht von einem verwundeten Soldaten, der als tot auf einem Karren unter den Leichen gefallener Krieger fortgeführt worden sei und in dem man doch nachträglich noch Spuren von Leben entdeckt habe, also daß er in der Pflege seiner Eltern, die ihn aufgesucht, zur Genesung geführt worden sei.

„Die glücklichen Eltern,“ sagte der Vater, „mir gibt niemand meinen Konrad wieder.“

Ich schwieg anfangs, sah ihn dann still an und

sprach: „Es geschehen noch immer Zeichen und Wunder; öfter als man denkt, führt Gott uns aus tiefer Not zur Errettung. Glaubt das nur.“

Der alte Vater blickte mich zweifelnd an. Doch die Braut, der die Liebe Ohr und Blick geschärft hatte, schien besser mein anfängliches Schweigen und meine darauf folgenden dunklen Worte deuten zu können, sprang erschreckt auf und eilte auf mich zu: „Herr Pfarrer, Sie verhehlen uns etwas.“ Und als ich nicht antwortete, sondern nur liebevoll und freundlich ihr in die Augen blickte, fuhr sie fort: „Sagen Sie, ist etwas geschehen? Konrad, Konrad, er lebt doch nicht noch?“

Alle fuhren entsetzt auf.

Da sah ich, daß hier ein längeres Versteckenspielen nicht mehr nötig sei, und so antwortete ich: „Gott



Doch die Braut sprang erschreckt auf und eilte auf mich zu.

läßt oft mitten in der tiefsten Leidensnacht die Freude aufgehen. Ja, Eurer Konrad lebt. Es war eine Verwechslung geschehen; der in Tauberbischofsheim Verstorbene war ein anderer. Ich habe Konrad noch gestern gesehen und bringe Euch allen seine Grüße.“

Dem Gefühlsausbruch der drei Leute, zu denen sich noch der Michele gesellt, zu schildern, ist fast unmöglich. Die Braut hatte mit verklärtem Blick die Arme gen Himmel gebreitet: „Konrad, Konrad, o barmherziger Gott!“ Dann war sie neben dem Sessel des Vaters in die Knie gesunken. Der Alte saß mit gefalteten Händen sprachlos da, die beiden Mädchen lagen weinend auf den Knien und bargen das Haupt auf seinem Schoße, während der Michele tiefbewegt im Hintergrunde stand. Ich mußte erzählen, darlegen, wodurch man der Verwechslung der beiden Soldaten auf die Spur gekommen, wie der Konrad aufs neue am Rande des Grabes gestanden, als er an der Cholera erkrankt gewesen, wie aber nun die Gefahr vorüber sei.

Am liebsten hätten die Leute sofort die Pferde, angespannt, um mit mir aufzubrechen nach Wert-

heim, den Verlorengegläubten dort zu umfassen. Davon aber konnte keine Rede sein. Auch Konrad bedurfte der Schonung nach seinem immer noch angegriffenen Zustande. Ich mußte erst mit dem Arzte sprechen, wann er ohne Gefahr für seine Gesundheit die Seinen sehen könne. Es mußte ihm zunächst langsam beigebracht werden, daß er schon als tot sei betrauert worden.

Auch der Ortsgeistliche, der mittlerweile eingetreten war und herzliche Worte zu den Anwesenden sprach, die Nachbarn und Freunde des Hauses, unter denen sich mit großer Geschwindigkeit die Kunde von dem Geschehenen verbreitet hatte, rieten, die Reise nach Wertheim noch vorläufig aufzuschieben. Die Angehörigen Konrads erkannten dies als richtig an, und ich versprach ihnen, nach Rücksprache mit dem Arzte sofort zu schreiben, wann sie kommen dürften.

So ward denn nur für mich der Wagen gerüstet, auf dem mich Michele mit stinken Pferden gegen Abend zur Bahnhstation brachte. Er hatte Tannenzweige auf seinen Hut und an seine Peitsche gesteckt und saß mit seiner von Rheumatismus etwas gekrümmten Gestalt fröhlich auf dem Vorderstis des ländlichen Fuhrwerks. Als ihm ein lecker Burche mit Rücksicht auf seinen grünen Schmuck scherzhaft zurief: „Der Michele ist Hochzeiter,“ knallte der sonst ob seines Leidens leicht reizbare junge Mann laut mit der Peitsche und rief lustig zurück: „Ja, und den Herrn Pfarrer hat er gleich bei sich.“

Was soll ich weiter sagen von der Eigriffenheit des Konrad, als ich ihm nach und nach alles beibrachte, und ihm erzählte von dem Jubel der Seinen, daß sie ihn wieder hätten, daß seine Braut zuerst die Wahrheit erkannt! Was weiter von dem Glück, das über die Familie kam, als sie einige Tage später einander sehen durften! Ich bin ein Mann. In dem Schweren, das ich in den letzten Monaten hatte sehen müssen, Krüppel mit zerhossenen Gliedern, Sterbende in den Qualen der Krankheit, waren mir die Nerven noch ziemlich gestählt worden. Aber ich mußte, als die glückliche Familie wieder zusammen war in dem kleinen Krankenzimmer und sie aus tiefbewegtem Herzen zueinander sprachen, mich oft zum Fenster wenden, um die Tränen zu verbergen, die mir unwillkürlich in die Augen traten.

Eines schönen Tages will ich noch Erwähnung tun. Der alte Schäffer zeigte mir hundert Gulden, die er für ein Grabmal Konrads bestimmt gehabt; dafür soll nun ein Grabstein für Simon beschafft werden. So gab die dankbare Gesinnung auch dem einsamen Grab des Verwaisten seinen Schmuck.

Einige Tage später schlug auch für mich die Stunde des Abschieds. Ich hatte einen Trupp Genesender auf dem Main nach Frankfurt zu bringen. Von dort reiste ich zurück in meine Heimatgemeinde.

Nach zwei Jahren erhielt ich einen Brief von Konrad. Er war schon länger verheiratet und eben hatte ihm sein junges Weib das erste Söhnchen in die Arme gelegt, dem Großvater das erste Enkelkind.



## Warum der Grandauer Bartel nicht nach Amerika ging.

Erzählung von Heinrich Kühnlein in München.



a, das ist so 'ne eigene Geschichte, die den Grandauer Bartel in Unglück und Torheit verstrickte, fast das Leben gekostet hätte und ihn schließlich doch wieder ins richtige Geleise brachte.

Er war der jüngste Sohn des Bürgermeisters in einem Frantendorf, und es hat weit und breit keinen aufrechteren Dorfschulzen gegeben, als eben seinen Vater, den alten Jörg Michel Grandauer. So der richtige „Bauernkönig“, der keinen Widerspruch vertrug, im Amt so wenig wie im eigenen Haus! Wenn er einen, der ja einmal aufmucken wollte, so mit seinen stechenden grauen Augen anstierte, die Brille von der derben Hakennase auf die Stirn schob, die rechte Faust in die Seite stemmte und dem Widerpenstigen so nah auf den Leib rückte, daß die beiden Gesichter fast zusammenstießen — dann gab der halb klein bei und war zur Ansicht des Bürgermeisters befehrt. So kurierte der Jörg Michel Grandauer seine Leute.

Aber man sollte es nicht glauben: ganz so einfach, wie in der Gemeinde war das Regiment seinem eigenen Jüngsten gegenüber doch nicht, und manches, was er dort durchdrückte, blieb ihm hier unerfüllt. Das kam davon, daß der Alte, vielleicht zum einzigenmal in seinem Leben, gerade bei ihm die scharfe Grenze von Recht und Unrecht doch nicht so genau eingehalten hatte. Und wie bitter rächte sich das an ihm, wie am Glück und Frieden seines Hauses!

Unser Grandauer Bartel hatte nämlich noch drei ältere Brüder, die vom Vater — natürlich auch ohne viel Umstände — zum Studieren bestimmt worden waren, während er, der Jüngste, keineswegs minder begabt als die andern, ein Bauer werden mußte.

Solange sich nun die Brüder mit dem Griechischen, der Mathematik und „sunstiger Gelahrtheit“ herumzuschlagen hatten, lachte sich unser Bartel die Haut

voll und beneidete sie keineswegs. Vielmehr ging ihm seine Freiheit da draußen auf dem Dorfe über alles, und er freute sich seines Lebens.

Ward auch anders mit der Zeit! Denn wie er so in die Jahre kam, wo Verstand und eigenes Nachsinnen allmählich aufwachen, und wie da die Brüder als Doktoren und Professoren so der Reihe nach in geachtete Stellungen einrückten, bekam die Sache auf einmal ein anderes Gesicht. Jetzt war er halt doch nur „der dumme Bauer“, zu dem ihn der Vater gestempelt hatte, und mußte sehen, wie man sich in den Studienkosten der Brüder arg verrecknet hatte, und das väterliche Gut bedenklich zusammengeschmolzen war. Das wurmte ihn Tag und Nacht, kränkte und verdroß ihn bei jeder Arbeit, die ja doch nur zu einem kümmerlichen Leben verhelfen konnte. Und es ist der Neid kein so seltener Gast im Menschenherzen, daß er sich bei einem Unzufriedenen nicht auch einmal gegen die eigenen Brüder wenden könnte.

Hier war's der Fall. Immer mehr verbiß sich Bartel in das peinigende Gefühl, daß er nichts, die Brüder aber geachtete Männer seien, immer nagender wuchs seine Mißgunst, immer düsterner wurde sein ganzes Sein und Denken. Kein Mensch war ihm schließlich so zuwider, wie er sich selbst. Das war besonders zu der Zeit, als er seiner Militärpflicht genügt hatte und wieder ins Dorf zurückgekehrt war. Als Soldat — ja da war's doch noch was anderes! Da stellte er doch etwas vor, war ein „schneidiger Jäger“, wegen seines Vorvorkommenden Wesens bei Kameraden wie Vorgelegten beliebt und anerkannt. Aber jetzt — in dem Nest da? Da war er wieder nichts als „der dumme Bauer“ und noch dazu verdammt, es in Ewigkeit zu bleiben. Eine Stimmung kam über ihn wie zum Verzweifeln.

Da geschah's, daß der Grandauer Bartel sich nun öfters als nötig im Keller zu tun machte. Dort lag der junge Wein, der feurige Most, heuer besonders stark geraten und bald sein einziger Tröster. Wenn dann der Bartel endlich wieder aus dem Keller zum Vorschein kam, dann war er verdüstert, mürrisch und zu keiner Arbeit aufgelegt.

Tiefbetrübt sah solch schlimme Wendung die Mutter, kummervoll fragte sie sich nach der Ursache dieser Verirrung, schlaflos lag sie manche Stunde der Nacht: ihr jüngster und auch ihr liebster Sohn, auf den sie so hohe Stücke gehalten, war ihr auf Abwege geraten, aus einem vernünftigen, rührigen Menschen, dem sonst die Arbeit so flink und freudig von der Hand gegangen, war ein trunkener Müßiggänger geworden. Vor dem Vater suchte sie als echte Mutter, die nie die Hoffnung aufgibt und auch ein gesunkenes Kind nie als verloren betrachtet, des Sohnes Treiben so lange zu verbergen, als es ging.

Es ging nicht lange: einem Jörg Michel Grandauer verheimlichte man nichts!

Eines Tages nach dem Mittagessen beschied er den Sohn barsch und kurz in seine Amtsstube. Das allein schon war ein Beweis, daß es sich um etwas

Außergewöhnliches handelte. Seine Amtsstube, jenseits des Hausganges den Wohnräumen gegenüber gelegen, war ihm ein Heiligtum, jedem Uneingeweihten verschlossen. „Frau und Kinder haben da nichts zu suchen — dort bin ich Bürgermeister!“ war seine Rede.

Aber jetzt stand sein Jüngster vor seinem Amtstisch wie ein Sünder.

„Du trinkst in der letzten Zeit mehr, als du vertragen kannst — das hat aufgehört! Verstanden?“ sprach er rauh und abgehakt, wie wenn er sich zu jedem Worte zwingen müßte, zum Sohne. Der knurrte etwas Unverständliches halblaut hervor, verstieg sich aber nicht zu offener Widerrede. Durch solches Murren nur noch mehr gereizt, schreit der Alte mit gerötetem Kopf: „Von heut an ist der Keller zu für dich — verstanden, Lump!“

Dies Schimpfwort trifft den Bartel tief. So hat er den Vater noch nicht gehört, er schrickt zusammen und wankt aus der Amtsstube hinaus. Aber auf die Dauer rührt ihn solch barsches Wesen nicht und bessert ihn nicht: nur trotziger ist er von heut ab und verschlossener. Einen Wortstreit dem Vater ins Gesicht? Nein, den wagt er nicht! Doch nur um so verbissener, mit um so stillerem Grimm beginnt von dieser Stunde an zwischen Vater und Sohn ein dumpfer, aber regelrechter Kampf ums — Kellerschloß!

Vor eine solche Riesenaufgabe hatte sich der Alte doch noch nicht gestellt gesehen. Alle seine Wachsamkeit, all seine Umsicht — umsonst! Und hätte er den Keller mit siebenfachen Schlössern verriegelt, ein einziger Willhieb öffnete dem Bartel, während den Vater Amtsgeschäfte aus dem Hause riefen, doch den Weg zu seinem Trostspender, dem Wein. Er mußte selber staunen über sich: in kurzer Zeit hatte er sich eine ganz merkwürdige Gewandtheit darin angeeignet — ein einziger Schlag, und das festeste Vorlegeschloß lag gesprengt zu Bartels Füßen.

Und nun mußte es der alte Jörg Michel Grandauer erleben, daß ihm das eigene Kind an sein innerstes Wesen griff — daran griff? — nein, daß der Sohn den ureigensten Charakterzug des Vaters, der ihn eben zum wahrhaftigen Meister seiner Bürger gestempelt hatte, völlig zuschanden machte. Der Alte, energisch und unbeugsam bis zum Starrsinn, gewohnt, daß man im Dorfe dem leisesten Wink von ihm gehorchte — gegen die Leidenschaft und Trunksucht seines Sohnes war er machtlos, wie ein Kind. Verjähloß man ihm den Keller, so erbrach er ihn; verkaufte er den Vorrat seiner Weine bis zum letzten Tropfen, so fand der Sohn den Weg ins Wirtshaus und zu schlimmer Gesellschaft obendrein. Denn an Leuten fehlte es dort nie, deren Widerspruch Jörg Michel Grandauer einst gebrochen hatte, und die nun dadurch an ihm Rache nahmen, daß sie seine Ohnmacht im eigenen Hause beißend verspotteten, ihn zur Zielscheibe blöder Wiße machten und den Sohn gegen den Vater hetzten.

So war's düster geworden im Hause des Bürger-

meisters. Da wurde ihm fast das Leben verleidet, gewiß aber sein Amt. Wie konnte er noch von fernem Stehenden Gehorsam fordern, wenn ihm dieser von seinem Nächsten verweigert wurde? So viele Hunderte hatten bisher seinem Augenwinke gehorcht. Wie sollten die es verstehen, daß er den eigenen Sohn nicht im Zaum zu halten vermochte? Begibt man sich nicht des Rechtes zu herrschen, wenn uns vom nächsten besten der Gehorsam mit Fug gekündet wird? Solche Widersprüche wußte er mit seinem Wesen nicht zu vereinen und gab den Bürgermeisterposten auf.

Schwerer noch lastete des Hauses Schmach auf Bartels Mutter. Treuherzig und gütig in ihrer tiefsten Seele, konnte sie es nicht fassen, wie ihr der Sohn so viele Liebe mit solchem Leid vergelten, wie er sein eigenes Glück so mit Füßen treten konnte. Oftmals ruhte ihr Auge, wenn er eine bessere Stunde hatte, fragend auf ihm, als müsse er sie verstehen. Aber er gewahrte nicht, wie sich die Mutter in Gram um ihn verzehrte, wie ihre sonst so frohen, braunen Augen immer matter, ihr Gesicht immer schmaler und bleicher, ihre Seele immer trauriger wurde, — er sah es nicht, von Leidenschaft gefesselt und verblindet!



Ein einziger Schlag und das festeste Vorlegeschloß lag gesprengt zu Bartels Füßen.

Da starb die Mutter. Ihr Tod verfehlte seine Wirkung auf Bartel nicht: ein letzter Rest von Lieb' und Klarheit lebte doch noch in ihm. Er hielt inne in seinem Treiben, wurde nüchterner und verjählochte sich mit dem Vater.

Freilich — ein allzugroßes Vertrauen setzte dieser nicht auf dauernde Besserung. Immerhin war doch ein erster Schritt getan! Aber es war eigentümlich:

schwankend geworden in seinem Glauben zog sich der Alte wie auf sich selbst zurück, wurde noch wortfarger als zuvor, nachdenklich und mit scharfen Augen forschend. Wie aus einem Verstecke beobachtete er den Sohn auf Schritt und Tritt, mißtrauisch und neugierig zugleich, wie denn nun die Sache werden sollte.

Da fügte sich's, daß er aus Zweifel und dumpfem Hinbrüten erlöst wurde von einer Seite, von der er's am wenigsten erwartet hätte. Wie ein Frühlingshauch nach winterlicher Qual wehte es da noch einmal durch das Herz des Alten.

In einem wunderschönen Maiabend — inzwischen hatte man seit dem Tode von Bartels Mutter wieder einmal geherbstet und nach einem frühzeitigen überstrengen Winter sich eines desto lieblicheren Frühlings erfreut — an einem solchen Abend also kam Marianne, das bravste Mädchen vom Dorf, ins Bürgermeisterhaus hinüber. Sie stand mit Bartel in gleichem Alter, nur um ein paar Monate jünger, und hatte sich schon in den Kinderjahren am liebsten zu ihm als Spielkameraden gehalten. Um so näher war auch ihr des Nachbarjohnes beklagenswerte Führung gegangen, und wenn die andern, hier leiser, dort lauter, doch niemals ohne geheime Schadenfreude für den „gestrengen“ Herrn Bürgermeister über „den Trunter“ zischelten, so hatte Marianne immer noch ein liebes, aus Klarheit und treuer Hingabe entspringendes Wort für ihren Bartel, den Genossen freundlich heiterer Tage aus ihrer ersten Jugendzeit. Und jetzt — welche Freude für sie! — jetzt war es ja besser geworden mit ihm, und besser nicht zum mindesten durch ihren begütigenden, treulich zusprechenden Einfluß. O wenn sie auch noch den letzten Rest von allem Unehrenthaften aus seinem Leben tilgen könnte, wenn Bartel wieder als aufrecht-klarer Mann vor ihr und aller Welt erschiene!

Von solchem Wunsche besetzt ging sie zu Jörg Michel Grandauer hinüber.

Der saß, wie immer um diese Abendzeit, in seinem Lehrstuhl am Fenster, in ein Zeitungsblatt vertieft. Bewundert schaute er auf, als Marianne eintrat, und betrachtete das schöne Mädchen mit freundlich-fragenden Blicken. Er war sichtlich erstaunt darüber, wie Marianne so unbeachtet von ihm in seiner nächsten Nähe zu solcher Lieblichkeit emporgediehen war. Ja — der Wirrwar im eigenen Hause hatte ihn um den Blick für die Freude im Nachbarhaus gebracht.

Aber nun war's für den alten Mann, als sei Jugend, Glück und Sonnenschein mit Marianne auf einmal wieder bei ihm eingelehrt. Er stand auf, reichte dem Mädchen die Hand und räumte ihm gleichfalls einen Platz am Fenster ein.

„Was bringst du mir, Marianne?“ fragte er sie herzlich, als es sonst in seiner Art lag.

„Vielleicht das volle Glück wieder!“ versetzte das jugendfrische Mädchen, durch den freundlichen Empfang schon unverzagter geworden. Und nun erzählte sie, freilich immer noch ein wenig besangen, wie sie

eigentlich schon lange zu ihm habe kommen sollen, wie Bartel sie darum gebeten, bei seinem Vater für ihn einzutreten, und wie sie trotz allem ihren Jugendgefährten seit der Kinderzeit lieb behalten habe. Und würde sie heute seine Frau, so getraue sie sich wohl, Bartel auf dem rechten Wege zu erhalten.

Manch vernünft'g Wort ward nun hin und her erwogen, Vertrauen und Zweifel tauchten auf und fanden in freundlicher Zwiesprach schließlich Klärung. Da sich aber der alte Jörg Michel Grandauer sagen mußte, daß er selber niemals eine bessere Wahl für seinen Sohn hätte treffen können, so willigte er gerne ein, und schon nach weiteren sechs Monaten war Marianne Bartels Frau geworden.

Freilich, ganz unrecht sollte der Alte mit seinem Mißtrauen, das er doch niemals völlig zu unterdrücken vermochte, doch nicht bekommen. Zwar in den ersten fünf Jahren seiner Ehe trug Bartel ein leidlich erträgliches Wesen zur Schau. So viel wie früher trank er nicht mehr, er arbeitete auch, feierte aber auch nicht selten ohne ersichtlichen Grund, kurzum, er tat alles wie einer, dem sein Schaffen nicht so die rechte Freude macht. Das aber ist ein Schaden für die Seele, und es erprießt kein inneres Glück aus solchem Tun. Segen allerdings lag auch für den Grandauer Bartel in seiner Arbeit nicht. Wie oft verpaßte er nur den rechten Augenblick! Von der Ernte, deren sich sein Nachbar, freilich weitaus rühriger und umsichtiger als unser Bartel, zu erfreuen hatte, heimste er oft nicht die Hälfte ein. Immerhin gab er doch zu wirklichen Klagen keinen faßbaren Grund.

Bald fehlte es von neuem auch daran nicht mehr. Und merkwürdig! Wie einst der Tod der Mutter den Sohn zur Klarheit und Vernunft zurückgeführt, so zog ihn jetzt des Vaters Hinscheiden wieder ins Verderben. Ein Glück für den alten Jörg Michel, daß er wenigstens das nicht mehr erleben mußte! Und gerade er sollte noch im Tode den äußeren Anlaß zu des Sohnes Rückfall geben.

Es war sein Begräbnistag! Seine studierten Söhne, die beiden Doktoren und der Professor waren herbeigeeilt, den Vater noch einmal lebend zu begrüßen und dann ihn zur ewigen Ruhe zu geleiten. Ein letzter, leuchtender Herbsttag war angebrochen, noch einmal erglänzte das schöne Frankenland vom Maintal bis zum blau dustigen Kranze seiner Höhen hinauf in mildem Sonnenlicht: da trug man ihn hinaus, den „Bauernkönig“, sein starkwilliges Herz hatte zu schlagen aufgehört. Und auch wer ihm im Leben Widerpart gehalten, heute gestand er gern: es war doch ein tapferes Herz, ein festgeprägter Sinn, eine seltene Charakterkraft, die da zur Ruhe kam!

So ehrte ihn denn auch das ganze Dorf noch einmal an seinem Grabe. Keiner schloß sich aus, jeder war ergriffen von des Pfarrers Rede, jeder — nur der Bartel nicht! Er sah da die Brüder in ihrem vornehmen Auftreten, er sah sie gefeiert und geehrt von jedermann — er war der „dumme

Bauer". Ihn feierte man nicht; auf ihn sah niemand, und wenn doch, dann — mit schiefem Blick. Er war ja „der Mikratene“, „der Trinker“, „der verlorene Sohn“. Das stach ihm in die Seele. Und wieder stieg der alte Verzweiflungsmut, der Neid und Groll, die Unzufriedenheit in seinem Herzen auf. Ja! — ihn hatte man nichts werden lassen: er war „der dumme Bauer“.

Und noch am Abschiedstage der Brüder, und von diesem Tage an erst recht, suchte er im Weine Vergessen seines Glucks. Den neuen Jammer hatte jetzt nicht Vater und Mutter mehr zu ertragen, jetzt ertug ihn Marianne, sein Weib, mit ihren beiden Kindern, einem frischen Jungen und einem zart veranlagten Mädchen. Sie härmte sich ab in stillem Kummer: sie hatte sich doch in ihrem Bartel getäuscht, er war nicht mehr zu ändern!

Unheimlicher als je begann jetzt sein Treiben: bald war sein einziger Weg nur noch von einer Dorfschenke in die andere. Während tausend fleißige Hände sich auf Feld und Fluren draußen regten, saß er verdüstert in der Kneipe hinter seinem Mostglas, trieb alberne Pöffen und führte kindische Reden.

Zwar gab es auch jetzt noch Tage, ja Wochen, in denen er sich aufraffte: dann suchte er durch einen Riesenleiß das Versäumte nachzuholen. In solchen Tagen war's, daß dann Marianne doch wieder neues Vertrauen zu ihm faßte. Vielleicht, daß er doch, wenn sie ihm freundlich zusprach, für immer auf der rechten Bahn verharnte! O was wäre das für ein Glück für sie gewesen!

So hatte er sich wieder einmal über vierzehn Tage wacker und tüchtig gehalten, da schien er eines Abends besonders guter Laune und gesprächig.

„Marianne“, begann er auf einmal, „ich habe mir die letzte Zeit her alles genau überlegt; aber es geht nicht mehr so, hier hab' ich, ich seh' es ein, zuviel versäumt; nun kann ich mich rackern und plagen, wie ich will, wir kommen doch nicht mehr auf einen grünen Zweig. Damit ist's hier aus, ich seh' kein Glück und keinen Stern mehr für uns. Weißt du was, Marianne, wir wollen's wo anders probieren, wo Tausende sich wieder hinaufgearbeitet haben, da wird's doch wohl auch uns gelingen! Marianne, wir gehen nach Amerika!“

Da erschrak die Frau in tiefster Seele: nach Amerika auswandern und sterben war für sie dasselbe. Sie weinte, sie bat, sie flehte. Umsonst! Bartel war unerschütterlich in seinem Entschluß; die starre Willenskraft des Vaters schien in ihm zum Durchbruch gekommen. So könne es nicht weiter gehen, beteuerte er, lieber umkommen, als hier so weiter leben. Er habe manches schief angefaßt, das gebe er zu, aber mit Verachtung lasse er darum doch nicht vom nächsten besten auf sich blicken. Da drüben werde er ein anderer, das könne er ihr sagen, dort stehe er allein und auf sich selber angewiesen, von keinem argwöhnisch umlauert und immer an die alten Dummheiten erinnert. Dort werde er, sie solle ihm doch glauben, wieder in sich gefestigt und

zu einem tüchtigen Mann. Es stecke, das wisse er ganz gut, eine Kraft in ihm, die hier noch gar nicht zur Verwendung gekommen sei.

Solchen Gedanken, bestimmt und mit Klarheit, dabei treuherzig und schlicht ausgesprochen, konnte sich Marianne auf die Dauer nicht verschließen. Sie sah dem Manne, zuerst noch überrascht, dann aber glückdurchströmt wie seit lange nicht, ins Gesicht und nickte ihm nur, ohne ein Wort zu sagen, zustimmend zu. Denn in diesem Augenblick hatte sie wie mit der Gabe einer Seherin durchschaut, daß sich eine gewaltige Umwälzung in seinem Innern vollzogen hatte. Wie ein Held und Sieger stand er vor ihr, der geliebte Mann: er hatte den Neid in seiner Seele niedergerungen und durch mannhafte Schaffen und Denken der letzten Tage die Treue seiner Jugend, den dennoch lautereren Kern seines innersten Wesens wiedergefunden. „Bartel“, sprach sie, „wo du bist, da will auch ich mit meinen Kindern sein!“ Und kein Mensch auf Gottes Erde hätte sie in dieser weihewollen Stimmung davon abzubringen vermocht, daß sie mit ihrem neu erwachten Vertrauen zu dem Manne das einzig Richtige getroffen.

Andern Tags erzählte er ihr, wie er schon lange mit Better Philipp-Antoni in Milwaukee in Briefwechsel stehe. Dort lebten Tausende von angesehenen Deutschen und hätten es zu Glück und Wohlstand gebracht, und wie der Better selber sich bereits etwas Erkleckliches zurückgelegt, so habe er auch für ihn schon eine Stelle gefunden.

Da widersetzte sich Marianne nicht länger den Plänen ihres Mannes, der sich aus seiner Habe rasch die Mittel zur Auswanderung verschafft hatte. Nach Abzug der Reisekosten blieb noch ein Sümmechen als Zubuße für den ersten Anfang übrig.

Die Abreise war auf die ersten Oktobertage anberaumt, alle Anordnungen getroffen, Fahrt und Schiff, das Bartel mit den Seinigen hinübertragen sollte, schon festbestimmt. Nur ein letzter, entscheidender Brief von Better Philipp-Antoni mußte noch abgewartet werden.

Aber vergeblich! Man wartete — wartete — es kam kein Brief! Da verschiebt Bartel die Abfahrt und schreibt selbst noch einmal um Auskunft nach Amerika. Dringender hätte er seine Bitte nicht vortragen, eingehender alle Gründe nicht auseinandersetzen können: jetzt muß er doch abreisen, er hat ja seine letzte Habe schon zu Geld gemacht, um die Auswanderung zu ermöglichen. Und seinen Brief — den läßt er jetzt „einschreiben“: dann muß er doch ankommen!

Doch wieder vergehen Wochen, und wieder kommt keine Antwort von Milwaukee!

Statt dessen erhält Bartel vom Postamt der nächsten Stadt eines Tages den Auftrag, sich zu einer Besprechung dort einzufinden.

Am nächsten Morgen steht Bartel vor dem Postinspektor. Ob er an dem und dem Tage einen eingeschriebenen Brief nach Milwaukee aufgegeben habe, wird er gefragt.



„Nach Milwaukee? Ja, dahin schrieb ich einen Brief,“ ist Bartels Antwort.

„Diesen hier?“ fragt der Inspektor weiter und zeigt ihm ein vom Wasser verwaschenes Schreiben.

„Ja, das ist er, das ist mein Brief!“ erwidert der Gefragte überrascht.

„Dieser Brief,“ erklärte ihm nun der Inspektor, „ist mit dem Schiffe „Elbe“ untergegangen, an der holländischen Küste von Fischern aufgefangen und hierher zurückgeschickt worden. Wollen Sie ihn wieder, so steht er zu Ihrer Verfügung.“

Aber Bartel vermag die Hand nicht auszustrecken nach dem Briefe. Er wird blaß und rot und wieder blaß; es erfaßt den sonst doch kräftigen Mann ein Zittern, daß er sich niedersehen muß. Der Inspektor schaut ihn erstaunt und betroffen an.

„Warum ergreift Sie diese Nachricht so sehr?“ fragt er ihn endlich.

Aber es dauert lange, bis Bartel ein Wort hervorbringt; Minuten vergehen, da erklärt er dem Be-

er nur in Händen hält, nicht oft und nicht einbringend genug besichtigen. Immer und immer wieder dreht und wendet er ihn nach allen Seiten und Richtungen. „Brief, Brief, wenn du erzählen könntest, von all dem Entsetzlichen erzählen könntest!“ — Und wir sind gerettet — Gott — Gott — Marianne und meine lieben Kinder!“ ruft er heimwärts auf der Landstraße laut vor sich hin und achtet nicht auf die Begegrenden, die ihn anstarren und ihm kopfschüttelnd nachschauen. Der Mann ist ergriffen, ganz und gar, und er kommt nach Hause und herzt und küßt Weib und Kinder mit noch nie so tief empfundener Zuneigung.

„Kinder, Kinder — Marianne, wir bleiben hier in der Heimat, wir gehen nicht nach Amerika!“ jubelt er in tiefer Herzensseligkeit. Und Marianne weint und lacht und weint wieder an der Brust des Mannes, den sie noch niemals so ergriffen sah und niemals noch so herzlich lieb hatte, wie in diesem Augenblick.

Gleich in den nächsten Tagen aber kauft der Grandauer Bartel von dem Auswanderergeld zwei stattliche Kasse, dazu auch die Kiesgrube vor dem Dorfe draußen. Auf die hatte er's schon lange abgesehen! Und die Kiesgrube wird ihm unter nie rastender Arbeit zur Goldgrube, sein männlich-tapferes Schaffen wird ihm und Weib und Kind zum heiligsten Glück der Erde, und es hat von dieser Stunde an in meinem Frankendorf keinen Mann mehr gegeben, so rührig, so nüchtern und so voll Arbeitsfreudigkeit wie meinen Grandauer Bartel.

### Der gescheite Wub.

„Jetz sell ich scho so!“ konnte man den Hirschwirt in Walbstätten täglich einigemal sagen hören, „min Wub ich d'r gichitest uf mit und breit, und daß er 's Gras nit wachse hört, ich alles. Eifach: über min Sepple goht nit.“

Und wenn er das sagte, der Hirschwirt, dann stand er gewöhnlich in seiner ganzen Größe, und die war nicht unbedeutend, mitten in die Stube, drückte das ansehnliche Bäuchlein noch besser heraus, als gewöhnlich, und wackelte mit dem Kopf, an dem eine lange Habichtsnase und pffifig in die Welt blickende Augen so ziemlich die vornehmsten Zierden waren.

Der g'schitest Wub aber war zwölf Jahre alt, ziemlich groß für sein Alter, und da er natürlich in keinem schlechten Futter stand, auch ganz hübsch pausbäckig und stämmig.

Seine vom Vater so gerühmte Gescheitheit offenbarte er an schönen Winterabenden, wo er den Gästen die Ritter- und Räubergeschichten, die er mit Vorliebe las, so lebendig zu erzählen wußte, daß sie hübsch sitzen blieben bis elf Uhr, was natürlich der Kasse des Vaters zugute kam.

„Din Wub cha's,“ sagten sie dann beim Heimgehen zum Hirschwirt, und selbst der Nazibauer, der doch sonst für nichts Interesse hatte, als für die Speckseiten, die daheim so einladend und „glänzend“



„Kinder, Kinder — Marianne, wir gehen nicht nach Amerika!“

amen: „Die „Elbe“ war das Schiff, das mich selbst mit Weib und Kind nach Amerika bringen sollte. Alles war festgesetzt, und nur durch einen Zufall wurde die Abfahrt verschoben. So hat uns Gott vor sicherem Tod bewahrt!“

Und auf dem Heimweg stellt sich Bartel all den unsagbaren Jammer, die herzzerreißende Todesangst der vielen Unglücklichen vor, die auf Glück und eine bessere Zukunft hoffend auf dem untergehenden Schiffe um ihr blühendes Leben rangen. Und er kann den Brief, den ihm der Inspektor zurückgegeben und den

im Kämi hingen, hielt den Sepple für einen Wunderbuben.

Und: „So isch's rächt, Sepple,“ belobte ihn jeweils der Vater nach Abgang der Gäste, „so isch's rächt, verzell nur rächt und mach dini Gschpäßli, daß die Bursche dohlibe und rächt jusse, bigotts. De chascht mit nüt mehr verdiane.“

Und der Sepple war ein sehr gelehriger Schüler in diesem Fach. Noch nicht fünfzehn Jahre alt, wurde er ein Meister nicht nur im Erzählen, sondern auch im Kartenspielen und — Trinken und verführte durch sein Beispiel die ganze männliche Jugend des Dorfes.

„Der Sepple isch zuem Wirt wie gibore,“ sagte dann der Hirschwirt zur Bärbel, seiner Frau. „De kennt sich us im Wurschtessel und weiß d' Lüt a'locke, bigotts, aß es e Freud isch.“

„'s wär alles rächt, Mathis,“ gab dann die Mutter zurück, „wenn er nur nit selber so arg ins Trinke chöm derbi. Aber er sußt jo scho wie en Alte, jo was sag i? Er sußt sogar der Scherpeterli unter d'r Tisch und de cha's doch, wie kein. Ich weiß nit, Mathis, ob des zuem e gueten End' fühert.“

„Schwät's nit so eifältig, Bärbel. Dr Sepple isch en Burscht, g'schit, wie's kein zweite git. Er weiß, was er tuet, und wenn er au sußt, he nu, mir vermöge's, und anderi jusen au und bringen uns 's Geld ins Hus, des isch doch d' Hauptsach, bigotts.“

Die Befürchtungen der Mutter sollten aber in der Folgezeit ihre Rechtfertigung finden. Der Sepple wurde immer toller und ausgelassener, war selten mehr nüchtern, er suchte nun sein Vergnügen mehr auswärts und trug das Geld, das er seinem Vater früher durch sein „Talent“ eingebracht, in die Fremde und noch viel mehr dazu, kurz, im Vertun wurde er ein Meister, im Verdienen aber immer weniger; denn die Arbeit haßte und fürchtete er wie das Feuer.

„Ja, so, Sepple,“ sagte jetzt der Hirschwirt, „cha's bigotts nit länger furtgoh, sunst chumm i um Hus und Hof bigotts! Es ischt e Sünd und e Schand, wie du 's Geld verpußischt. Sepple, i bitt di, tue e weng g'mach.“

Der Sepple aber, der gerade „im besten Zug“ war, wollte vom G'machtun natürlich nichts wissen, und so gab es zwischen ihm und dem Vater Zerwürfnisse, die zuletzt in Tätlichkeiten ausarteten, wobei der Sepple nach dem Recht des Stärkeren den Vater einmal ganz unglimpflich in die Einsenke warf.

„Jes isch's us,“ sagte der Vater, „du chunnst mir nimmi unter d' Auge, daß du 's waischt. Du schnürscht d'r Bündel und chunnst mer nimmi ins Hus. Des fehlt mir no, bigotts, daß i mi vo mim Bueb müesst schla lo, bigotts. Us isch's, us isch's, mer sün g'schiede für alli Zite, i ha kei Suhne meh, i chenn di nimmi, und wenn d' nit uf der Stell gohscht, loß i d' Gendarme hole, aß si dir d'r Weg zeige, aß du 's waischt. Ich bi Herr im Hus und nit du!“

Der Sepple ging, und weil er immerhin des Hirschwirts Sohn war, gab man ihm Arbeit in der großen, im Orte befindlichen Gerberei.

Anfangs tat er auch gut, dem Vater z' Trotz, wie er sagte. Aber allmählich wich dieser Trotz, er zog das Blauenmachen vor, verführte auch andere dazu und so wurde er entlassen und brotlos.

In der Not nahm er Zuflucht bei der Mutter, die ihm in Abwesenheit des Vaters auch half, soviel sie ohne dessen Wissen vermochte. Eines Tages aber überraschte dieser den Sepple in der Küche, als er sich gerade an einem Hohlrückenstück gütlich tat.



Feuerwehr und Spritzen bewegten sich nach dem Hirschen.

„Was,“ schrie der Hirschwirt, „du bischt do, du?! Was hesch du do z' tue? Han i dir nit 's Hus verbotte. Uf der Stell packst di, oder i loß di dur d' Chnechte nuswerse!“

„Sei doch nit so unvernünftig, Mathis,“ bat Sepples Mutter. „Er het doch kei Arbet und kei Brot, und verhungere cha men e doch nit lo.“

„Nus, sag i, nüt wie nus. I ha kei Suhne meh, us isch's, us isch's mit uns zwei, bigotts!“

„Und wenn du kei Suhne meh hesch,“ sagte Krebsrot vor Zorn der Sepple, „so han i au kei Vatter meh, de wirsch's erfahre. De hesch mi jedefalls 's Letzmol uem Hus g'jagt,“ und die Türe zuschlagend, daß die Fenster zitterten, machte er sich von dannen.

„Fürjo! Fürjo!“ hörte man aber in jener Nacht in Waldstetten schreien. Feuerwehr und Spritzen bewegten sich nach dem Hirschen, der lichterloh braunte. Wohnhaus und Ökonomiegebäude fielen in Schutt und Asche. Verzweiflungsvoll, in Schlappschuhen und nur mit einer Hose bekleidet (er hatte keinen Rock, ja kaum das Leben retten können), stand der

Hirschwirt auf dem Brandplatz, höhnisch lachend der „g'schit Sepple“ ihm gegenüber.

„Han i der's nit g'sait,“ sagte er, „daß du mi nimmi mußjagst! Zeß muesch selber froh si, wenn d' näume unters Dach chunnst, und wirsch g'schpüre, wie's tuet, wemme kei Heimet het.“

„Und du bist's gsi, du bist der Brandstifter und sunsch kei Mensch,“ entgegnete wütend der Hirschwirt.

„Frili, jo frili bin i's gsi,“ sagte lachend der Sepple, „i leugne's gar nit, und gern, ganz gern gang i ins Zuchthus, dir zuer Schand, du Nabevatter.“

Seinem Wunsche wurde entsprochen. Er erhielt vier Jahre. Aber der Hirschwirt geht seither herum wie ein Gespenst. Anfangs hatte er den Sepple verflucht, aber allmählich hatte doch das Gewissen an ihm zu arbeiten begonnen und ihm laut und eindringlich gesagt, daß er, er allein die Schuld an Sepples Verkommenheit trage.

Ein Kind, das von Jugend auf in einer Wirtschaft lebt, als Kundenfänger dienen muß und in allen Schlichen und Ränken der Habgier und Gewinnsucht unterrichtet wird, kann nimmermehr geraten, und wer mit dem Feuer spielt, kann leicht davon erfaßt und verbrannt werden.

### Strafe muß sein!

Humoreske von A. Theinert.



„Hochwürden, der Postbote hat einen Korb gebracht.“

„So? — Na, dann sehen Sie nur mal nach, was drin steckt, Babette.“

Der am Schreibtisch sitzende Kaplan legte die Feder hin und schaute erwartungsvoll seiner an dem Korbe herum-bastelnden Haushälterin zu, bis diese eine stattliche Gans zutage förderte und ihrem Herrn zur Inspektion hinhielt.

Der betastete mit kundigen Fingern die sauber gerupfte Brust des Vogels. Dem behäbigen geistlichen Herrn mit dem Doppelkinn und den kleinen munteren Auglein sah man's an, daß er einen guten Braten zu würdigen wußte.

„Ein Prachteremplar, Babette,“ schmunzelte er. „Das Geschenk kommt gerade recht für unsern Weihnachtstisch.“

Die Haushälterin schüttelte bedenklich den Kopf. „Der Poststempel datiert von vorgestern,“ bemerkte sie. „Die Beförderung des Korbes hat sich verzögert.“

„Ja, meinen Sie, das Fleisch könnte bis Weihnachten verderben?“

„Sehr wahrscheinlich bei dem milden Wetter. Jetzt ist's gerade im richtigen Stadium und ein Staatsessen gäb's, wenn ich's Ihnen heute vorsetzen könnte.“

„Heute? — Aber Babette! Heute haben wir ja Freitag, und noch dazu den Freitag der letzten Adventwoche,“ protestierte der Kaplan.

Er stand auf und fing an im Zimmer hin und her zu schreiten, und jedesmal, wenn er bei der auf einem Seitentisch abgelegten Gans vorbeikam, schnüffelte er hörbar.

„Die wird verderben, ich glaub's selber,“ murmelte er vor sich hin. „Schade, jammerschade! Sollte ohne Verzug zubereitet werden — gebraten kann man sie ja aufbewahren.“

Den Nachsatz hatte Babette nicht mehr gehört, sie war schon vorher mit der Gans aus der Stube geschlüpft.

Der Kaplan setzte sich wieder an den Schreibtisch und nahm die unterbrochene Ausarbeitung seiner Predigt auf, aber er kam nicht recht vom Fleck damit; seine Ideen waren ein wenig durcheinandergeleratet. Als er sich darüber ertappte, einmal „die Gänse Ägyptens“ anstatt „die Fleischköpfe Ägyptens“ geschrieben zu haben, ließ er lächelnd die Feder fallen und lehnte sich zurück in die Polster des bequemen Sessels. Fünf Minuten später war er sanft eingeschlummert.

Er schloß den Schlaf des Gerechten und er hatte einen Traum: Er saß an seinem Esstisch, die Serviette unterm Kinn, und behandelte mit dem Verständnis des gewiegten Kenners die saftig gebratene Gans.

Mitten im besten Schmausen erwachte er. Die Tür nach dem Flur stand halb offen, und durch den Spalt strömte ein Duft herein, so delizios, daß dem guten Manne das Wasser im Munde zusammenlief. „Aha,“ seufzte er, „Babette ist damit beschäftigt, die Gans vor dem Verderben zu retten. Wäre ich doch nicht aufgewacht! — Wie spät mag's nur sein?“ Er zog die Uhr aus der Tasche. „Was, schon drei Uhr?“

Drei Uhr war die Tafelstunde im Pfarrhaus, und da steckte denn auch Babette, die Pünktlichkeit selber, eben den Kopf herein und meldete, es sei angerichtet.

Der Kaplan erhob sich, durchschritt die Stube,

kreuzte den engen Flur und betrat das jenseits gelegene Eßzimmer. Ah, welcher Geruch! Bergeblisch bemühte er sich, eine geistreiche Miene zu zeigen.

Die Haushälterin hob den gewölbten Deckel von der auf dem Tische stehenden ovalen Schüssel, und da lag die Gans, goldig braun und dampfend.

Eine helle Röte huschte über das Gesicht des geistlichen Herrn, dann wurde es blaß und zuletzt schier blau unter dem Einfluß der rasch wechselnden Stimmungen.

„Babette! — Babette!“ rief er in vorwurfsvollem Tone.

„Aber Hochwürden haben mich doch geheißt, die Gans zu braten.“

„Zu braten — hm — ja — aber —“ Er vollendete den Satz nicht.

„O, diese Weiber! Die alte Eva in ihnen läßt sich nicht austreiben. Seit Jahren lebte Babette nun schon im Hause eines frommen Mannes, der immer bestrebt gewesen war, ihr den rechten Pfad zu weisen, und jetzt so etwas! Wie hatte sie's nur über sich gewinnen können, ihrem gütigen Herrn mit einer solchen Versuchung zu nahen?“

Der Kaplan setzte sich, aber ohne Kampf wollte er nicht unterliegen.

„Was gibt's denn sonst noch?“ fragte er ziemlich kleinlaut.

„Etwas anderes habe ich nicht gekocht, Hochwürden.“

„O! o! Davan haben Sie aber sehr unrecht getan.“

Er sprach aus vollster Überzeugung, denn schließlich muß ein gesunder, sein Recht verlangernder Magen, wenn ihm kein Fleisch geboten werden darf, doch mit irgendeiner andern soliden Nahrung zufriedengestellt werden. Ein Doppeltinn gedeiht nicht von Wasser und Brot.

„Wirklich unrecht, sehr unrecht, Babette!“ wiederholte der Kaplan, während er, anscheinend unbewußt, Messer und Gabel in die Hände nahm.

Die weitere Entwicklung der Dinge wurde plötzlich gestört: die Glocke an der Haustüre ertönte. Babette eilte hinaus, zu sehen, wer da sei und übertraf ihre Herrn in der nächsten Minute mit der Meldung: „Seine Reverenz!“

Seine Reverenz war der in der Stadt residierende Bischof.

Der Kaplan fuhr in die Höhe wie elektrifiziert. Die Haushälterin sah, daß die Gabel in der Gans steckte. Soviel Fortschritt war während ihrer kurzen Abwesenheit also doch gemacht worden.

„Sie haben Reverenz ins Studierzimmer geführt; gut, ich gehe sofort hinüber. Selbstverständlich bleibt die Türe hier zu, solange der hohe Herr im Hause weilt.“ Damit trat der Kaplan auf den Flur.

„Aber wollen Hochwürden nicht erst die Serviette abnehmen?“ mahnte Babette.

Der Kaplan schaute an sich herunter und machte ein verdutztes Gesicht. Wahrhaftig! die Serviette hing über der Weste. Wie war sie dorthin ge-

kommen und warum, wenn doch nichts als der verbotene Gansbraten auf dem Tische stand? Sonderbar, sehr sonderbar!

Der Bischof war ein liebenswürdiger Vorgesetzter, aber er hielt auf Disziplin in seiner Diözese.

„Eine traurige Veranlassung führt mich zu Ihnen,“ begann er, nachdem die beiden Herren sich begrüßt hatten. „Der Maurer Bertoni, der in Ihrem Sprengel, Paulstraße 14, wohnt, ist vor einer halben Stunde von dem Gerüst des Neubaus am Paradeplatz gestürzt und hat schwere innere Verletzungen erlitten. Der Mann dürfte den Tag kaum überleben. Es wundert mich nur, daß man Sie noch nicht gerufen hat. Bringen Sie ihm und den Seinen die Tröstungen unsrer Kirche.“

„Ich gehe sofort,“ erklärte der Kaplan, rührte sich aber nicht vom Fleck.

Der Bischof warf ihm einen fragenden Blick zu.

„Ich wollte — wollte Euer Reverenz nur den Vortritt lassen — wollte —“

„Nicht doch, wenn's Ihnen recht ist, warte ich Ihr Wiederkommen ab. Um fünf Uhr findet ganz in der Nähe hier, in den oberen Sälen der »Krone«, eine Versammlung christlich gesinnter Jünglinge statt, der ich beizuhören möchte. — Sie sind wohl so freundlich, mir inzwischen einen Bissen Brot vorsetzen zu lassen. Seit sechs Stunden bin ich auf den Beinen und habe in dieser Zeit keine Gelegenheit gehabt, etwas zu essen.“

„Gewiß, gewiß! Ich werde Babette darüber verständigen.“

„Gar nicht nötig. Babette kennt mich ja und wird schon für mich sorgen. Zögern Sie nur jetzt nicht länger, den armen Bertoni aufzusuchen.“

Die Herren traten auf den Flur hinaus. Der Kaplan zog den Überrock an und nahm den Hut vom Haken. Der kurzen Weisung an Babette, für Reverenz einen Imbiß herzurichten, hätte er gern ein paar vertrauliche Worte beigelegt, aber das war in Gegenwart des Bischofs unmöglich, und so machte er sich dann mit bangem Herzen auf den Weg nach der Paulstraße.

Die Haushälterin wollte den unverhofften Gast zunächst ins Studierzimmer zurückkomplimentieren, der aber wandte sich nach der entgegengesetzten Seite.

„Ich weiß Bescheid im Hause,“ sagte er freundlich. „Bringen Sie mir, bitte, Brot und Käse und ein Glas Wein, das genügt.“ Er öffnete die Tür zum Eßzimmer und überschritt die Schwelle.

Entsetzt prallte er zurück. Was? — auf dem Tische eines der ihm unterstellten Priester Gansbraten an einem Freitag und noch dazu in der Adventszeit — unerhört! Er schaute sich nach der Haushälterin um, die aber war verschwunden, sie mochte gefürchtet haben, auf der Stelle exkommuniziert zu werden.

„Eva! Eva!“ murmelte der Prälat, dann trat er an den Tisch heran und gewahrte die Gabel in der Brust des Vogels. „Auf frischer Tat ertappt, aber noch keinen Bissen gegessen. Wunderbare Fügung,



daß ich gerade im kritischen Moment hierherkommen mußte.“

Der Bischof setzte sich. Verschnittenes Brot stand ihm zur Hand. Er brach davon und aß ein paar Brocken, doch das befriedigte den starken Appetit nicht. Ob Babette ihm etwas Herzhafteres bringen würde? Er hatte freilich nur von Brot und Käse gesprochen, dabei hatte ihm aber doch die Vision einer Omelette vorgeschwebt. Eine Omelette ist ein



Ein schwacher, halb gurgelnder, halb zischender Laut, und dann das Klappern des Bestecks auf dem Teller.

unschuldiges Gericht zu jeder Zeit und doch wohl-schmeckend und nahrhaft.

Der Bischof wartete eine Weile, aber Babette blieb unsichtbar. Ihm war's erbärmlich flau im Magen, und da, dicht vor seiner Nase, dampfte die Gans. Mit heftigem Ruck zog er die Gabel aus dem saftigen Fleische.

„Dem Kaplan gehört eine Lektion,“ murmelte er, „aber wie sie am eindringlichsten erteilen?“

In Gedanken versunken beugte er sich über den Tisch, wie wenn er die Gans hätte ins Vertrauen ziehen, sie um Rat fragen wollen.

„Jrgend etwas muß geschehen,“ entschied er endlich, „die Strafe soll dem Vergehen angepaßt werden!“

Er nahm das Tranchiermesser auf und prüfte dessen Schärfe, dann griff er auch nach der vorhin abgelegten Gabel.

„Es geht nicht anders, der Strafvollzug wird mir durch die Umstände aufgezwungen. Ich allein in dieser Diözese bin kompetent, einen Fastendispenz zu erteilen, und den erteile ich hiermit, kraft meines Amtes, mir selber.“

Ein schwacher, halb gurgelnder, halb zischender Laut, und dann das Klappern des Bestecks auf dem Teller.

Nach Verlauf einer Viertelstunde stand der Bischof auf. „Das Ganze kam ich leider nicht bewältigen,“ sprach er vor sich hin, „aber ich habe mein möglichstes getan. Die Verjuchung ist abgeschwächt worden, die saftigsten Stücke des Bratens sind be-seitigt.“ Ohne die Haushälterin gerufen zu haben, verließ er Zimmer und Haus.

Gegen fünf Uhr kam der Kaplan zurück und wurde von Babette im Flur empfangen.

„Ist Seine Reverenz gegangen?“ fragte er.

„Ja, der hohe Herr ist fort, und er hat die Gans mitgenommen.“

„Die Gans mitgenommen?“

„Das meiste und Beste davon, er hat's gegessen.“

— „Wie unrecht von ihm.“

„Unrecht? O, nein,“ erwiderte der Kaplan trau- rig und resigniert. „Ein Bischof hat die Vollmacht, Fastendispenz zu erteilen, auch sich selber.“

„Wie schade, daß Hochwürden noch nicht Bischof sind. — 's ist eine gar so stattliche, delikate Gans gewesen,“ lamentierte Babette.

„Gewesen!“ seufzte der Kaplan.

### Der Türke.

Ein würdiger langbärtiger Türke, reich gekleidet, wollte zu Konstantinopel an einer Straßenecke den wohlgepickten Geldbeutel ziehen, um sich ein Glas Limonade zu kaufen. Aber da merkte er, daß er die Börse verloren hatte. Der würdige Türkenwater, als echter Moslem, verzog keine Miene. Er kreuzte die Arme über der Brust, neigte sich dreimal gegen Osten und sprach: „Allah sei gepriesen. Allah hat es gewollt.“ Überdem kam ein armer Teufel eilends hinter ihm her und überreichte ihm den Geldbeutel, den er gefunden hatte. Der Türke nahm den Gegen- stand würdevoll in Empfang, neigte sich dreimal gegen Osten und sprach: „Allah hat es gewollt. Allah sei gepriesen.“ Damit war aber der redliche Finder nicht zufrieden. Er verlangte seinen Badschisch, sein Trinkgeld, und das von Rechts wegen. Der andere aber war ein Geizhals. Er machte schweigend links- um und wollte weitergehen. Der Finder trotzte neben ihm her, hielt die Hand hin und forderte seinen Badschisch. Der Geizhals blieb endlich stehen, sah den armen Teufel an und sprach: „Du bekommst nichts. Allah hat es nicht gewollt. Allah sei ge- priesen.“ Das leuchtete dem Redlichen immer noch nicht ein. Er ging zum Schimpfen über und drohte mit Schlägen. Darüber kam ein Polizist herbei- nahm den Armen ohne weiteres am Kragen und brachte ihn nebenan auf die Wache, wo er sofort zwölf Hiebe aufgemessen bekam. Der würdige Türke schaute ihm sinnend nach und murmelte vor sich hin: „Nun, mein Freund, hat es Allah gewollt? Allah hat es nicht gewollt. Sein Name sei gepriesen siebenmal.“

In der türkischen Religion liegt doch ein großer Trost.

# :: Getränk und Gesundheit ::

Ein Wort an alle, die ihre Gesundheit schätzen.

Ein Getränk für den täglichen Gebrauch muß vollkommen unschädlich sein.

Der moderne Mensch schätzt seine Gesundheit als kostbarstes Gut. Warum soll er sie unnütz gefährden durch den gewohnheitsmäßigen Genuß von Getränken, die der Gesundheit nachteilig werden können?

Er hat um so weniger Anlaß dazu, als es ein Getränk gibt, das alle Forderungen der Gesundheit und des Geschmacks erfüllt. Dieses vorzügliche Getränk zu schaffen haben sich Wissenschaft und Industrie mit Glück und Erfolg vereint. So ist „Kathreiners Malzkaffee“ entstanden, der heute schon das tägliche Getränk von Millionen Menschen ist.

Der echte „Kathreiners Malzkaffee“.

Vor nahezu 20 Jahren hat „Kathreiners Malzkaffee“ seinen glänzenden Siegeszug begonnen, und erobert sich immer



mehr die Gunst und Wertschätzung aller Bevölkerungsklassen. Immer mehr werden seine mannigfachen Vorzüge erkannt, immer stärker wächst die große Zahl seiner Freunde und Anhänger.

„Kathreiners Malzkaffee ist sehr beförmlich.“

Bedeutende Ärzte und Männer der Wissenschaft haben seine Vorzüge festgestellt, Hunderttausende haben sie lange



erprobt. Es ist eine immer wiederkehrende Erscheinung, daß Leute, die „Kathreiners Malzkaffee“ regelmäßig täglich trinken, sich dabei außerordentlich wohl und frisch fühlen; sie bedauern nur, „Kathreiners Malzkaffee“ nicht schon früher kennen gelernt zu haben.

Schmeckt vorzüglich.

Warm genossen ist „Kathreiners Malzkaffee“ zu jeder Tageszeit das allerbeste Hausgetränk; kalt dagegen bietet er im Sommer



eine vorzügliche Erfrischung daheim und bei der Arbeit. Er hat auch den besonderen Vorzug, daß er bei jeder Temperatur seinen würzigen Wohlgeschmack behält.



### Für Mütter und

Diese seltenen guten Eigenschaften machen „Kathreiners Malzkaffee“ auch den Müttern besonders lieb, denn wenn die Kinder keine Milch mehr mögen,



In der Familie.

### Kinder unentbehrlich.

was ja häufig vorkommt, so genügt ein Zusatz von „Kathreiners Malzkaffee“, dann schmeckt den Kindern die Milch wieder.

### Das echte Paket.



### Nur in Paketen.

„Kathreiners Malzkaffee“ kommt niemals lose ausgewogen in den Handel wie viele andere Kaffee-Surrogate. Welch großer Vorzug! Man bedenke, daß solche in Säcken verpackte Waren

oft lange in Läden und Vorratsräumen lagern und dabei Verunreinigungen durch Staub usw. ausgesetzt sind, ganz abgesehen von den mannigfachen Gerüchen, die sie dabei annehmen können.

### Spart Geld.

Zum Volksgetränk im besten Sinne des Wortes macht „Kathreiners Malzkaffee“ besonders sein billiger Preis. „Kathreiners Malzkaffee“ wird in ganzen, halben und viertel Paketen verkauft. Ein Viertelpaket kostet nur 10 Pfennig.

### Zubereitung von „Kathreiners Malzkaffee“.

Besonders zu beachten ist noch, daß „Kathreiners Malzkaffee“ seinen würzigen Wohlgeschmack und sein feines Aroma nur dann voll entwickelt, wenn er richtig zubereitet wird. Auf jedem Paket stehen genaue Kochvorschriften, welche die Hausfrau sorgfältig beachten muß.

### Eine Gefahr für das Publikum!

Aber kein anderes Kaffee-Ersatzmittel, auch kein anderer Malzkaffee kommt „Kathreiners Malzkaffee“ an Genußwert, Wohlgeschmack und Beförmlichkeit gleich. Man weise deshalb im eigenen Interesse alle Nachahmungen zurück, verlange ausdrück-



lich „echten Kathreiners Malzkaffee“ und achte darauf, daß sich auf dem Paket, dessen Ausstattung ja allgemein bekannt ist, das Bild und der Name des Pfarrers Aneipp und die Firma „Kathreiners Malzkaffee-Fabriken“ befinden. Nur so kann man sich vor Schaden und vor Enttäuschung schützen.

Ein Versuch wird auch Sie überzeugen!

## Etwas von den Wasserkraften.

Eine Standrede.



Peter Fritz," sagte der Hinkende, als sie wieder beim Löwenwirt versammelt saßen, „ich weiß, Ihr seid ein Mann von Geist, Genie und vielen andern Gaben. Ich will Euch ein Rätsel aufgeben, und wenn Ihr es richtig löst, so soll es mir auf einen Extrahoppen nicht ankommen. Ich will Euch hier Diamant und Kohle auf den Tisch legen, und wenn Ihr mir sagt, was von beiden Diamant und was Kohle ist, so sollt Ihr das Rätsel gelöst haben. Aber erst, Löwenwirtin, bringt mir einmal ein Glas Wasser!“

Die Löwenwirtin ging den Auftrag auszuführen. Der Hinkende aber erhob sich selbst, ging zur Ofenecke und kratzte mit dem Krückstock einige Stücke schwarzer Steinkohle zusammen. Die nahm er mit und legte sie auf den Tisch, just als die Wirtin das Glas Wasser daneben stellte. Der Peter Fritz machte große Augen.

„Ich bin doch neugierig, wo der Hinkende an Diamanten gekommen ist,“ flüsterte er dem Löwenwirt zu. Der Hinkende hatte es sich inzwischen auf seinem Lehnstuhl wieder bequem gemacht.

„Nun ratet, Peter Fritz,“ rief er jetzt, „ratet, wo ist die Kohle und wo der Diamant? Um Euch das Raten zu erleichtern, will ich Euch sagen, daß alle beide ungewöhnliche Farbe haben.“ Peter Fritz sah sich erstaunt im Kreise um. „Ich verstehe Euch nicht,“ begann er dann. „Die Kohle ist ja da. Die liegt ja hier auf dem Tisch, und ich kann nicht finden, daß ihre Farbe irgendwie ungewöhnlich wäre. Sie ist so schwarz, wie sich das für eine ehrliche Kohle gehört, und wo Ihr den Diamanten habt, das kann ich nicht entdecken.“

„Überlegt Euch die Sache noch einmal,“ sagte der Hinkende. „Ihr gewinnt einen großen Schoppen Affentaler, wenn Ihr richtig ratet. Kohle und Diamant stehen vor Eurer Nase.“ Verzweifelt kratzte sich der dicke Peter Fritz den Schädel. Die Aus-

sicht auf den Affentaler war verlockend, aber es ging absolut nicht. „Ich weiß es nicht,“ stieß er endlich nach fünf Minuten angestrengten Nachdenkens hervor.

„Ich will Euch die Lösung meines Rätsels nun selber geben,“ sagte der Hinkende. „Ich zeigte Euch hier schwarze Diamanten und weiße Kohle. Das sind die beiden Schlagwörter, unter deren Einfluß unsere Technik gegenwärtig steht und die ihr wohl auch noch für das nächste Jahrhundert das Gepräge geben werden. Schwarze Diamanten, hier seht Ihr sie. Der Peter Fritz wird natürlich behaupten, daß es doch Kohle wäre. Aber diese Kohle hat sich der Menschheit so außerordentlich wertvoll und nützlich erwiesen, hat recht eigentlich erst die Menschheit aus den zermürbenden Fesseln schwerer mechanischer Arbeit befreit, daß die Menschen nun ihrerseits ihren Dank bezeugen mußten. Sie bekamen sich, daß

ja Diamant und Kohle stofflich dasselbe sind, das eine die kristallisierte, das andere die unkristallisierte, d. h. gefügelose oder mit griechischer Bezeichnung die amorphe Form des Kohlenstoffes und in jener poetischen Stimmung, die auch die Wunderwerte unserer modernen Technik bisweilen auslösen, gaben sie dem nützlichen Brennstoff den Ehrentitel des schwarzen Diamanten. Und selbst dieser Name erscheint noch gering, denn ohne die weißen Diamanten wäre die Menschheit heut wohl ebenso weit, wie sie es tatsächlich ist. Nur einige Morde und Raubansfälle und blutige Kriege weniger wären am Ende zu verzeichnen. Aber ohne die Kohle stecken wir auch heut noch sehr wahrscheinlich in der Unfreiheit vergangener Jahrhunderte. Die schwarzen Diamanten, d. h. die Kohlen, ermöglichten das Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität, der Eisenbahnen und Dampfschiffe. Darum schürten Hunderttausende fleißiger Menschen das köstliche Gut tagtäglich aus der Tiefe und fördern es zutage, damit die Maschinen arbeiten und die Menschen ruhen können. So groß wurde der Bedarf, daß man ernstlich mit der Erschöpfung unserer Kohlenlager zu rechnen begann, daß man in schweren Träumen an den Tag dachte, da das letzte Stücklein Kohle aus der Erde geholt sei, da die Menschen wieder selbst alle Arbeit tun müßten. Da aber, da entdeckten wir. . . Nun Peter Fritz, da entdeckten wir, was hier in dem Glas ist, nämlich. . .“

„Wasser,“ plätschte der Peter Fritz heraus.

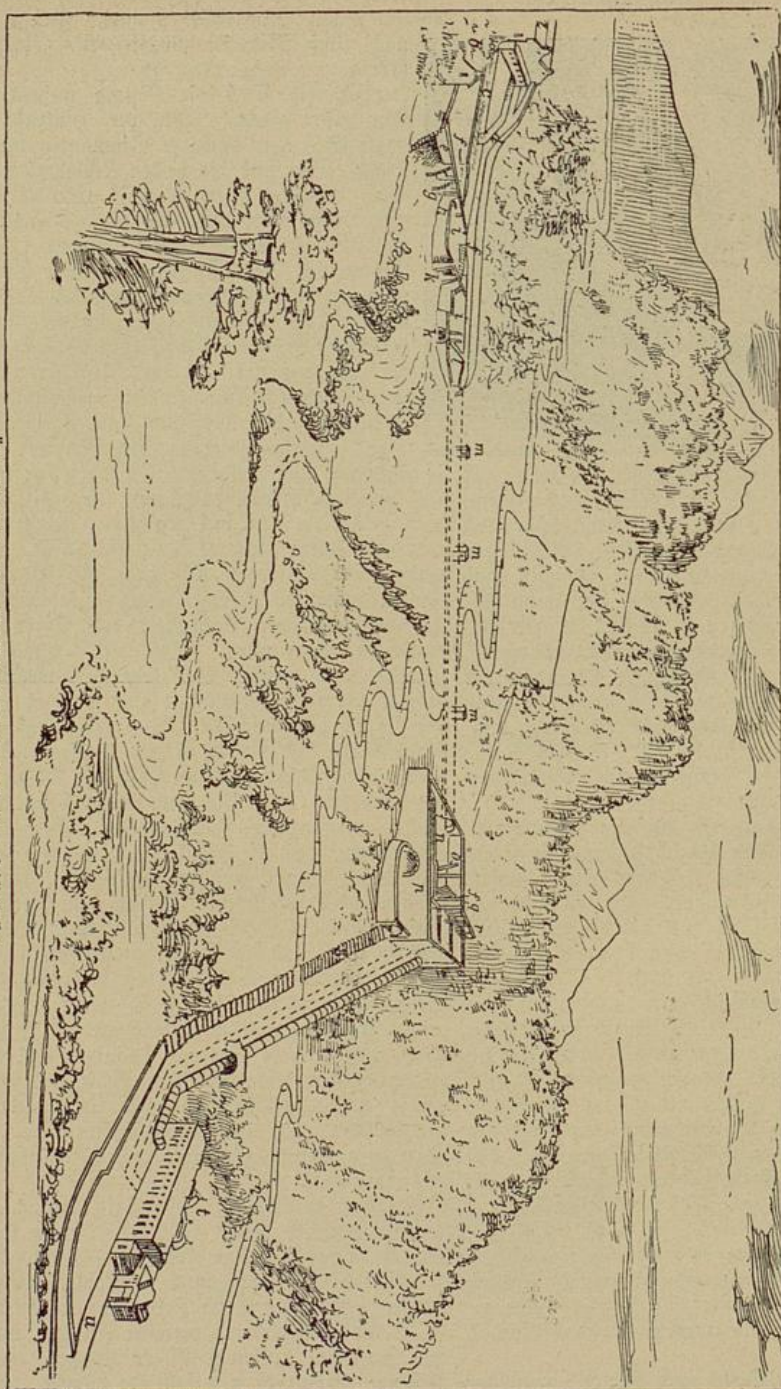
„Ihr lernt es nicht,“ fuhr der Hinkende fort, „da entdeckte man die weiße Kohle, das Kraftwasser.“

„Aber das ist doch gar keine Kohle, das ist doch Wasser,“ schrie der Peter Fritz ganz entrüstet.

„O du frommer und getreuer Knecht,“ murmelte der Hinkende. „Gewiß ist es Wasser, aber das fließende, strömende und fallende Wasser, das heißt das Kraftwasser, ist der Kohle gleichwertig. Es liefert uns ebenso wie die Kohle Bewegung, Licht und Wärme, und daher hat man ihm aus derselben poetischen Stimmung heraus, die die Kohlen selbst

- a) Brennerwerk, b) Eisenhammerwerk, c) Intermodellergaben der Brennerwerke, d) Straße, e) Grundwehr, f) Weiden, g) Hochmodellergaben, h) Einlaßschleuse, i) Sandfang, k) Sandbehälter, l) Kanalstauwehr, m) Einlaßschleuse, n) Hochmodellergaben des Maschinenwerkes, o) Schneeschleuse, p) Wehr, q) Wehr, r) Wehr, s) Wehr, t) Wehr, u) Wehr, v) Wehr, w) Wehr, x) Wehr, y) Wehr, z) Wehr.

Übersichtskarte der Wasserleitung nach den Zillmerseen.



„Schwarze Diamanten“ nannte, die Bezeichnung der houille blanche, der weißen Kohle, gegeben. Aber die Poesie scheint nicht eben eure starke Seite zu sein, Peter Fritz. Darum wollen wir gleich ein

wenig mathematisch werden und kräftig rechnen. Zunächst aber, Löwenwirt, dreht doch einmal das elektrische Glühlicht über unserm Tisch hier an.“

Der Löwenwirt tat es und der helle Schein elektrischer Glühlampen fiel auf die Tafelrunde.

„Nun sagt einmal, mein hochverehrter Herr Doktor,“ fuhr der Hinstende fort, „woher stammt das Feuer und die Glut, die dort oben in den Lampen gleißen.“

Jetzt setzte sich der Peter Fritz in Postur und begann also zu reden: „Das ist ja sehr einfach. Das Elektrizitätswerk schickt seinen Strom durch die blanken Drähte fünf Meilen weit hierher. Im Keller des Löwenwirts steht ein Transformator, ein sogenannter Umformer, der den hochgespannten Strom in eine ungefährliche, niedrig gespannte Elektrizität umwandelt, und diese fließt nun durch die Lampen, und in den feinen Lampenbügeln verwandelt sich die elektrische Strömung infolge des Widerstandes in Wärme und Licht.“

„Das ist richtig,“ sagte der Hinstende. „Nun aber weiter, Peter Fritz.

Woher hat denn das Elektrizitätswerk die Elektrizität?“

„Aber das ist ja kolossal einfach,“ erwiderte der Peter Fritz. „Das Elektrizitätswerk besitzt gewaltige

elektrische Maschinen, die sogenannten Dynamos. Die werden gedreht und geben dann Elektrizität.“

„Auch das soll gelten,“ fuhr der Hinkende fort, „obwohl man dagegen mancherlei einwenden könnte, aber wer dreht denn nun die Dynamomaschinen?“

„Hm,“ sagte der Peter Fritz und machte ein bedeutliches Gesicht. „Ich weiß nicht recht, ich war noch nie in jenem Elektrizitätswerk. Einige sagten mir, daß dort große Wasserturbinen ständen, die durch das Gebirgswasser getrieben würden und nun ihrerseits die Dynamos drehten. Andere haben mir aber auch etwas von Dampfmaschinen erzählt. Ich weiß nicht, wer recht hat.“

„Alle beide haben recht,“ sagte der Hinkende. „Ich kenne das Elektrizitätswerk zufälligerweise ganz genau. Im allgemeinen treiben die Turbinen die Dynamos. Für die Zeiten geringen Wasserstandes und großen Strombedarfes sind aber auch noch Dampfmaschinen

als Reserve vorgesehen. Und daher, Peter Fritz, wissen wir nicht genau, auf welchem Wege das Licht da oben, das Euch so wohllich auf die wundervoll kolorierte Nase fällt, zu uns kam. Sonnenlicht ist es. Darüber haben wir Gewißheit, aber es ist nicht sicher, ob es vor zehn Millionen Jahren oder vor acht Tagen von der Sonne her zu unserer Erde strahlte. Vielleicht sind diese Strahlen, die sich

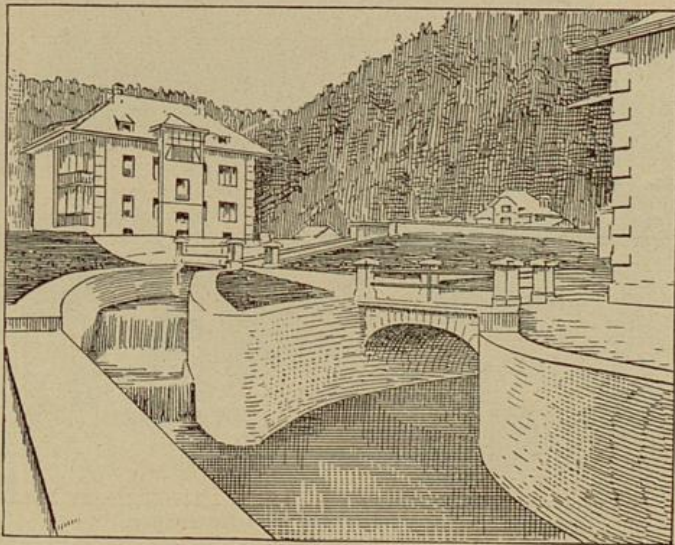
hier am Weinglase brechen, vorsündflutliches Sonnenlicht, das in längst verbrauchten Jahrtausenden auf die dichten Farrenwedel der alten Steinkohlenwälder fiel und dort von den Blattzellen gebannt und gefesselt Millionen Jahre in der Tiefe ruhte, bis es in der Dampfkesselheizung wieder aus langem Schlummer erwachte. Vielleicht aber auch sandte die Sonne dieses Licht erst vor wenigen Tagen zur Erde. Vielleicht fiel es auf irgendwelches feuchte Moos im lauschigen Walde oder auf den unendlichen Atlantischen Ozean oder vielleicht auch auf eine Wasserpflanze inmitten der lärmenden Großstadt. Wohin aber auch immer es traf, da brachte es Wasser zur Verdunstung und der Wasserdampf stieg empor und immer weiter empor, bis endlich in schwindelnder Höhe die Kälte den Dampf wieder zur Wolke verdichtete. Und diese Wolke wurde ihres Lebens nicht lange froh. Weitere Kälte brachte ihre Tränen reichlich zum Fließen.

Dichter Regen strömte aus Wolkenhöhe auf die Gebirge. In munterem Laufe sammelte sich das Wasser und strömte zu Tale. Alle Kräfte, die die Sonnenstrahlen hineingepackt hatten, wurden lebendig und drängten das Wasser zu Tale. Schaufeln eines Rades stellten sich ihm in oen Weg und mit einer letzten gewaltigen Anstrengung schob das Wasser sie aus dem Wege. Da war es auf einmal kraftlos geworden und schlich nur noch träge weiter. Die Sonnenkraft aber saß in der Turbine und kam aus dieser in die Dynamo, als elektrischer Strom in die Leitung und als Licht aus den Lampen.“

„Peter Fritz, mach den Mund zu,“ sagte der Löwenwirt, „die Fliegen könnten Euch sonst hineinschwirren.“ In der Tat sperrte der ehrenwerte Barbier Augen, Mund und Nase so weit auf, wie es die Natur eben erlaubte.

Der Hinkende aber fuhr fort: „Um nun zu unserer

Sache zu kommen. Wir wissen tatsächlich nicht, ob das Licht, welches dort von den Lampen strahlt, aus der Kohle oder aus dem Kraftwasser gewonnen wurde und wir würden es auch von hier aus niemals feststellen können, ob die Elektrizitätswerke gerade eine Dampfmaschine oder eine Wasserturbine laufen lassen, denn Kohle und Kraftwasser geben genau dasselbe Resultat, geben Kraft, Licht und Wärme, und darum haben



Unterwassergraben und Einmündung des Peerlaufes.

wir poetisch das Kraftwasser die „weiße Kohle“ genannt. Nun endlich werdet Ihr wohl begreifen, Peter Fritz, daß das Schwarze, das hier auf dem Tisch liegt, schwarze Diamanten sind, und daß sich in dem Glase hier die weiße Kohle befindet.“

„Ja, so freilich,“ sagte der Peter Fritz und rieb sich die Stirne.

„Löwenwirtin, gebt mir einen neuen Schoppen, denn man bekommt Durst vom vielen Reden,“ sagte der Hinkende und reichte der Wirtin das Glas hin. „Nun aber, Peter Fritz,“ fuhr er fort, „jetzt wollen wir ein wenig Rechenkunst treiben. Holt Euer Notizbuch hervor, denn es wird große Zahlen geben. Und nun hört, was ich Euch für Unterlagen zu Eurer Rechnung diktiere. Ich sagte Euch bereits, daß Kraftwasser und Kohle beides Arbeitsquellen, beides Energiespeicher sind. Beginnen wir nun mit der Kohle. Wenn ich die Kohle verbrenne, so bekomme ich . . .?“

„Wärme,“ entgegnete Peter Fritz.  
 „Richtig,“ sagte der Hinkende. „Wenn ich mir einen idealen Kochtopf vorstelle, einen Kochtopf, bei dem keinerlei Wärme daneben geht und vom Herd wegstrahlt, so daß die Löwenwirtin wie eine Pomeranze glüht, wenn sie vom Kochfeuer kommt . . . also ich meine einen vollkommenen Kochtopf, bei dem alle Verbrennungswärme der Kohle restlos dazu benutzt wird, um das Wasser zu erwärmen . . . Wenn ich solchen Kochtopf habe, so kann ich mit einem Kilogramm bester Steinkohle 8000 Liter Wasser um 1 Grad Celsius erwärmen. Für die Wärmemenge, die hinreicht, um 1 Kilogramm Wasser um 1 Grad Celsius zu erwärmen, hat man nun einen besonderen Namen geprägt. Man nennt sie die Kalorie oder die Wärmeinheit. 1 Kilogramm Kohle hat also . . .?“  
 „8000 Kalorien, wenn es gute Kohle ist,“ rief der Peter Fritz.

„Richtig,“ sagte der Hinkende. „Jetzt wissen wir zunächst, wieviel Wärme in einem Kilogramm Kohle steckt. Nun gehen wir einen Schritt weiter. Die Physiker haben herausgefunden, daß zwischen der Wärme und der Arbeit ein bestimmtes Äquivalent, eine bestimmte Beziehung besteht.“

„Das glaube ich,“ sagte der Löwenwirt. „Wenn ich arbeite, so werde ich jedesmal warm und schließlich gerate ich so in Schweiß, daß ich mit der Arbeit aufhören muß.“

„Ihr faßt die Sache falsch auf,“ sagte der Hinkende. „Eure Wärme kommt daher, daß Ihr viel zu wenig arbeitet und Euch hier bei bequemem Leben einen stattlichen Bauch habt wachsen lassen. So habe ich aber meine Mitteilung nicht gemeint. Vorhin sprachen wir von einem idealen Kochtopf. Jetzt müssen wir von einer idealen Maschine reden. Wenn ich eine vollkommene Dampfmaschine besäße, bei der auch jedes Tüpfelchen der dem Wasser mitgeteilten Wärme in Form mechanischer Arbeit etwa an einem Hebekran umgesetzt werden könnte, so würde ich mit einer einzigen Kalorie oder Wärmeinheit 424 Meterkilogramm leisten können, d. h. ich würde 1 Kilogramm 424 Meter hoch heben können. Das ist das berühmte mechanische Wärmeäquivalent, die epochemachende Entdeckung unseres Landsmannes Robert Mayer. Nun also, Peter Fritz, was kann ich mit

der Arbeit, die in einem Kilogramm Kohle steckt, leisten?“ Der Peter Fritz begann in seinem Notizbuch zu rechnen und dann sagte er: „1 Kilogramm Kohle hat 8000 Kalorien und 1 Kalorie hat 424 Meterkilogramm. Also vermag ein Kilogramm Kohle bei seiner Verbrennung 3392000 Meterkilogramm zu leisten. Aber das ist ja ganz unmöglich,“ rief er sofort und schlug das Notizbuch zu.

„Es ist richtig, Peter Fritz,“ sagte der Hinkende. „In der Rechenstunde wenigstens scheint Ihr Euer Schulgeld wert zu sein. 1 Kilogramm Kohle enthält über 3 Millionen Meterkilogramm, enthält genügend Kraft, um ihr eigenes Gewicht über 3000 Kilometer oder 400 Meilen hoch in die Luft zu heben. Wir können die Sache aber auch umgekehrt betrachten. Wir können sagen: irgend ein Körper, zum Beispiel ein Stein im Gewicht von 1 Kilo-

gramm oder meinetwegen auch 1 Liter Wasser, das ja auch 1 Kilogramm wiegt, solch ein Körper also, der sich 3392 Kilometer hoch über dem Meerespiegel befindet, würde bei seinem Falle bis zum Meerespiegel dieselbe Arbeit leisten können, wie 1 Kilogramm Kohle bei seiner Verbrennung.“

„Ja, aber so hoch ist doch kein Körper,“ warf Peter Fritz ein.

„Das ist auch nicht unbedingt notwendig,“ entgegnete der Hinkende.

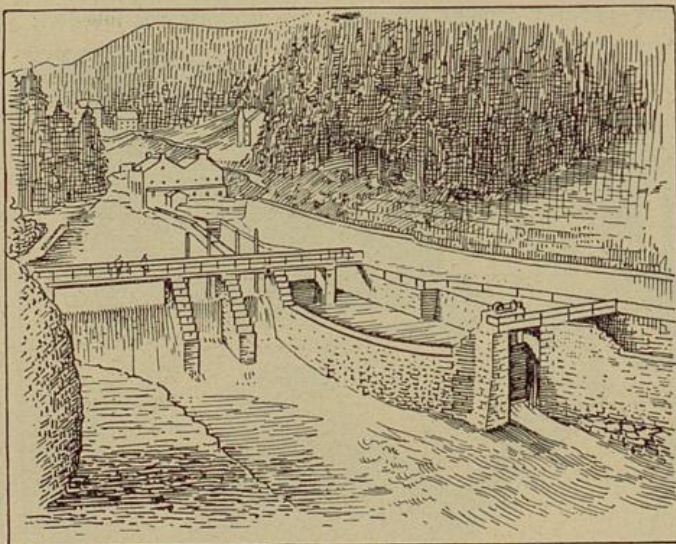
„Betrachten wir einmal einen Kubikmeter Wasser. Das ist gar nicht viel Wasser. Auch ein kleiner Gebirgsbach, den wir bequem überspringen können, kann sehr wohl in der Sekunde einen Kubikmeter Wasser führen. Solch Kubikmeter Wasser wiegt . . .“

„Na, der wird einen Zentner wiegen,“ meinte der Löwenwirt.

„Falsch,“ sagte der Hinkende, „dann könntet Ihr ihn ja auf dem Rücken wegstragen. Ein Kubikmeter hat 1000 Liter und 1 Liter wiegt 1 Kilogramm, also wiegt 1 Kubikmeter Wasser . . .?“

„1000 Kilogramm,“ sagte der Peter Fritz, der sein Notizbuch bereits wieder aufgeschlagen hatte.

„Richtig,“ sagte der Hinkende. „Ob wir nun aber 1 Kilogramm 3392 Kilometer hoch heruntersinken lassen oder ob wir 1000 Kilogramm 33 Kilometer tief abstürzen lassen, das bleibt sich gleich, da das Produkt aus Metern und Kilogrammen, d. h. die Anzahl der Meterkilogramm immer dieselbe bleibt.“



Wehranlagen mit Hochwasserschleusen und erstem Sandfang.

Dann aber können wir annehmen, daß 1 Kubikmeter Wasser etwa von den 3400 Meter hohen Gletschern der Hochalpen bis zum Meerespiegel rinnt, dabei dieselbe Arbeit entwickelt, wie 1 Kilogramm Kohle bei seiner Verbrennung.

„Das ist richtig,“ sagte der Peter Frits, der den Ausführungen des Hinkenden mit dem Bleistift in der Hand gefolgt war.

„Ihr seht jetzt,“ fuhr der Hinkende fort, „daß zwischen dem fallenden Wasser und der schwarzen Kohle ganz bestimmte Beziehungen existieren. Betrachten wir nun einmal den Mühlbach, der hinter Euren Hause, Löwenwirt, vorbeischießt. Der Bach ist etwa 4 Meter breit und im Durchschnitt  $\frac{1}{2}$  Meter tief. Der Bach hat also einen Querschnitt von . . .?“

$4 \times \frac{1}{2} = 2$  Quadratmeter,“ sagte Peter Frits.

„Wichtig,“ erwiderte der Hinkende, „und dieser Bach ist sehr reichend, er strömt mit wenigstens 2 Meter in der Sekunde. In der Sekunde gehen also durch den Querschnitt des Baches . . .?“

„2 Quadratmeter Querschnitt mal 2 Meter Wassergeschwindigkeit = 4 Kubikmeter,“ sagte der Peter Frits.

„Das stimmt,“ sagte der Hinkende. „Dieser Bach hat nun ein gewaltiges Gefälle. Auf die kurze Strecke vom Nachbarhof bis hierher fällt er um volle 150 Meter.

Wieviel Arbeit leistet also das Bachwasser in jeder Sekunde auf der Strecke vom Nachbarhof bis hierher?“

„4 Kubikmeter sind 4000 Kilogramm, mal 150 Meter Fallhöhe ergeben 600000 Meterkilogramm in der Sekunde,“ rechnete Peter Frits prompt aus.

„In Ordnung,“ sagte der Hinkende. „Nun hat aber die Minute 60 Sekunden, also leistet der Bach in einer Minute . . .?“

„60 mal 600000 = 36000000 Meterkilogramm,“ multiplizierte der Peter Frits heraus.

„So,“ fuhr der Hinkende fort. „Nun hat die Stunde 60 Minuten und der Tag 24 Stunden und der Bach fließt Tag und Nacht, aber die Zahlen würden selbst Herrn Professor Peter Frits zu groß werden. Darum wollen wir unsere weiße Kohle, unser Bachkraftwasser jetzt in schwarze Kohle umrechnen. Wir hatten vorhin herausbekommen, daß 1 Kilogramm guter Steinkohle gleichwertig ist . . .?“

„Rund 3 Millionen Meterkilogramm,“ las der Peter Frits aus seinem Notizbuch heraus.

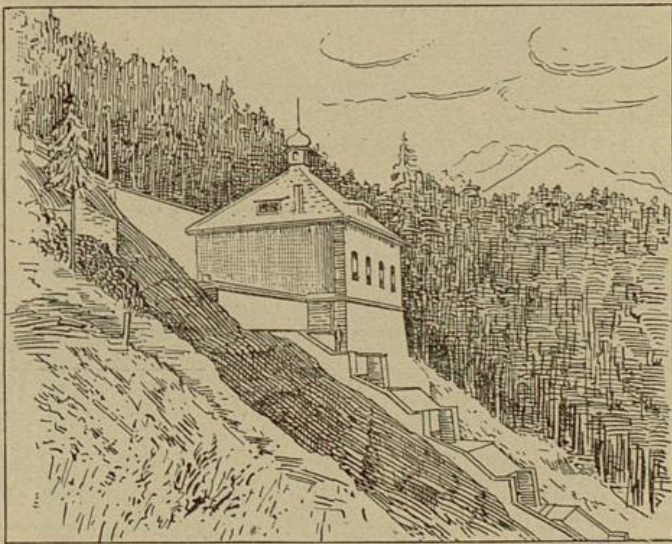
„Sehr wohl,“ fuhr der Hinkende fort, „und unser Bach leistet in der Minute die Arbeit von 36 Millionen Meterkilogrammen. Das entspricht also einer Verbrennung von 12 Kilogramm Steinkohle. Wir wollen annehmen, daß 12 Kilogramm Steinkohle im Großhandel für 10 Pfennig zu haben wären. Dann entspricht die Leistung unseres Baches in einer Stunde einer Kohlenverbrennung im Werte von 10 Pfennig mal 60 . . .?“

„Gleich 6 Mark,“ rief Peter Frits dazwischen, der mitgerechnet hatte.

„Und in 24 Stunden hat die Arbeit einen Wert von . . .?“

„144 Mark,“ verkündete Peter Frits.

„Und wenn wir das Jahr der einfachen Rechnung



Wasserschloß mit Leerlauf.

wegen für 300 Arbeitstage rechnen, so ist der Bach im Jahre . . .?“

„43200 Mark wert,“ fiel Peter Frits ein.

„Und wenn wir diese Jahresleistung auch nur zu etwa 90% kapitalisieren,“ sagte der Hinkende, „so stellt der Bach immerhin einen Kapitalwert von einer halben Million Mark dar.“

„Himmelhergottsaframent,“ rief der Löwenwirt und fuhr mit beiden Armen in die Luft. „Der Bach ist ja mein. Da bin ich

ja ein Millionär, da habe ich ja das große Los in der Lotterie gewonnen.“

„Beruhigt Euch nur erst wieder,“ Löwenwirt,“ sagte der Hinkende. „Das Rechnen macht auch Durst. Gebt mir erst einen Schoppen und dann trinkt selber einen, und dann wollen wir in aller Ruhe weiter reden. Erstens gehört Euch am Bache höchstens die Fischereigerechtigkeit und eine Mühlgerechtigkeit, die Euch gestattet, den Bach durch ein 5 Meter hohes Wehr zu stauen. Darüber hinaus ist das Staurecht Staatseigentum. Wenn Ihr aber diese ganze Wasserkraft ausnutzen wolltet, so müßtet Ihr den Bach ja 150 Meter hoch stauen. Damit aber kommen wir gleich zum zweiten Teil der Geschichte. Ein solcher Staudamm würde erstens sehr viel Geld kosten und er würde zweitens das ganze bergaufstiegender Tal in einen gewaltigen See verwandeln und viele Morgen Ackerland und Forst unter Wasser setzen.“

Enttäuscht ließ der Wirt die Hände auf die Tisch-



platte sinken. „Dann wäre es also nichts mit der halben Million,“ meinte er.

„Was nicht ist, kann ja immer noch werden,“ entgegnete der Hinkende. „Die Zahlen, die wir errechnet haben, sind an sich wohl zutreffend. Die Natur bietet uns aber kaum etwas ohne Bemühungen unsererseits. Auch den Stamm, der im Walde steht, müssen wir schlagen, entasten und schälen, bevor wir von Nutzholz reden können, und die Kosten für diese Arbeiten nennt der Zimmermann die Werbungskosten. Werbungskosten aber liegen auf jedem Naturprodukt. Auch bei den Wasserkräften sind sie nicht gering. Die frei dahinströmende Kraft kann uns ja wenig nützen. Wir müssen sie erst fassen, bevor sie verwertet werden kann, und diese Fassung der Wasserkraft ist nicht eben billig.“

„Was bedeutet denn aber Fassung?“ fiel jetzt der Peter Fritz ein. „Der Mühlbach ist ja doch allerseits von hohen Ufern eingefasst. Man braucht die Mühlräder doch nur hinauzustellen, so hat man die Wasserkraft ja gefangen.“

„Das sollte ich auch meinen,“ mischte sich der Löwenwirt ein, dem die Möglichkeit, eine halbe Million zu gewinnen, sehr zu Kopf gestiegen war. „Was ist denn da noch viel zu fassen?“

„Ihr seid beide im Unrecht,“ sagte der Hinkende. „Wenn Ihr ein Mühlrad einfach über dem Bach

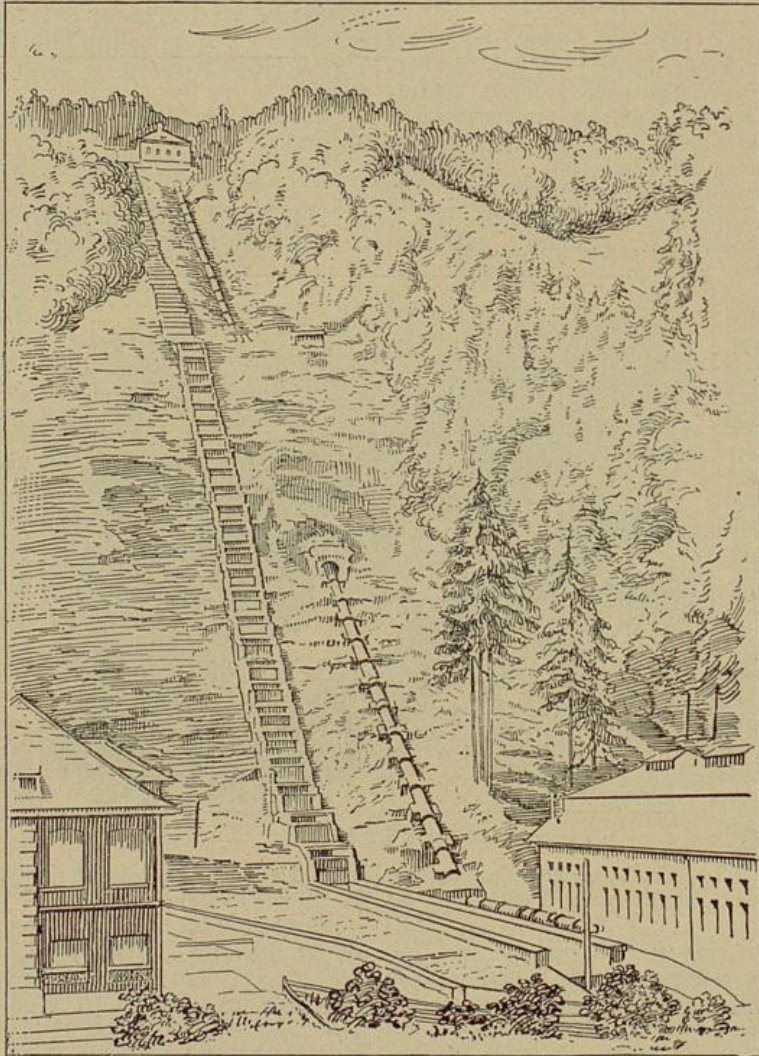
aufrichtet und es vom Wasser, das darunter hinwegströmt, treiben laßt, wenn Ihr also ein unterschlächtiges Mühlrad hinstellt, so werdet Ihr nicht viel Freude daran haben. Deswegen hat ja der Müller hier den Bach durch das Wehr hoch aufgestaut und wohl an 4 Meter stürzt das Wasser über die Schaulen in den unteren Mühlteich. Durch diese Stauung wird die

Bacharbeit, die sich sonst über etwa 150 Meter Bachlänge verteilen würde, auf die eine Stelle konzentriert und dort dem einen Rad nutzbar mitgeteilt. Wenn Ihr Euch die Unkosten für diese Stauanlage sparen wolltet, so müßtet Ihr den Bach etwa 150 Meter weit mit unterschlächtigen Rädern bepflanzen, was natürlich so wohl in technischer wie in wirtschaftlicher Beziehung ein großer Unfug wäre. Schon seit vielen hundert Jahren schreitet man daher selbst für den geringfügigen Kraftbedarf eines Mühlenbetriebes zu einer gewissen Fassung der

Wasserkraft in Form eines Wehrs, hinter dem sich ein Stauweiser, der sogenannte obere Mühlteich zu bilden pflegt. Durch diese Fassung wird eine starke Spiegeldifferenz, ein bedeutender Gefällunterschied auf eine Stelle konzentriert und kann dort bequem ausgenützt werden.“

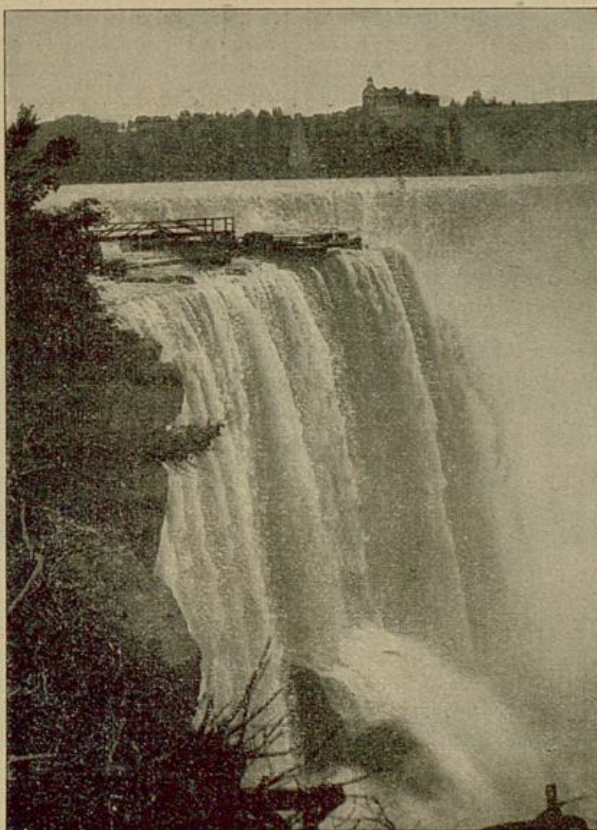
„Ach so,“ sagte Peter Fritz.

„Hm,“ sagte der Löwenwirt und kratzte sich hinter dem Ohre.



Rohrleitung und Leerlauf vom Wasserloch nach dem Mähtsternhaus.

„Allerdings,“ jagte der Hinkende, „so ist es. Ich begreife es wohl, warum Ihr Euch den Kopf kratzt. Das Fassen der Wasserkräfte ist eine eklige Sache. Das kostet viel Geld. Zu allererst hat man sich daher an diejenigen Wasserkräfte gemacht, die gewissermaßen schon von der Natur gefaßt waren, nämlich an die Wasserfälle. Hier fand man ja schon eine natürliche starke Niveaudifferenz an einem Punkte vor. Nehmen wir zum Beispiel die Niagarafälle. Dort stürzt das Wasser etwa 40 Meter hoch herunter. Jeder Kubikmeter, der den Fall passiert, ist also 40000 Meterkilogramm wert, die er während des Falles abgibt. Hier war die Fassung verhältnismäßig billig. Man leitete einige hundert Meter oberhalb der Fälle einen Seitenkanal vom Fluß ab, arbeitete dann einen senkrechten Stollen in dem Felsengebirge bis etwa zum Niveau des Flusses unterhalb der Fälle in die Tiefe und führte von diesem Stollen ein schweres, stählernes Druckrohr zum Maschinenhaus, das am Ufer der unteren Flußhaltung liegt. Gewiß war auch diese Anlage nicht billig, aber im Verhältnis zur gewonnenen Leistung konnte man sie immer noch wohlfeil nennen. Ich erzählte Euch bei meinem letzten Hiersein, als wir vom Grafen Zeppelin sprachen, auch von der Pferdestärke. Ich sagte Euch, daß eine Arbeit von 75 Metertkilogramm



Niagarafall.

(Reproduziert nach einer Originalaufnahme der Photoglob Co. in Zürich.)

in der Sekunde eine Pferdestärke ist. Ein einziger Kubikmeter am Niagara bedeutet aber, wie eben gesagt, 40000 Metertkilogramm. Ein Kubikmeter in der Sekunde ist also gleich 533 Pferdestärken. Eine einzelne der großen Niagaraanlagen fördert aber in ihrem Stollen in der Sekunde bequem 150 bis 200 Kubikmeter und liefert demnach 100000 Pferdestärken. Für solchen Gewinn lohnt es sich wohl, ein paar hunderttausend Dollar für einen Stollen anzulegen. Zurzeit ist das Gelände zu beiden Seiten des Niagara daher von solchen Stollen stark durchsetzt und von den schätzungsweise 7 Millionen Pferdestärken, die der Niagara im Durch-

schnitt entwickelt, werden rund eine Million in großen Wasserkraftwerken gewonnen und für tausenderlei Zwecke benutzt. Bis auf 300 Kilometer im Umkreis treibt der Niagara die elektrischen Bahnen, gibt er Licht, Wärme und Kraft. Freilich wollen alte Kenner der Fälle auch ein gewisses Verblaffen und Mitterwerden dieses phänomenalen Naturschauspielles beobachtet haben. Auch Präsident Roosevelt hat sich in einer besonderen Botschaft gegen die weitere Ausnutzung der Fälle ausgesprochen. Ob freilich diese Verkündigung Erfolg haben wird, das muß zum

mindesten sehr zweifelhaft erscheinen. Die Amerikaner sind ein viel zu nüchternes und praktisches Volk, um dauernd 6 Millionen Pferdestärken nutzlos um ästhetischer Interessen willen verbrauchen zu lassen. Sie haben weitreichende Pläne. Sie wollen mit dem Niagara die großen Pazifikbahnen, die den Kontinent von Newyork bis Franzisko durchqueren, elektrisch betreiben, und ihre Technik arbeitet fieberhaft an der Verwirklichung dieses Zieles. So dürfte der Tag nicht mehr allzufern sein, da der letzte Tropfen der jetzt noch so wilden und ungebärdigen Niagarafälle in Stollen und Röhren eingefangen ist.“

„Tüchtige Leute, die Amerikaner,“ sagte der Peter Fritz.

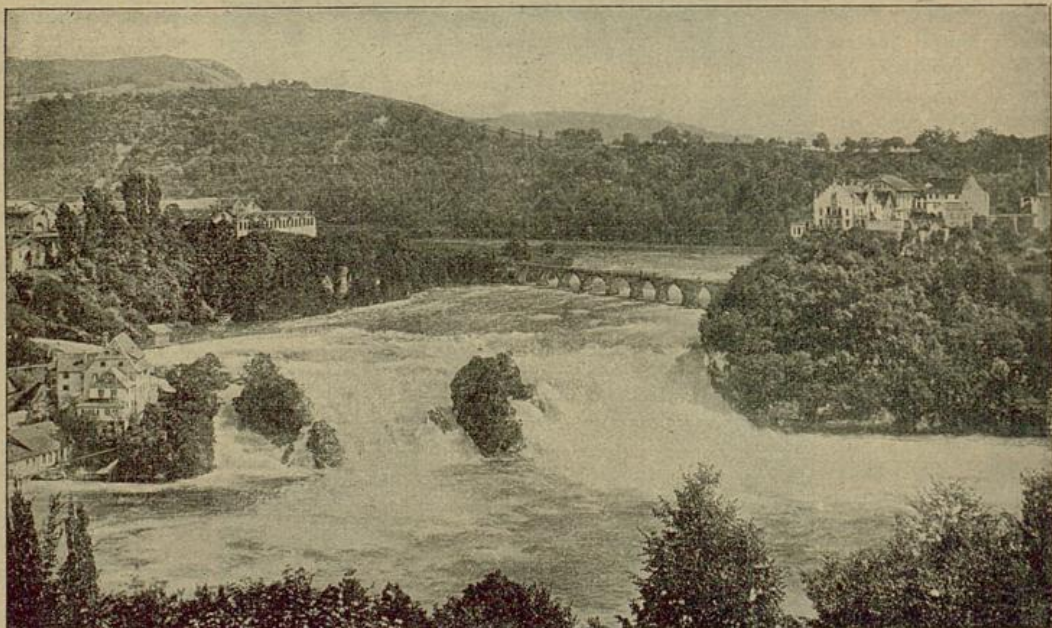
„Die Engländer denken ebenso,“ fuhr der Hinkende fort. „Sie besitzen ja in Afrika die

noch viel gewaltigeren Viktoriafälle des Sambesi, die Katarakte des Kongo und die Fälle des Nil. Ihr Traum geht dahin, eine gewaltige Schnellbahn von Kapstadt bis Alexandria zu bauen und aus den Wasserkräften der genannten drei Fälle die elektrische Energie für den Betrieb dieser Bahn zu gewinnen. Es sind enorme Aufgaben, die hier der Lösung durch die Elektrotechnik harren. Aber es ist anzunehmen, daß die elektrische Bahn Alexandria—Kapstadt eher zustande kommen wird, als die Elektrifizierung unserer deutschen Bahnen, denn dort in Afrika können die Techniker vollständig neu schaffen, während bei uns die bestehenden Anlagen berücksichtigt und die vorhandenen

Dampflokomotiven, die einen Wert von vielen Millionen Mark repräsentieren, erst amortisiert und abgeschrieben werden müssen. Trotzdem aber ist auch bei uns in Deutschland die Ausbeutung der natürlichen Wasserkräfte in guter Entwicklung begriffen. Zunächst hat man natürlich die bequemsten Stellen vorgenommen, also direkte Wasserfälle. So wird zum Beispiel der große Rheinfluss bei Schaffhausen kräftig ausgenutzt. Es werden ihm Pferdestärken im Betrage von vielen Tausenden entnommen und an den Ufern des Rheins hat sich dort eine bedeutende, vornehmlich elektrochemische Industrie etabliert, die die gebundene Wasserkraft in elektrischen Strom umformt und nun im großen benutzt, um aus der Tonerde das glänzende Aluminium zu erschmelzen

dies geschah in verschiedener Weise. Eine ganz besondere Gruppe unserer Wasserkraftwerke bilden die sogenannten Talsperren. Ihr alle wißt ja noch, welche gräßlichen Hochwassererwüstungen besonders im Anfange der neunziger Jahre eintraten. Allein in Schlesien wurden damals durch die Fluten Gebäude und Äcker im Werte von annähernd hundert Millionen Mark vernichtet und auch hier im badischen und bayrischen Land haben wir das Hochwasser böse zu spüren bekommen.

„Ich kann mich wohl entsinnen,“ sagte der Löwenwirt. „Der Mühlbach dahinten stand damals bis ans Haus, und unten im Tale hat er noch schlimmer gewirtschaftet. Da waren die Äcker ganz böse versandet.“



Rheinfluss bei Schaffhausen.

(Reproduziert nach einer Originalaufnahme der Photoglob Co. in Zürich.)

und weiter aus Kalk und Kohle Kalziumkarbid zu brauen oder Kiesel und Kohle zu einem wertvollen Schleifmittel, dem Karborund, zusammenschmelzen.“

„Ich habe davon gehört,“ warf der Peter Frits ein. „Würde nicht im Jahre 1891 elektrische Kraft von Laufen bei Schaffhausen über 30 deutsche Meilen weit bis nach Frankfurt am Main geleitet und dort auf der elektrotechnischen Ausstellung gezeigt?“

„Nein! das war Lauffen am Neckar und die Entfernung betrug 20 Meilen,“ entgegnete der Hintende, „aber es war ein Triumph deutscher Technik, der es damals als der ersten gelang, eine derartige Hochspannungskraftübertragungs-Anlage auszuführen. Inzwischen nun sind wir auch in Deutschland weitergekommen. Die Zahl der Wasserfälle selbst ist ja bei uns zu zählen. Man mußte daher wohl oder übel daran gehen, die Wasserkräfte zu fassen, und

„Nun also,“ fuhr der Hintende fort, „die Landesverwaltungen haben eingesehen, daß dagegen etwas geschehen müsse, und das technische Mittel dazu war die Talsperre. Nehmen wir zum Beispiel einen reißenden Gebirgsfluß, der sein Wasser aus vielen Wildbächen erhält und mit starkem Gefälle ein Tal durchströmt. Dieses Tal wird nun durch eine kräftige Quermauer einfach gesperrt. Natürlich muß solche Sperrmauer ganz außerordentlich zuverlässig und sicher gebaut werden, denn sonst könnte unsägliches Unglück geschehen. Die Mauer wird daher tief in den harten Felsen hineingegründet und auch in die Seitenabhänge des Tales bis in den massivsten unverwitterten Felsen hinein geführt. Sie wird ferner in der Richtung fluslaufwärts gekrümmt, so daß sie gewissermaßen einen Bogen oder ein Gewölbe gegen das sich stauende Wasser bildet. Endlich wird sie

sehr stark und in besten Klinkersteinen und reinem Zement ausgeführt.“

„Wenn diese Mauer das Tal sperrt, dann kann ja aber der Fluß nicht weiter,“ rief der Peter Fritz.

„Sehr richtig,“ sagte der Hinkende, „er kann nicht weiter und daher staut er sich auf. Das Tal oberhalb der Mauer wird langsam, aber sicher überschwemmt und es bildet sich dort ein großer See. Man kann daher solche Talsperren nur errichten, wo das Tal noch nicht mit Dörfern oder Städten besetzt ist.“

„Nun läuft doch aber immer mehr Wasser in diesen Stausee,“ rief Peter Fritz und schließlich muß die Sache doch einmal bis zur Mauerkrone kommen und dann in Form eines gewaltigen Wasserfalles darüber hinausstürzen und dann erst recht in das untere Tal hineinfluten.“

„Das würde in der Tat geschehen,“ sagte der Hinkende, „wenn nicht mancherlei dazu käme. Das darf aber unter keinen Umständen geschehen. Daher baut man für alle Fälle an der einen Tallehne herunter eine sogenannte Kastadentreppe, eine gewaltige Zementtreppe, deren Stufen eigenartig gehöhlt sind, so daß Wasser, welches über diese Treppe herunterstürzt, an jeder einzelnen Stufe in seiner Kraft gebrochen wird und trotz des hohen Falles kraftlos im unteren Tale ankommt. Diese Kastadentreppe führt zu einer Stelle der Mauer, wo deren Krone tiefer liegt als an den anderen Stellen. Wenn also das Wasser im Stausee zu hoch steigt, so wird es doch nicht über die Wehrkrone stürzen, sondern unschädlich über die Kastadentreppe zu Tale eilen. Aber die Kastade soll nur als Nothelfer dienen. Aus dem unteren Teile der Mauer führen starke Rohre zu einem Maschinenhause, in dem Turbinen aufgestellt sind. Wenn nun zum Beispiel die Stau- mauer 20 Meter hoch ist, wenn also hinter ihr ein 20 Meter tiefer See steht, so wird das Wasser natürlich mit einem großen Druck in diese Rohre treten und dort in den Turbinen nützliche Arbeit verrichten. Normalerweise soll nun der Abfluß durch diese Rohre so groß sein, daß die Kastadentreppe überhaupt nicht in Funktion tritt, sondern daß sämtliches Wasser, welches der Fluß mit sich führt, zur Arbeit herangezogen wird, daß dabei seine Kraft gebrochen wird und nun unterhalb der Sperrmauer ein ruhiger, ungefährlicher und das ganze Jahr hindurch ziemlich gleichbleibender Fluß seines Weges zieht. Der Stausee dient dabei als wertvoller Ausgleich. Nehmen wir zum Beispiel an, dieser See sei etwa 1 Kilometer lang und im Durchschnitt 400 Meter breit. Er hat dann eine Oberfläche von . . .?“

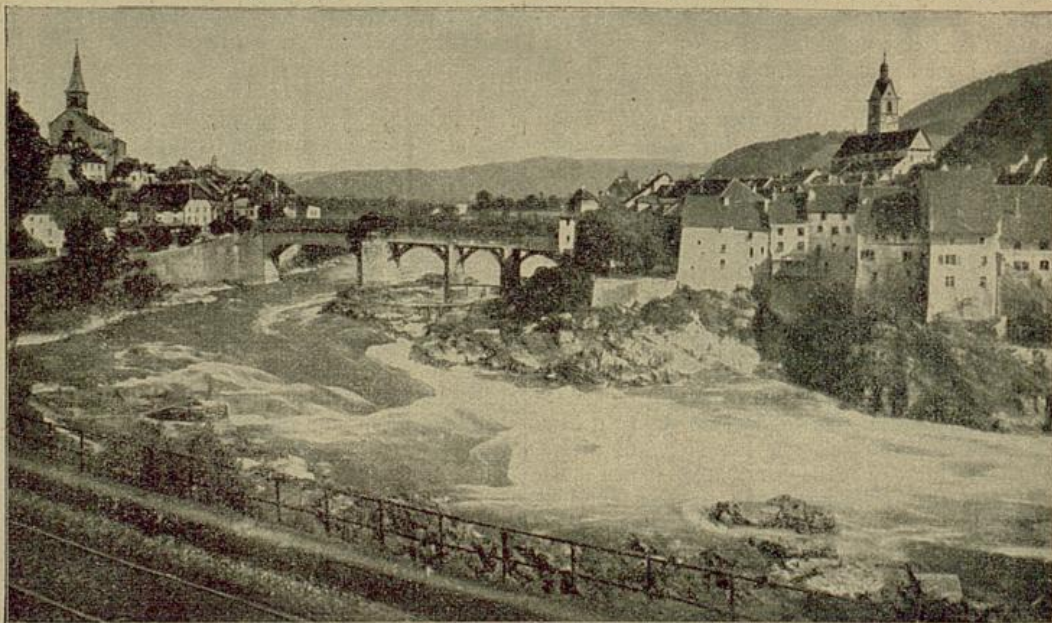
„400000 Quadratmeter,“ rechnete Peter Fritz aus.

„Sehr wohl,“ sagte der Hinkende. „Um seinen Spiegel auch nur um 1 Meter zu erhöhen, wird man dann also 400000 Kubikmeter Wasser hinein- füllen müssen. Wenn wir uns also so einrichten, daß wir für unser Kraftwerk etwas mehr Wasser entnehmen, als der Fluß zur Zeit der Trockenperiode führt, so wird der Seespiegel in dieser Zeit natür-

lich sinken. Es kommt ja mehr Wasser heraus, als hineinfließt. Wenn nun aber der Seespiegel beim Beginn des Hochwassers etwa 5 Meter unter der Mauerkrone steht, so müssen 5 mal 400000 gleich 2 Millionen Kubikmeter hineinlaufen, bevor die Kastadentreppe zu arbeiten braucht. Jene plötzlichen gewaltigen Hochfluten also, die früher in wenigen Stunden das ganze Untertal verwüsteten, werden jetzt im See unschädlich aufgefangen und müssen in späteren Tagen und Wochen für den Menschen arbeiten. Wo aber früher im Unterlauf ödes Bruchland war, wo versandete und verschlammte Äcker lagen, wo, wegen der Hochwassergefahr keine menschliche Siedlung angelegt werden konnte, da erheben sich jetzt schmutze Häuser auf grünen Wiesen, umgeben von blühenden Obstgärten und fruchtbaren Feldern. So macht sich die Talsperre bereits an sich reichlich bezahlt und die elektrische Kraft bekommen wir gewissermaßen als Gratiszugabe. Die Fassung der Wasserkraft kostet hier faktisch nichts, weil die Sperre ja im Interesse der Landwirtschaft errichtet werden muß, und daher kann die elektrische Kraft ziemlich billig abgegeben werden und befruchtet nun ihrerseits Verkehr, Industrie und Gewerbe in der ganzen Umgebung. Solcher Talsperren besitzen wir nun bereits eine große Anzahl in deutschen Ländern. Es mag nur die Urstalsperre als eine der bedeutendsten genannt sein. Geplant ist es, die sämtlichen Bergströme, welche Hochwassergefahr bedeuten, in dieser Weise zu verbauen und dadurch Schutz vor der Flut und gleichzeitig elektrische Kraft zu gewinnen. Daneben aber müssen wir nun eine andere Gruppe von reinen Kraftwerken betrachten, deren Fassung zwar erheblich kostet, die dafür aber auch gehörig Arbeit liefern. Nehmen wir wiederum einen starken Bergstrom, der mit etwa 200 Meter Gefälle ein Tal in vielen Krümmungen durchfließt. Hier leitet man an der obersten Stelle des Tales einen breiten Graben von dem Fluß ab und führt diesen Graben, entweder in den Fels gesprengt oder gut wasserdicht ausbetoniert, mit geringem Gefälle an der Tallehne entlang. Während der Fluß selbst bereits 100 oder 150 Meter tiefer auf der Talsohle tosen mag, führt dieser Graben oder Stollen oft viele Meilen lang immer noch hoch oben an der Talsohle entlang. Nun aber endet er in einem großen gemauerten Bassin, das gewöhnlich von einem schmucken Häuschen überbaut ist. Das ist das sogenannte Wasserloch. Vom Wasserloch nun laufen gewaltige schmiedeeiserne Rohre wieder bis zur Talsohle, und hier dicht neben dem Flusse liegt das Kraftwerk, welches die Maschinen enthält. Die Abbildungen, die ich Euch hier zeige, stellen das große, von der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft gebaute Sillkraftwerk dar. Ihr seht hier hoch oben auf dem Berge das Wasserloch, bemerkt hier unten das Kraftwerk selbst und zwischen beiden an der Berglehne die beiden starken Rohrstränge. Daneben ist auch eine Kastadentreppe zu sehen. Denn auch das Wasserloch könnte ja einmal überlaufen, wenn die Wasserturbinen längere Zeit stillstehen. Dann

muß eben die Kaskade laufen. Auf dieser Abbildung ist auch der Stollen angedeutet, welcher über eine Meile weit an der Berglehne entlang geht und sich vom Oberlauf der Sill abzweigt. Während das Talsperrenwerk die ganze Kraft des Flusses ausnützt, ist bei einem Werke wie der Sillanlage immer nur eine teilweise Ausnützung beabsichtigt und möglich. Ein großer Teil des Flusses und bei Hochwasser sogar der allergrößte Teil verbleibt dagegen in seinem alten Bett und strömt ungenutzt zu Tale. Es fehlt eben hier der ausgleichende große See und infolgedessen wendet man sich in neuerer Zeit mit besonderer Vorliebe dort, wo man keine Talsperre beabsichtigt, den natürlichen Bergseen zu. So sieht ihr hier das Projekt der bayrischen Regierung zur Ausnützung der

arbeitet worden. Auch unser badisches Land verfügt über Wasserkräfte und Wasserkraftwerke in beträchtlicher Anzahl. Ich brauche nur an die Rheinschnellen bei Laufenburg zu erinnern, dicht oberhalb des Einflusses der kleinen Murg in den Rhein. Hier bietet sich Gelegenheit, bei Hogschür einen Stausee zu bilden, der die Niederschläge von etwa 100 Quadratkilometern sammelt und eine starke Gefällstufe gegen den weiteren Unterlauf der Murg möglich macht. Und dann ferner das Flußgebiet der Wiese, die bei Basel den Rhein erreicht. Allein bei Laufenburg sind zurzeit Anlagen im Bau, durch welche eine Leistung von dauernd 77330 Pferdestärken gewonnen werden sollen. Dem scheinbar so kleinen Flüsschen, der Wiese, deren gesamt Lauf kaum 50 Kilometer beträgt, sieht



Stromschnellen bei Laufenburg.

(Reproduziert nach einer Originalaufnahme der Photoglob Co. in Zürich.)

beiden Alpenseen, des Kochel- und des Walchensees. Diese beiden Seen haben einen Höhenunterschied von über 200 Meter und zwar ist der Walchensee der höhere von beiden. Es lohnt sich daher, durch den Gebirgszug, der beide Seen trennt, einen breiten Stollen zu treiben und nun die Kraft des vom Walchen- in den Kochelsee strömenden Wassers auszunützen. Ferner aber will man dem Walchensee weiter nütliches Wasser zuführen, indem man die Isar und ferner ihren Nebenfluß, den Rißbach, kräftig aufstaut und das Wasser der so entstehenden Stauseen durch andere Stollen zum Walchensee leitet. Ihr seht hier die Sperrmauern angedeutet und die Seen punktiert, die sich hinter dem Wehr aufstauen müßten. Solcher Projekte nun sind sehr viele für alle Wasserkräfte Bayerns und auch für zahlreiche Kräfte der übrigen deutschen Gebirgsländer ausge-

man auch nicht an, was in ihm steckt. Und doch sind hier vier Talsperren vorgesehen, die zusammen beinahe 50 Millionen Kubikmeter Wasser stauen können. Zusammen werden die Werke hier normal 30000 Pferdestärken liefern. In wasserreichen Jahren aber wird man auf eine Dauerleistung von 60000 Pferdestärken kommen. Auch die große Murg, die aus dem Württembergischen ins Badische tritt, um unterhalb von Rastatt in den Rhein zu münden, bietet ganz gewaltige Kraftquellen, und dürfte von Herrenwies an immer noch mehr als 10000 Pferdekraft abgeben können, wenn auch ihre Hauptleistungen im Württembergischen bei Freudenstadt und Reichenbach zu suchen sind. Dazu kommen dann die zahlreichen kleineren Flüsse wie Butach, Alb, Wehra, Dreisam, Elz, Kinzig und endlich der obere Lauf der Donau, die alle eine ganz gehörige Kraftentwicklung her-

geben können. Alles in allem wird man die leicht fassbaren Wasserkräfte des badischen Landes auf eine Viertelmillion Pferdestärken veranschlagen können. Viel mehr hat auch Bayern nicht aufzuweisen, dessen Regierung die Wasserkräfte ihres Landes für die in absehbarer Zeit zu erwartende Elektrifizierung ihrer Bahnen gern selbst benutzen möchte. Die bayerische Regierung hat daher genaue Anstellungen darüber machen lassen, was denn überhaupt an Kräften sofort bequem und wirtschaftlich gesaft werden kann. Sie hat dabei gefunden, daß zurzeit bereits Wasserkräftenanlagen mit einer Leistung von 100 000 Pferdestärken bestehen und daß weitere 300 000 Pferdestärken schnell gewonnen werden können. Soviel aber gedenkt sie auch für die eigenen Bahnen zu gebrauchen und hütet daher sehr sorgfältig ihr Wasserrecht.“

„300 000 Pferde sind doch aber nicht viel,“ warf Peter Fritz ein.

„Oho! Herr Doktor,“ sagte der Hinkende. „Mir scheint, wir müssen noch etwas rechnen. Für eine Pferdekraftstunde braucht man etwa  $\frac{3}{4}$  Kilogramm Kohle. Für einen Pferdekrafttag braucht man also 24 mal so viel, d. h. 18 Kilogramm, und für ein Pferdekraftjahr gebraucht man 365 mal 18 Kilogramm, d. h. 6,5 Tonnen Kohle. Bei 300 000 Pferdestärken haben wir also einen Jahresverbrauch von 2 Millionen Tonnen Kohle. Nun wurden im letzten Jahre in Deutschland etwa 200 Millionen Tonnen Kohle verbraucht. Das bayrische Projekt würde also immerhin 1% des Kohlenverbrauches durch Kraftwasser ersetzen. In Wirklichkeit aber, und wenn wir auch die schwerer zu fassenden Wasserkräfte ganz Deutschlands heranziehen, werden wir auf diverse Millionen Pferdestärken kommen und den Kohlenverbrauch zum allergrößten Teile durch Kraftwasser ersetzen können. Nach dem Kohlenverbrauch können wir annehmen, daß Deutschland mit etwa 30 Millionen Pferdestärken ständig arbeitet. Wenn wir unsere gesamten Wasserkräfte heranziehen, wenn wir jeden Wildbach verbauen, und jedes Tal sperren, werden wir schätzungsweise mehr als die Hälfte dieses Kraftbedarfes dem Kraftwasser entnehmen können.“

„Aber warum das Ganze,“ warf Peter Fritz ein. „Es ist doch bisher ganz gut mit der Kohle gegangen.“

„Aus mehr als einem Grunde,“ rief der Hinkende. „Ich sagte Euch bereits, daß unsere Kohlenvorräte nicht unerschöpflich sind, daß es vielmehr sehr abzusehen ist, wann sie zu Ende gehen. Nimmt man doch an, daß aus englischem Boden in etwa hundert Jahren das letzte Stück Kohle herausgeholt sein wird, und was England dann ohne Kohle und ohne Kraftwasser anfangen wird, mögen die Götter wissen. Aber auch unsere deutschen Kohlenvorräte dürften in etwa 400 Jahren erschöpft sein. Es ist daher gut, wenn wir uns rechtzeitig anderweitig einrichten und mit dem Vermögen an gebundener Sonnenkraft, das in unsern Steinkohlengruben liegt, nicht wie sinnlose Beschwender arbeiten. Ferner aber ist die Arbeit des Bergmannes, der die schwarzen Dia-

manten aus der Tiefe holt, wirklich nicht schön. In unserem Maschinenzeitalter hat sie auch jeden Hauch von Poesie verloren und nur die unangenehmen Seiten sind geblieben. Schon will der deutsche Arbeiter nicht mehr einfahren. Er sucht sich andere Beschäftigung über Tage und überläßt die Bergwerksarbeit auswärtigem Volk, polnischen, slowenischen und galizischen Arbeitern. Diese Zustände sind in keiner Beziehung erfreuliche. Wir können daher wohl an eine Zukunft denken, in der das brausende Tageswasser unsere Hauptarbeit verrichtet, in der wir aber unseren Kohlenvorräten nur noch das entnehmen, was wir hauptsächlich für chemische Zwecke notwendig haben. Denn augenblicklich wüßten wir geradezu sinnlos mit diesen Schätzen. Unsere Dampfmaschinen machen im besten Falle nur etwa 15% der Kohlenarbeit nutzbar. Der Rest wird unnütz verpufft. Von den 200 Millionen Tonnen des letzten Jahres mögen etwa 150 Millionen unter Dampfesseln verbrannt worden sein. Dann sind aber 85% davon, d. h. 127,5 Millionen Tonnen ganz sinn- und zwecklos verwirft worden, sind infolge der Mangelhaftigkeit unserer Wärmemaschinen in Form von Kohlenäure in die Atmosphäre gejagt worden. Es könnte aber eine Zeit kommen, da wir den Kohlenstoff bitter nötig gebrauchen, sei es um in Form von Kalkstickstoff aus der Luft wertvollen Dünger zu schaffen, sei es, um in weiterliegenden Jahrhunderten auf künstlichem Wege Nahrungsmittel, die Kohlenhydrate, Stärke und Zucker, herzustellen. Darum bedeutet die Erschließung der Wasserkräfte für uns eine Tat von allergrößter kultureller Bedeutung, darum ist es wichtig, daß jeder einzelne sich beizeiten über diese Dinge klar wird und darum habe ich Euch das alles erzählt.“

### Allerhand Erinnerungen.

Eine Zwiegesprache mit dem Hinkenden von Wilh. Schlang.

Ein klarer, fast feierlicher Maimorgen hatte den Schläfer geweckt und nun wandelte der Frühauftreter durch die stillen Laubgänge des Karlsruher Schlossgartens, als ihm eine merkwürdige Überraschung zuteil ward. Auf einer der Bänke am lauschigen See saß einer in altmodisch-blauem Rock, den Stelzfuß weit von sich gestreckt, den gewaltigen Dreispitz neben sich auf dem Ruhesitz, und teilte ein Morgenbrötlein mit den lustig um ihn herumlärmenden Spaten. Das kleine Gartenvolk ward von den nahenden Schritten verjagt und schimpfte nun aus sicherm Versteck über die Unterbrechung der Mahlzeit. Der freundliche Gastgeber der Vogelwelt richtete das von weißgrauen Köcklein umrahmte Antlitz dem Luftwandelnden zu und ich erkannte den Hinkenden. Da war mir ja der Morgen zwiefach gesegnet!

„Hinkender — sagte ich — eher hätt' ich gedacht, Ihr säßet jetzt zu Lahr beim Morgenluppeln.“

„Gott zum Gruß!“ erwiderte der Hinkende (wir kannten uns schon ein wenig), „und wenn Ihr —

den Abend mit dem Morgen vertauschend — nicht etwa auf ein zärtlich Abenteuerchen ausgeht, ich bin auch einmal jung gewesen — wie wär's, wenn Ihr die Frühgebanten mit mir teiltet?"

„Sind es heitere Gedanken oder ernste?“ fragte ich.  
 „Es ist ein kleines Wirrsal von beiden. Aber so kommt es, wenn man des Abends zu lang über den Weltbegebenheiten brütet. Meine weißen Haare sind schon lange da, aber jetzt glaub' ich erst, daß der Kopf alt wird. Er versteht wirklich die Zeit nicht mehr mit ihrem Jagen und Hasten, mit ihrer Unlust und Herzensverbitterung. Man kriegt das Ding satt, und die Menschen mit ihren Torheiten fangen an, einem gleichgültig zu werden!“

„Hinkender,“ waf ich ein, „man nennt Euch einen Weisheitsfreund! Wie möget Ihr nur so reden!“

Ein wehmütiges Lächeln glitt über des Alten Gesicht, ehe er sagte: „Das Leben läuft im Ring. Wenn man ein Dreis wird, wie ich, kehrt man zu den Erinnerungsstätten und Menschenvorbildern seiner Kindheit zurück, und die Weggenossen, die der kühle Rasen deckt, werden ihm lieber denn je. Mir ist aber manchmal, als hielte das gegenwärtige Geschlechtlein den Vergleich mit den Alten nicht aus!“

„In welchem Betracht meint Ihr, Hinkender?“  
 Darauf dieser, noch ernster: „Woran es fehlt? An der freudigen Kraft, an der Herzensschlichkeit, am Idealismus, an der weisen Selbstbeschränkung.“  
 „Und wie glaubt Ihr, daß da zu bessern wäre, Hinkender?“

Er stand von seinem Sitze auf und sah mir fest ins Gesicht: „Die Lehre der guten Vorbilder tut nicht alles, aber viel. Die wackern Männer, die unserm deutschen Volk in schweren Tagen als Leitsterne gedient, die seine Seele haben bilden helfen und es für große Entscheidungen vorbereiteten — die müssen den Heranwachsenden wieder deutlicher werden. Denn wie die Natur Tausenderlei hervorbringt, uns Sterblichen zu Nutz oder Freude, also schafft sie auch besondere Menschen, daß wir von ihnen lernen und uns an ihnen erbauen mögen.“

„Hinkender,“ sagte ich, „Ihr sehet mich wahrlich noch einmal auf die Schulbank und prediget mir über das Thema: Die Menschennatur als Lehrmeisterin.“

Neugierig, wie der Hinkende vom Allgemeinen zum Besonderen übergehen würde, sagte ich zu ihm: „Am besten, Ihr nenntet einen der nach Euerm Begriff Auserwählten! So hätte man doch gleich ein Exempel.“

Zu meiner weiteren Überraschung erhob sich der Alte mit dem Stelzfuß und meinte: „So kommt, — ich will Euch einen zeigen!“ Worauf wir durch ein liebliches Konzert von Vogelstimmen noch weiter in den Schloßgarten hineinschritten, bis zu einer freundlichen Rundanlage, in deren Mitte sich ein bekanntes Bildwerklein erhebt: eine Manneshüste, umgeben von allerhand gotischem Hierat. Zudem der Hinkende mit seinem Krüdstock auf das Denkmälchen deutete, fragte er nur: „Kennt Ihr den?“

Die Antwort ließ nicht auf sich warten: „Hinkender, mir deucht, Ihr wolleet mich zum besten haben!

Bin ich nicht als Bub, von der Schule heimgehend, oft vor diesem Denkmal gestanden? Sah ich nicht ehrfürchtig zu dem kleinen Häuslein in der Waldstraße hinauf, hinter dessen bescheidenen Fenstern der wackere Mann seine Verslein und Schwänke kitzelte? Kann ich mir ihn nicht lebhaft vorstellen, wie er ums Jahr 1790 herum in der Marktgräßlichen Kirche drüben inmitten eines Meers von Hauben und Frisuren seine erste Hofpredigt hält? Oder wie er mit seinem getreuen Adjunkt am Stammtisch zum »Faulen Pelz« hinterm Schöppllein sitzt, wo man sich mit Rätselaufgaben die Zeit vertreibt, während in der Ferne der Napoleon seine mörderischen Kanonen knallen läßt? Stehen in meiner Bücherei nicht sein Schakstälein und seine alemannischen Gedichte neben den Werken des Jung-Stilling und dem Goetheschen Werther? Dies Denkmal aber, davor wir stehen, schaut mir oft, sit' ich zu Freiburg in

meiner Amisstube, zugleich mit dem schönsten Münster unversehens in mein Tagewerk!“

Der Hinkende stellte sich plötzlich mit seinem blauen Rock in aller Breite vor dem gotischen Kunstwerklein auf.

„So wett' ich doch, Ihr wißt nicht mehr, was draußsteht, auf dem Denkmal! Es gilt einen Doppelliter vom besten Marktgräfler und ein Pärlein Wienerwürste mit Meerrvettich für einen jeden!“

„Es gilt,“ versetzte ich ein wenig kleinlaut. Rahm nunmehr aber all mein Erinnern zusammen und brachte wirklich die Inschrift der vorderen Denkmalseite ohne Stocken heraus:

Johann Peter Hebel,  
 geb. 10. Mai 1760, gest. 22. September 1826,  
 dem vaterländischen Dichter errichtet unter Großherzog Leopolds Regierung von seinen Freunden und Verehrern  
 1835.

„Ihr habt es gewonnen!“ rief jetzt der Hinkende lachend, „um halb zwölf Uhr im »Roten Haus« beim Schloßplatz! — Übrigens,“ so fuhr er fort, „es freut mich, daß Ihr den Hebel so schäget! Keiner verdient die fortdauernde Liebe unseres badischen Volkes mehr als er. Und hat ihn die heimatliche Natur nicht selbst zu ihrem Sänge auserlesen? Entwickelte sich sein Leben nicht mit einer fast gottgewollten Selbstverständlichkeit? Im Mai 1760



Johann Peter Hebel.

geboren — also daß wir bald seinen hundert-  
 fünfzigsten Geburtstag feiern können — lebt  
 er in bescheidenen Verhältnissen auf, verliert früh die  
 Eltern, kommt aber in treue Hut, wird als Knabe  
 von oberländischem Boden in Karlsruher Schul- und  
 Gelehrtenlust versetzt und bewahrt sich dennoch durch  
 all seine Tage ländliche Frische und Unmittelbarkeit  
 des Gefühls, studiert mit wechselndem Fleiß, streift  
 als froher Genießer an die Weltlichkeit, aber doch  
 nicht so, daß er seine ursprüngliche Bestimmung zum  
 Bildner des Volks aus den Augen verliert, steigt  
 zu Ehren und Würden empor, sitzt im Ständehaus  
 als Mitglied der  
 Ersten Kammer unter  
 großen Herren und  
 bleibt doch immer ein  
 wenig — im besten  
 Sinne — ein Schalk,  
 verbreitet durch Schrift  
 und Predigt vielfachen  
 Segen, und als seine  
 Zeit erfüllt ist, geht  
 er still von hinnen.“

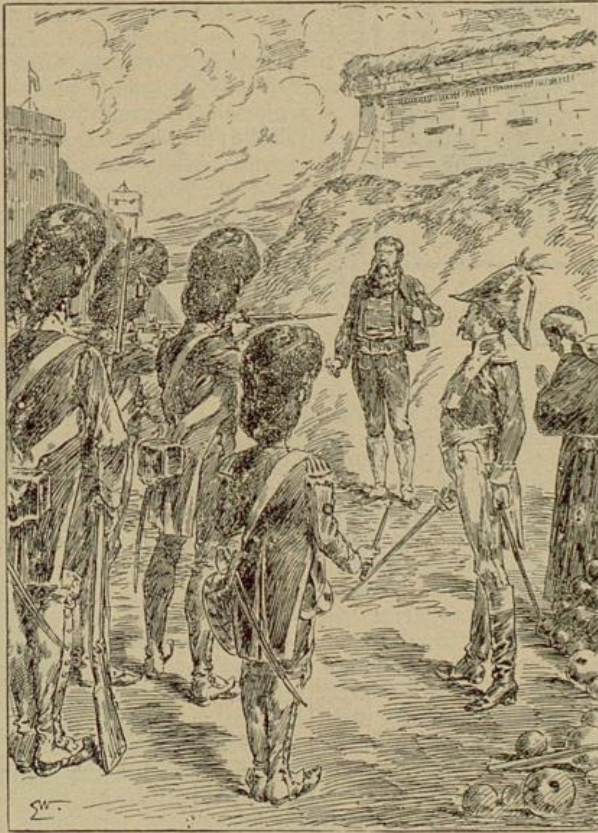
„Ja, Hinkender,  
 und ließ eine goldene  
 Leuchtspur seines Er-  
 denwallens zurück!  
 In einem Punkte aber  
 — Ihr nehmt mir's  
 nicht übel, Hinkender  
 — konnt' ich mit un-  
 serm Hebel nie so recht  
 ins reine kommen.  
 Ihr kennt des Haus-  
 freunds Betrachtun-  
 gen über den An-  
 dreas Hofer. Wißt  
 Ihr, wie mich dies Auf-  
 säßlein jedesmal an-  
 mutet? Wie ein Klecks,  
 von derselben Hand  
 unter liebenswürdige  
 Schriftzüge gesetzt.“

„Woraus zu ersehen,  
 daß auch erwählte  
 Geister ihre Stunden  
 haben, wo sie nicht  
 auf der Höhe ihrer Sendung stehen. Und es tut  
 dem Ruhme unseres Hebel keinen Eintrag, daß er sich  
 in den Naturgeheimnissen und im Volksherzen besser  
 ausgemerkt hat, als in den Wirrsalen des Welttheaters.  
 Bürger eines Kleinstaats von sehr geringem politischen  
 Einfluß, ein Mann beschaulich, ja ein wenig weichen  
 Gemüts, von Jugend auf angezogen von Mustern  
 stiller Pflichterfüllung, dagegen von konfliktvoll han-  
 delndem Leben etwas unansehnlich berührt, — konnte  
 Hebel von seinem Standpunkt aus in den Taten  
 Hofers und seiner Freunde schwerlich etwas anderes  
 erblicken, als gefährliche Eingriffe in die bestehende  
 Ordnung, wie sie ihm nun einmal nach dem Zu-

sammenbruch des deutschen Reiches durch das Bünd-  
 nis der Rheinbundstaaten mit dem allmächtigen  
 Napoleon besiegelt schien. So hastet, glaub' ich, jenes  
 Aufsäßlein wenigstens nicht zur Unehre an Hebels  
 Namen. Was aber den Gegenstand ungerechten Ur-  
 teils selber betrifft — glaubt Ihr, daß man den Hofer  
 wirklich einen großen Mann nennen kann?“

„Hinkender,“ erwiderte ich ihm, „das läßt sich so  
 leicht nicht entscheiden. Ein merkwürdiger Mensch  
 war er zweifelsohne, volkstümlich herausgehoben aus  
 dem zeitlichen Rahmen und schon durch sein Schicksal  
 der herzlichsten Teilnahme wert. Wie man nach

den besonderen Wach-  
 stumsverhältnissen wis-  
 sen kann, warum ein  
 Baum gerade diese und  
 nicht andere Früchte  
 trägt, so beim Han-  
 deln der menschlichen  
 Kreatur. Kennt Ihr  
 das Passiertal, Hin-  
 kender? Es ist eine  
 wilde, schroffe, un-  
 liebliche Felsgegend  
 in Tirol. Die Natur  
 hat jene Tiroler Berg-  
 einge aus hartem Stoff  
 gemacht und auch die  
 Menschen dort dem-  
 entsprechend gebildet:  
 schroff und hart. Von  
 den Gegenständen der  
 bewegteren Außen-  
 welt soviel wie abge-  
 schlossen, ganz auf sich  
 selber angewiesen, le-  
 ben sie von altersher  
 in engem Gefühls-  
 kreis; aber an dem  
 Überkommenen halten  
 sie mit zäher Treue  
 fest. Nicht noch ein  
 wenig Weibtrauen ge-  
 gen alles Fremde und  
 eine ordentliche Por-  
 tion Schlantheit in die  
 Weisensbildung, so



Andreas Hofers Zed.

habt Ihr den Passierer. Solang das Tiroler Volt  
 — und der Passierer ist ein Stück von ihm —  
 denken konnte, war es gut katholisch und gut habs-  
 burgisch gewesen. Der Herrgott und das Erzhaus  
 Osterreich — das, Hinkender, waren die beiden Pfeiler,  
 die seinen Himmel trugen. Und als nun der  
 Weltoberer von Korsika die Tempel stürzte und  
 den Thron des lieben Kaisers Franzl zu Wien ins  
 Wackeln brachte, als man das Land der Väter den  
 verhassten Bayern auslieferte, — da wurde den schlich-  
 ten Gemütern in ihr Heiligtum gegriffen und sie  
 wurden rebellisch. Und da wächst nun auf einmal  
 die Gestalt des Sandwirts von Passierer, des Andreas





Königin Luise.

Hofer, empor. Er steht mit an der Spitze einer gewaltigen Bauernerhebung und bald wird der rotwangige „Anderl“ mit dem tiefschwarzen dichten Bart der Schrecken der Feinde. Osterreich aber, feig und kleinmütig, verläßt die Sache Tirols und unser Sandwirt hält sich etliche Wochen still. So kommt der August 1809 und auf einmal tritt der Bauernführer von neuem aus seiner Höhle von Passeier hervor — einem Löwen gleich. Beim Berge Isel bekommen die Blauröcke seine Tat' zu spüren. Innsbruck wird zum zweitenmal erobert und zum zweitenmal läßt Osterreich die tapfern Tiroler im Stich. Wohl kündigt Hofer seine Unterwerfung an; jedoch unfähig, sich in die Wendung der Dinge zu finden, stürzt er in neue Kriegsabenteuer und muß vor feindlicher Übermacht flüchten. Ein Hüttlein auf der Pfandlersalm ist sein Versteck. Am 20. Jänner 1810 aber erfüllt sich sein Schicksal. Ein Landsmann — Johann Rastl heißt der Judas — verrät ihn den Feinden und am 20. Februar, vormittags elf Uhr, tat Andreas Hofer, „Oberkommandant gewöster“, zu Mantua seinen letzten Gang. Daß man ihm die Augen verbinden wollte, wehrte er heldenhaft ab: »So leicht kommt mir das Sterben an, daß meine Augen nicht feucht werden.« Er mochte denken: Volks- und Hofgunst sind wie Blut und Ebbe. Ich hab' beides müssen kosten. Was nützt es mir nun, das goldene Gnadenkettlein vom Franzl, unserm Kaiser? Solchen Ansechtungen zum Trotz, wenn er sie hatte, stand der Sandwirt grad und aufrecht vor den tobbringenden Gewehren, — erst der dreizehnte Schuß, just der dreizehnte! machte seinem Leben ein

Ende. Seine Leiche hütete jahrelang ein Pfarrgärtlein in der Vastei Porta Cereja; später holte man Hofers Gebeine in die Heimat. Wenn Ihr einmal nach Innsbruck kommt, Hinkender, wollet nicht veräumen, der schönen Hofkirche einen Besuch abzustatten. Dort findet Ihr, dem Grabdenkmal Kaiser Maximilians gegenüber, die letzte Ruhestätte Andreas Hofers, des Sandwirts von Passeier. Sein Andenken aber ruhet nimmer; im Singen und Sagen des Volkes lebt Andreas Hofers Gedächtnis fort.“

Warm geworden, sagte der Hinkende: „Wir dürfen ein wenig weitergehen und sagen, daß der treue Hofer für eine höhere Idee gestorben ist. Sein Sterben war eine Notwendigkeit. Durch freiwillige und unfreiwillige Todesgänge mußte die Nation aus Dumpfheit und Sklavensinn zum deutschen Befreiungskampfe aufgerüttelt werden. Sehet! in der Geschichte der Menschheit gibt es bedeutsame Wiederholungen. Märtyrer haben Religionen befestigt und Märtyrer mußten nationale Ideen retten.“

„Es ist eine edle Gemeinschaft von Geistern, deren Leiden und Opfermut die Erhebung der Völker vorbereitete. Hinkender, laffet uns in diese Gemeinschaft auch eine weibliche Heldin aufnehmen. Sie hat nicht wie eine Jungfrau von Orleans im Kampfgewühl gestanden; aber als die Söhne des Vaterlandes für die heilige Sache ins Feld zogen, da leuchtete ihr Bild — das Bild der Königin Luise — den Streitern voran. Die neuere Geschichtschreibung hat an diesem Bilde allerlei herumgeklügelt, gleichwohl bleibt es von einem seltsamen Glanze umwoben. Ihre Schwächen waren die Schwächen der Zeit und der höfischen Erziehung. Ihr Unzulängliches ward überwogen von Herzensgüte und innigem Vaterlandsgelühl. Daß die schöne Fürstin das schwere Opfer gebracht, in Eilsitz vor ihren persönlichen Beleidiger, den politischen Rechenkünstler Napoleon, zu treten, um gelindere Friedensbedingungen für das bedrückte Land zu gewinnen — das wollen wir ihr hoch anrechnen. Als zu Hohenzeritz am 19. Juli 1810 ihr Herz zu schlagen aufhörte, da fühlte man wohl: dem Preußenwolke war ein guter Genius genommen. Vergessen wir, daß eine verworrene Zeit auch an sie ihre Rechte geltend gemacht hat, und halten wir ihre Erscheinung und ihre reinen Menschenwerte fest mit den vom Schicksal so sichtbar veredelten Zügen.“

„Ja — hob nun der Hinkende wieder an — solche Gestalten im Gefühl der Nachlebenden möglichst lebendig zu machen, deuchte mir ein schönes Beginnen. Ich hab' es Euch schon gesagt: wie anders als durch Vorbildwirkung läßt sich dem Erkalten des Vaterlandsgelühls entgegenwirken? Wie wär' es, Freund, wenn wir unser bescheiden Teil dazutäten? Jahr für Jahr schicken wir den Lehrer Volkskalender in die Welt. Lasset uns doch über jedes dieser Jährlein Gedächtnistafeln aufhängen, beschrieben mit Namen, die uns teuer sind! Wer ihrer achtet, hält wohl auf seinem Alltagsgang ein wenig still und besinnt sich auf Mann und Werk. Mögen aber die Merktafeln einem jugendlichen Sinn

als Wegweiser zum Guten dienen, ei! so wollen wir uns zusammen recht von Herzen freuen!"

"Bravo, Hinkender! Ihr sprecht mir aus der Seele! Wie sagte die Königin Luise einmal in einer heitern Stunde: „In meinem Kopfe sieht es aus, wie in einem illuminierten Guckkasten!" Ist das eine Versammlung von schönen Charakterbildern! Seien wir galant, Hinkender, und lassen wir anmutigem Frauenwesen den Vortritt! Der Königin Luise die erste Ehrentafel! Dem Hebel und dem Andreas Hofer die zweite und dritte! Und jezo eine vierte Ehrentafel für Herrn Johann Gottfried Seume!"

"Ist er ein Würdiger? Ich kann mich just nicht auf ihn besinnen!"

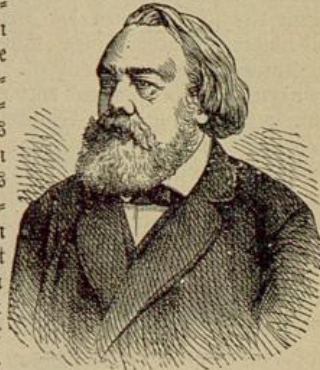
"Denkmalstifter! ich will Euren Gedächtnis nachhelfen. Dem ich ein Plätzlein in unserer Sammlung von Charakteren ausbitte, starb im Juni 1810. Habt Ihr nie von dem Spaziergänger von Syrakus gehört? Habt Ihr auf der Schulbank nicht müssen das Gedicht auswendig lernen vom »Kanadier, der Europens Höflichkeit nicht kannte«? Aha! es gehet Euch ein Scheunentor auf, Hinkender! Ihr kennt ihn! Ein sächsischer Bauernsohn, soll er die Gottesgelahrtheit studieren. Auf dem Wege nach einem weltlichen Glück fällt er heffischen Werbem in die Hände und wird — die Faust haltt sich einem, wenn man sich vergegenwärtigt, was im gebildeten Deutschland geschehen konnte! — wird als Kanonensfutter nach Amerika verschachert. Unter vielen Mühseligkeiten nach Europa zurückgekehrt, tut Seume abermals gezwungen Kriegsdienste und muß sein Freiheitsbegehren fast mit schimpflichem Tode büßen. Endlich gelingt ihm die Flucht und er läßt sich zur Fortsetzung seiner Studien in der Heimat nieder.



Johann Gottfried Seume.

Druckerei. Dabei ist sitzende Lebensweise vonnöten, und eines Tages hat Johann Gottfried das Gefühl, als ob er sich ein wenig auslaufen müsse. Also macht Seume ein kleines Fußkreislein. Und wohin marschirt er? Nach Syrakus! Man merkt gleich am Klang des Namens, daß dies kein Ort

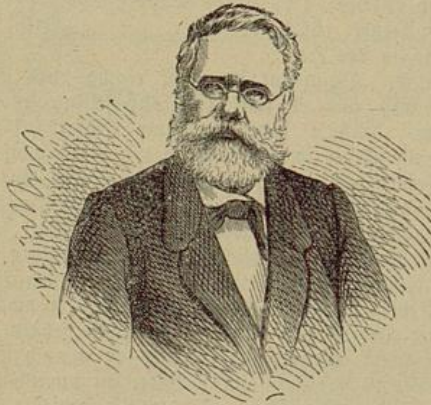
in Sachsen ist, ein Stündchen oder anderthalb von Grimma, wo der Seume gewohnt hat. Sondern, wie der Hinkende weiß, ist es eine Stadt weit im Süden, auf der Insel Sizilien. Neun Monate dauerte das Spaziergänglichchen, und als man im Herbst 1802 in Sachsen den ersten Grüneberger Neuen ausshenkte, konnte auch unser Johann Gottfried ihn frisch von der Kelter weg verkosten, wenn er ihm schmeckte. Seume setzte sich gelassen wieder an den Schreibtisch und machte aus seinen Reiseerlebnissen drei Bücher, eines schöner wie das andere. Das heißt, man darf eigentlich nicht sagen, daß sie schön sind, denn es gelten jetzt in der Welt nur pikante Bücher. . . . Drei Jahre hält Seume in der Heimat aus. Dann tut ihm auf einmal das Sitzfleisch weh und es juckt ihm gar seltsam in den Beinen. »Aha,« denkt der gute Mann bei sich, »sind wir wieder so weit? Gehn wir halt ein bißchen ins Freie.« Sagt es, nimmt Känzel und Knotenstock und läuft ein wenig in Schweden und Finnland herum. Das war im Sommer 1805. Fünf Jahre darauf trat Seume wieder eine Wanderung an. Aber diesmal nach jenem Lande, von wannen keiner zurückkehrt. . . . Seine Lobrede will ich kurz machen: In die Herzen der Jugend, die zum großen Befreiungswert heranwuchs, streute er manch edles Samenkorn, das auf solchem Boden zu mannhaftem Hochgefühl und frischem Tatengelüft gedieh. Und so nehm' ich denn für diesen Wackern eine Ehrentafel in Anspruch!"



Ferdinand Freiligrath.

Er soll sie haben! Ich aber hätte nicht übel Lust, Vergleiche darüber anzustellen, wie die Idee von der Freiheit des einzelnen und der Völker in den verschiedenen Persönlichkeiten immer wieder andere Gestalt annimmt, doch lasset mich lieber den angefangenen Faden weiterspinnen; denn auch ich habe zwei Namen für unsere Denk- und Ehrentafel bereit — klingende Namen von Männern, die beide das Jahr 1810 — unser Erinnerungsjahr — gleichsam mit klugem Bedacht in die Welt gesandt hat. Was soll ich eine lange Einleitung machen? Ob man den tapfern Freiligrath oder den viellieblichen Reuter nennt — man berührt allemal freundlich antwortende Saiten in deutschen Herzen. Da habt Ihr zwei Lebensläufe, die von unsichtbaren, aber in einer Hand ruhenden Fäden auf verschlungenem Pfad zur Ruhmeshöhe geführt. Wie einfach hebt doch Freiligraths Dasein an, um sich dann seltsam zu verwickeln und lieblich wieder zu klären! Am Kaufmannspult, neben dem Söll und

Haben, schreibt der Jüngling seine ersten Gedichte. Ihr Lesen wird zum verückten Schauen: die Bilderpracht des Orients und die Wunder der Neuen Welt stehen vor einem da. Über Nacht berühmt geworden, steigt Freiligrath vom Kontorstuhl herunter und um so beherzter auf den Pegasus. Der, ein feurig übermütig Köpflein, wittert Parrikadenluft und sprengt mitten in das aufgeregte Parteigetrieb. Freiligrath lernt alle Fährlichkeiten der Revolutionszeit kennen. Überhitzte Freiheitsgesänge, richtige Wildlinge, büßt er durch ein sorgenvolles Exil. Aber nach dem gewitterreichen Lebensommer wird ein friedlicher Herbst, als er wieder unter den deutschen Heimateichen wandeln darf und eine großartige Dank- und Liebespende des deutschen Volks ihm die Mittel gewährt, einzig seinen Ideen zu leben. Mit zunehmender Beruhigung der Seele hat er die schwere Kunst gelernt, ein innerlich freier Mann zu bleiben und doch sein Eigengefühl mit dem völkischen Gesamtbewußtsein zu verschmelzen. Mit dem Gang der Geschichte ausgehört, schenkt Freiligrath dem »Neuen Reich« seine



Fritz Reuter.

abgeklärtesten Gesänge. Von dem Dichterhäuschen in Canstatt ging ein herzerwärmendes Leuchten aus, und als der edle Geist erlosch — es sind jetzt drei- unddreißig Jahre her — da glich dies Scheiden einem feierlichen Sonnenuntergang.“

Der Hinkende machte eine kleine Pause und fuhr dann fort: „Auch das Leben unsres Fritz Reuter ist ein Zeitspiegel. Denn welches persönliche Schicksal wußte uns das Elend der Jahre nach den Befreiungskriegen lebhafter zu verdeutlichen? Wahrlich, es sah übel aus in deutschen Landen! Die Regierenden unfähig, den Völkern große Ziele zu setzen. Die Regierten um den Preis vaterländischen Opfers schmählich betrogen. Freies Wort versemst, jugendliche Begeisterung, nachdem sie die Throne gerettet, unter dumpfem Druck gehalten. Die Feier der Leipziger Völkerschlacht verboten! Das ist der richtige Rahmen um das Martyrium unsres Fritz Reuter. Im Herbst 1833 verurteilte ein preußisches Gericht den mecklenburgischen Bürgermeistersohn

zum Tode. Man denkt, da muß Arges geschehen sein, daß es solcher Ahnung bedurfte! Ein Meineid zum mindesten; vielleicht ein kleines Totschlägchen? Nein, es war etwas Aergeres. Der junge Burschenschaftler hatte es gewagt, die deutschen Farben zu tragen! Das schwarz-rot-goldene Band am helllichten Tag! Die hochweise Justiz ahnte zwar nicht, daß dem deutschen Volke geistige Besitztümer erlesenster Art verloren gehen würden, sofern man den Schwerverbrecher um seinen Lockenkopf kürzer machte, aber — der Tugenden edelste ist die Großmut — sie begnadigte ihn doch! Zu dreißigjähriger Haft nämlich! Sieben lange Jahre von Festung zu Festung herumgeschleppt, erlangt Reuter endlich 1840 seine Freiheit. Und nun beginnt neues Ungemach, denn vergebens sucht der vormalige Sträfling als Deconom und Privatlehrer in geordneten Verhältnissen festzuwurzeln. Endlich verhilft ihm seine Erzählungskunst zu Stettheit und ungewöhnlichem Ansehen. Die Bücher, die von ihm herflammen, sind aus Begehr und Lachen geboren und darum von der schönen Doppelwirkung des Rührenden und Erheiterten. Daß er sogar die bitteren Erfahrungen seiner „Festungstid“ in lautern Humor verwandelte, ist auch ein Heldenstück und keines von den kleinsten. Geschrieben sind die Bücher in kernhaftem Plattdeutsch. Wer aber trotz allem Bemühen des fremdartigen Wort- und Satzgefügs nicht Meister wird, der kann sie, ins Schuldeutsch gebracht, bei Reclam kaufen und kostet ihn ein geringes Geld. . . Noch lang ist der Reuter am Webstuhl unseres deutschen Schrifttums geessen und auch sein Leben hat dürfen verfliegen wie ein verjöhnlisches Abendläuten!“

„Hinkender!“ rief ich aus, „Ihr macht einem das Herz warm. Ist das nicht ein erbaulicher Morgen-spaziergang? Seht, da haben wir im lässigen Dahinschreiten ganz verschiedene Stücke geistigen Menschenerbs beschaut, aber, in Gedanken zusammenhängend gebracht, geben sie ein artig Kettlein. Und dies köstliche Betrachten, das uns so recht die Mannigfaltigkeit des deutschen Geistes- und Gemütslebens gewahr werden läßt, soll zu einem jahrweisen Kalendarbrauch ausgebildet werden? Sagtet Ihr nicht also?“

„Gewiß!“ entgegnete der Hinkende, „und mit dem Krückstock vom Schloßgartenausgang nach dem »Roten Haus« hinüberbeugend, sagte er, „augenblicklich sei beim Austrag der verlorenen Wette der Entschluß unserer Markur befestigt. Kommt, die Wienerwürstlein möchten sonst leicht kalt werden.“

Damit schritten wir rüstig der bemußten Herberge zu. Der Bericht über ein bis fast zum Sterngefunkel verlängertes Frühschöpplein gehört nicht mehr hieher und es steht bei dem geneigten Leser, ob er den Hinkenden und seinen Freund als abergläubisch taxieren will, weil sie nämlich vermeinten, der Markgräfler sei ihnen von den Geistern der sechs Abgeschiedenen gesegnet worden.



## Der rote Bader.

Erzählung von  
Anton Schott.

o der Waldbach hernieder-  
rauscht aus den Gehängen  
und das erstmal durch den  
letzten Waldsaum verstoßens  
hinauslugt ins offene Tal, wo es zur Lenzzeit grün,  
im Sommer schier goldfarb' und im Winter eintönig  
weiß ist, dort heigt's im Tobel, und dort ragt ein  
Fels aus dem Waldesgrunde empor, auf dem etwas  
steht wie ein kleines, altes Raubritternestel, das man  
zur Erinnerung an die goldenen Zeiten des Faust-  
rechts und der „harmlosen Neckereien“ der Ritter und  
Grafen wieder frisch hergerichtet.

Ist aber noch nicht so alt, dasselbe Haus, und ist  
auch kein Raubritternestel, sondern des „roten Baders“  
Wohnhaus und Burge.

So um ein fünfzehn, zwanzig Jahre herum kann  
es sein, seit er sich das Ding hat bauen lassen, und  
recht viel länger ist es nicht, seit er im Tale ist.  
Kein Bemerkenswertes, die blanke Steinmauer nach  
außen hin, die Fenster sind unregelmäßig, eins da,  
das andere dort, eins groß, das andere klein, und  
über dem Giebel trachtet und knarrt ein großer,  
halbverrosteter Wetterhahn. Närrische Leute tragen  
närrische Gewandung und haben närrische Häuser,  
sagt man, und weil das Baderschlößel auf dem  
Tobelfelsen gar so seltsam ausschaut, so kann ein  
jeder mutmaßen, daß der Bader auch ein gar seltsamer  
Kauz sein mag, auch wenn er den gar nicht kennt.

Nicht kennt? Wär' frei nicht schlecht, wenn einer  
auf sechs, acht Stunden im Umkreise den „roten  
Bader“ vom Rotwinkel nicht kennen würdel! Fast  
jedes Kind kann ihn beschreiben, weil er oft genug  
herumkommt auf seinen Krankenbesuchen, und weil  
er überall hingeholt wird. Und jedes würde ihn  
also beschreiben: Ein großer, prügelfastiger Riesenmensch  
mit großem, wildem, rotem Vollbarte, goldgefaßten  
Brillen und lachenden, blauen Augen und einem so  
schönen Hute, daß den kein Landstreicher aufheben  
möchte, so er auf der Straße läge, das ist der rote  
Bader von außen. Und wie er von innen aus-  
sah, davon könnte auch manches ein oder das  
andere Stückel erzählen, aber so ganz genau weiß  
ihn dort doch keines acht, höchstens der Apotheker  
im Städtchen, der ein eigenes Buch führt über des  
„roten Baders“ Kratzziffern, die er hart an dem  
M. S. D. unter manche Rezepte setzt, und die sonst  
kein Mensch beachtet und kennt, wie er, der Apotheker.  
Wer könnte auch wissen und mutmaßen, daß  $\frac{1}{2}$ ,  $\frac{1}{3}$ ,  
 $\frac{2}{3}$ ,  $\frac{3}{4}$  oder gar  $\frac{4}{4}$  das bedeuteten, daß er, der  
Bader, soviel Teile der Kosten der Arznei aus Eigenem  
berappe, wenn diese gerade ein armer Teufel

Lahrer Hinkender Bote für 1910.

braucht? Und wozu braucht es auch einer zu wissen  
und zu kennen, was die nachlässig hingetragten Bruch-  
zahlen für eine Bedeutung haben? Er kann es tun  
und er tut es, und — Streusand drauf! Geht  
niemand etwas an. Er hat für sonst niemand  
zu sorgen, als wie gerade für sich selbst, und für  
ihn reicht es, was er hat und was er verdient. Er  
ist nämlich Junggeselle, der große rotbärtige Riese,  
und ein recht hartgefottener Junggeselle und Hagestalt  
auch noch dazu. Die Urjel, ein steinalter Weib-  
schrager, ist seine Haushälterin und locht und wäscht  
für ihn und seinen Knecht, den halbtörrichen Pius.

Kann wohl sein, daß sich keine gefunden hat für  
ihn, und daß keine so viel Überwindung gehabt, so  
einen grobschlächtigen Menschen zum Ehegemahl zu  
füren. Kann sein, kann aber auch nicht sein. Manche  
wollen das letztere für gewiß wissen, und in einem  
Falle ist es aber schon ganz gewiß, aber von dem  
weiß außer einer kein Mensch in der ganzen Gegend.

Und sel ist so gewesen . . .

Als selmal im Flachlande draußen der Schnee zu  
schmelzen begonnen, ist er ins Dorf gezogen kommen,  
der rote Hüne, der Nachfolger des alten Vinzenz,  
des Baders, der schon zweien Menschenaltern die  
Totenbeichauzettel ausgestellt, und der dem dritten  
schon manchen Zahn gezogen, manche Ader geöffnet  
und manche Wunde zugeheilt. Man hat selmal einen  
Doktor haben wollen, einen rechten, richtigen Doktor,  
der all seine „Schulen“ studiert hat, und trotzdem  
des Roten Zeugnisse dies dargetan, hat es doch jeder-  
mann gedeucht, als wäre und könnte solches nicht  
wahr sein, und als wäre der Mensch erst gestern  
vom Pfluge oder vom Fuhrwagen weggegangen, und ..  
brennrote Haare hat er auch gehabt, auf dem Kopfe  
und im Gesichte.

Was der wohl verstehen wird von seinem Ge-  
schäfte? Wissen hätt' es vom ersten Tage an schon  
jedes wollen, es aber mit dem Ernste und mit dem  
eigenen Leib und Leben versuchen, mit dem neuen,  
dem „roten Bader“, wie man ihn allgemein benamiet,  
nein, lieber ein halbes Jahr oder noch länger dahin-  
sicheln, wenn sel gerade sein müßte!

„Das Aussehen macht keinen Doktor,“ hat der  
alte Vinzenz so halb und halb vertröstet und er-  
mutigt, aber gleich vielsagend hinzugefügt: „Freilich:  
es gibt Schuster und Flickschuster, und jeder lernt  
seine drei Jahre. So studiert auch ein Doktor  
so lange wie der andere, und der eine richtet die  
Leut' her, der andere hin. Die Praxis, wie wir  
Alten, die hat von den Jungen gar keiner, und  
wenn er fünfzig Jahr' studiert hätt'.“

Und dann ist bald etwas vorgefallen, das die Zweifel  
in des Neuen Können erst recht aufgestockert und  
aufgestöbert. Der alte Hinz im Steinacher Winkel  
hinter ist verstorben, wie halt ein alter Mensch schließ-  
lich verkirbt, und der Nazi, der junge Bauer, ist  
zum neuen Bader um den einmal unerläßlichen  
Totenbeichauzettel gekommen.

„Ich komme gleich,“ hat da dieser gesagt, und sich  
auch gleich gerichtet zum Gange.

„Kommen!“ hat der Naz gewundert, „sel wird's doch nimmer vonnöten haben, er ist eh' schon völlig tot. Gerade den Zettel wollt' ich, weil eins der Pfarrer sonst nicht in die Erde läßt.“

„Deswegen will ich ja mitgehen,“ hat wieder der Neue erklärt. „Ehe ich irgendein amtliches Dokument ausstelle, muß ich mich doch überzeugen, ob auch alles so ist, wie ich es bestätige . . .“

Deswegen mitgehen! Überzeugen! — Der Naz hat geschaut wie ein heller Narr, und wer die Geschichte vernommen, der hat nicht minder geschaut und gewundert. Ist das ein mißtrauischer Mensch! Oder . . . er versteht richtig nichts. Wie wird denn eins nicht tot sein, wirklich und wahrhaftig tot, das in allen Ehren und so, wie es sich gehört, gestorben? Die Leute im Walde halten zäh an ihrem Leben, und gehen damit nicht so schleuderhaft um wie oftmals ein Stadtmensch, aber wenn sie sich hinlegen zum Sterben, dann tun sie dies auch ehrlich und redlich, und kein Mensch braucht weiter daran zu zweifeln, daß sie nun ein für allemal tot sind. Sie kommen nimmer, und gar erst, wenn eins so alt geworden wie der alte Hinz, dasselbe ist froh, daß es dieses Leben voll Arbeit, Mühsal, Not und Kümernisse in Ehren durchgemacht und überstanden, und daß es nun Ruhezeit hat bis zum Tage der allgemeinen Auferstehung.

So haben die Leute gewähnt und geredet, aber der neue Bader hat sich nicht darum gekümmert, hat einen Verstorbenen um den andern beschaut, ehe er den Zettel geschrieben und ausgefertigt und — hat auf Patienten gewartet.

Ist aber keiner zu ihm gekommen, langmüchtig nicht.

Der Frühling ist vergangen und niemand hat seines Rates oder gar seiner Hilfe begehrt, es ist der Sommer ins Land gezogen und hat sich wieder dem Herbst zugeneigt, und noch allweil ist kein Kranker zu ihm gekommen, geschweige denn, daß er zu einem geholt worden wäre.

So ist er denn in Feld und Wald herumgestreift, hat Blumen und Steine gesucht und solche daheim in Mappen und Kästen eingelegt, und des Sonntags ist er ins Wirtshaus gegangen, hat mit dem Pfarrer, dem Schulmeister, dem alten Vinzenz und dem Bürgermeister ein Spielchen gemacht und oftmals auch geredet und geplaudert über Vorkommnisse in der Umgegend und in der weiten Welt draußen.

Und zu so einer Zeit ist es auch gewesen, als einmal ein halbwüchsiger Junge dahergekommen und erzählt, der Vater wär' auf den Kirschbaum, der neben dem Backofen steht, gestiegen und der Länge nach heruntergefallen, und er schrie in einem Atem: o weh, o weh! Da sollt' halt der Vater kommen, der alte oder der neue, welcher halt gerade wollte. „Wem gehörst denn?“ hat da der Neue gefragt und sich gleich zum Mitgehen gerüstet.

„Dem König in der Moosöb.“

„Gut. Du wartest derweilen hier. Ich hole mir nur noch Verschiedenes aus meiner Wohnung, was

ich allenfalls brauchen könnte, und dann gehen wir sofort.“

„Herr Doktor,“ hat darauf der Pfarrer erinnert, „wenn es gefährlich sein sollte, benachrichtigen Sie mich gleich!“

„Ganz gewiß, Herr Pfarrer.“

Und er hat verschiedene Werkzeuge und Mittel geholt und ist mit dem Buben in die Moosöb gegangen.

Der König ist elendiglich zerprellt und zerichlagen gewesen, das linke Schlüsselbein ist ab gewesen, ein paar Rippen waren gebrochen, der Arm ausgestoßen und da und dort hat es noch mehr oder minder gefehlt. Der König ist seit jeher ein etwas wehleidiger Patron gewesen, und er hat daher einen Jammer-schrei größer hinausgebrüllt als den andern, und in der Stube haben sich die Nachbarn und die Nachbarinnen gesammelt und hin und her geraten und jedes hat schier ein anderes Haus- und Heilmittel gemußt.

Die Agatha, des Königs zweites Weib, das den halbwüchsigen Jungen, der den Doktor geholt und noch einen etwas kleineren, der aber nicht ganz hell im Kopfe gewesen, mit in die Ehe gebracht, ist am Fußende der Bettstatt gestanden, hat allweg die Hände gewunden und mit bloß trockenen Augen gemurmelt und gerufen, aber es ist ihr un schwer anzumerken gewesen, daß sie nur so getan, weil es eben nicht schön wäre, wenn eins nicht jammerte und reulete\*) um ein so nahe Verwandtes.

Der „neue Bader“ ist gekommen, hat zuerst den König ermahnt, er möge das überflüssige Wehbrüllen verdrücken und verbeizen, da er doch ein Männer-leut wäre, und solches die gedeihliche Arbeit nur störte; dann hat er die Leute aufgefordert, sie möchten sich aus der Stube entfernen, weil sie doch nur im Wege stünden, und nur zwei, drei Mann mögen bleiben, um allenfalls zu Hilfe sein zu können.

Auch die Agatha ist aus der Stube gegangen, und im Garten draußen hat der Wastel, der etwas annärrische Kund' gesungen und geschrien:

„Wärst nit auffig'kieg'n,  
Wärst nit abig'fallen,  
Hätt'st mein' Schwester geheirat',  
Wärst mein Schwager worn.“

Ein Dirndl mit hellem Kindergesichte, das aber ganz verkleint gewesen, und mit starkem, festem Körper hat gebeten: „Darf ich dableiben, Herr Doktor?“

„Ja, was willst denn du da?“ hat er sie schier angefahren.

„Mein Vater ist's, Herr Doktor, mein rechter Vater, und . . . wenn ich wo helfen könnt' oder etwas herrichten . . . Die Mutter, seh' ich, ist auch hinausgegangen.“

„Nachher wohl; dann kannst du bleiben. Es kann schon möglich sein, daß wir dies oder jenes brauchen.“

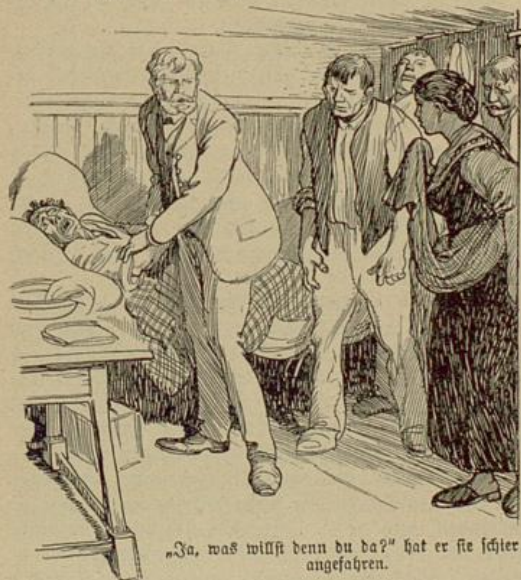
Er hat sich an eine gründliche Untersuchung des Patienten gemacht, und sie ist geblieben, hat Schü-

\*) Beraltete, nur noch mundartlich gebrauchte Form für nachzuehen, jammern.

seln und Wannen mit warmem und kaltem Wasser herbeigeholt und Tücher und dies und das, was der Arzt gerade gewollt, und beim Einrichten des Armes hat sie sogar geholfen und derart geschickt zugegriffen, daß sie der große, rote Mann gar verwundert angesehen.

„Mädel, wo hast du solche Griffe gelernt?“ hat er unwillkürlich gefragt.

„Ich . . . ich bin gerad' eine Dirn beim Holzer drüben im Steinet,“ hat sie zur Antwort und als Beiseid gegeben, und ist über und über rot geworden.



„Ja, was willst denn du da?“ hat er sie schief angefahren.

„Sel ist wohl,“ hat auch der Steffel, der Nachbar bestätigt. „Die Trud ist beim Holzer drüben als Dirn, seit der Nachbar das zweitemal geheiratet. Ist halt überflüssig worden, wie es da schon geht.“

„So, so,“ hat es der Arzt gemacht, und weiter gearbeitet.

„Wirst jetzt wohl ein Zeitlein daheimbleiben müssen, bis dein Vater wieder richtig beisammen ist,“ hat ein anderer Nachbar, der Simmert, geraten. „Ganz im Stich kannst die Leut' doch nicht lassen. Ja . . . daß ich sag', Herr Bader, das Dirndl da, die Trud, hat sich mit fünfzehn Jahren schon ganz allein einen Strich Korn auf die Schulter gehoben und wär' damit etwan die halbe Welt ausgegangen.“

„So? Und wie alt ist sie jetzt.“

„Etwan ein zwanzig schon.“

„Schon über einundzwanzig,“ hat die Trud berichtet und dann wieder geholfen, wo sie gekommt, und manchmal auch mit der Hand dem Vater den Mund verhalten, wenn der zu einem recht argen Schmerzgeheil ausgeholt.

Bis gen Abend ist der König wieder halbwegs zusammengerichtet gewesen, und der Arzt ist heimgegangen. In währenddem Heimgehen aber ist ihm etliche Male der Gedanke an die Dirn, die Trud,

gekommen, und er hat so hin und her gesonnen, wie eins halt sinnt, das seines Weges fürbaß zieht und zu denken und zu sinnen gewohnt ist. So ein starkes kräftiges Weiberleut! Und so geschickt und handsam dabeil! Es ist wirklich schade, daß die nicht in einer andern Umgebung aufwächst. Doch nein, zur seinen Dame paßt ihr Körper nicht, dazu hat sie zu wenig oder zu viel „Figur“, wie man es eben nehmen will. Die möchte er — sezieren. Was das für Sehnen und Muskeln sein mühten! . . . Ah was! der Arzt ist nicht da, um zu sezieren und zu schneiden; er soll heilen und etwas in die Brüche gegangene Körper wieder zusammensetzen, wie zum Beispiel den König. Es wird gar nicht lange anstehen, so rennt der wieder herum und kann wieder auf einen Baum steigen. Nun, seinetwegen schon. Je rascher und je besser die Heilung vor sich geht, desto besser ist es auch für ihn, den Arzt. Es heißt dann gleich unter der Bevölkerung: Ja, der Kerl, der versteht etwas, dem kann man schon seinen teuren Körper zur Reparatur anvertrauen. Diesem König ist er daher zu Danke verpflichtet, daß er vom Baume gefallen und ihm Gelegenheit gegeben, seine Kunst zu zeigen, den dürste er nahezu umsonst behandeln. Nun, angelegen läßt er sich die Sache schon sein, und Zeit hat er ja auch, mehr eigentlich, als er gerade wünscht.

So ist er denn des andern Tages wieder zum König gegangen, hat nach dem Befinden gefragt und getan, was zu tun gewesen, und dazwischen mit dem — Riesenweibel geplaudert und gelacht, wie es halt eben gekommen. Sie hat wirklich gestern noch ihr Gewand geholt vom Holzer im Steinet, dieweil auch der König der Ansicht gewesen, sie wäre nun dringend nötig im Hause, bis er wieder an die Arbeit gehen könnte.

Sie ist auch im Werktagsgewand ein schmuckes Dirndl gewesen, und nach und nach ist die schier ehrsüchtige Scheu von ihr gewichen, mit der sie den studierten fremden Mann betrachtet. Nach etwa acht Tagen sind sie fast so bekannt gewesen miteinander, als wären sie miteinander aufgewachsen, und er, der Arzt, hat einmal so etwas bemerken wollen, als wär' es so, wie wenn die Dirn sichtlich erfreut wäre, wenn er käme . . . Warum nicht auch? Er kann ja trotz seiner roten Haare und seines Barbarossabartes ein ganz stattlicher Kerl sein, hat ihn ja selbst die Libertas lange Zeit als Prachtstuchsen geführt, und so ein Bauerndirndl kann oft einen ebenso guten Geschmack haben wie die Libertas in der Universitätsstadt. Ein ganz annehmbar Ding ist wohl sie auch, die Trud, und es mag immerhin einige Abwechslung in sein arbeitsarmes Landarztleben bringen, wenn er sich in so etwas wie eine Liebeslei einläßt. Aber der Spaß darf eben nicht über die Grenze des Späßes hinaus, sonst könnte die Sache dumm werden. Ein Liberte muß unter allen Umständen auf Honorigkeit halten und . . . Na, nur keine Verbindlichkeiten eingehen!

So ungefähr hat er sich selmal gedacht und dem König einen ärztlichen Besuch um den andern ab-

gestattet, bis der wieder so frisch gewesen wie ehe- dem. Und mit Furcht und Schauern ist dann ein- mal die Frage gefallen: „Jetzt, Bader, was bin ich schuldig?“

Wär eine ganz annehmbare Rechnung zu machen gewesen, wenn es einer hätte tun wollen, aber er, der Arzt, hat sich gedacht: Es ist der erste Patient, und den muß einer schon etwas glimpflicher behan- deln, um nicht die andern vom Krankenwerden abzu- schrecken, und Zeit hat er ja gehabt, die Besuche zu machen. Er hat einen ganz geringen Betrag ge- nannt und mit Genugthuung bemerkt, daß sich dabei aller Anwesenden Gesichter ein gar beträchtliches aufgeheilt, aber trotzdem hat es der alte Knauser, der König, nicht anders tun können, als daß er ihn noch zwei Gulden abgerissen.

Von da ab hätte er eigentlich in dem Hause nichts mehr zu suchen gehabt, aber er hat doch noch hier und da vorgesprochen auf ein paar Worte, auf eine Nachfrage oder auf ein Bläuschchen, wenn er vorbeie- gekommen, und er ist hübsch oft vorbeigegangen, trotzdem er nach und nach immer mehr zu tun be- kommen. Die Leute haben bemerkt, daß er seine Sache gelernt hat und auch versteht, und daß er nicht zu übertrieben teuer ist. Sie sind nach und nach auch zur Einsicht gekommen, daß der Mensch, der den Zettel M. U. Dr. Alois Bärntopf an seine Tür ge- nagelt, wirklich ein Doktor ist, aber sie haben ihn trotzdem nach wie vor unter sich den roten Bader genannt. Und er hat sich gedacht, es könne ihm „Wurshi“ sein, wie sie ihn heißen, wenn sie nur einmal Vertrauen haben zu ihm und ihn beschäfti- gen. Er hat aber tatsächlich auch sein möglichstes getan, das Beste zu leisten, was einer in diesem oder jenem Falle zu leisten vermag, und es hat ihm auch allemal geglückt.

Einmal ist er zur Jörgin hinübergeholt worden in die Wolfsau. Zuerst häßt es ihr im Bauche gefehlt und jetzt stäche es sie gar so arg im Brustkasten, und man wüßte nicht, ob sel eine Lungentzündung wäre oder eine Rippentzündung oder sonst eine Lumpersucht. Und er hat die Geschichte untersucht, hat Darmentzündung festgestellt, ein Abführmittel gegeben und warme Umschläge verordnet, und den vierten Tag ist die Jörgin schon wieder auf den Beinen gewesen.

Er hat sie wollen besuchen gehen, hat beim König ein bißel durchs offene Fenster geguckt, einen Gruß im Vorbeigehen in die Stube gerufen und gleich darauf erfahren, daß die Jörgin schon wieder so frisch ist wie ein Kronwittast. Es ist selmal an einem Sonntage gewesen gleich nach Mittag, und die Trud hat gerade vor dem Spiegel gestanden und ihr buntgeblümtes Brusttuch in die gehörigen Falten geordnet.

„Die Jungfer Trud richtet sich wohl schon zum Tanze zusammen?“ hat er so beiläufig geneckt, weil er gewußt, daß beim Brudwirt heute Spielleut' sind.

„Ja,“ hat sie in derselben Weise zurückgeredet, „die Jungfer Trud geht zum Tanz. Wenn der

Herr Doktor des Weges zurückkommen wollte, tät' sie auf ihn warten.“

„So?“ hat er gelacht. „Na, da muß er halt zurückkommen. Und er wird sich dazu noch etwas eilen und sich später für das Geleite ein Tanzel ausbitten.“

„Gilt.“

Und er ist zur Jörgin hinüber, hat sich nach deren Befinden erkundigt, noch etwas Schonung empfohlen und vor Verkühlung gewarnt, und dann ist er wieder zurück zum König, um die Trud abzuholen.

Die ist schon gerichtet gewesen, und so sind sie mitammen zu Tale gewandelt.

Über die herbftlich fahlen Fluren hat der goldene Sonnenschein in seiner ganzen herbftlichen Pracht ge- leuchtet und gestimmert, und durch die warmen, nahe- zu ruhigen Lüfte sind die zarten Spinnweben gesegelt gleich geheimnisvollen Schleiern, und da sie so neben- einander dahingewandelt, ist es geschehen, daß sie nicht darauf geachtet, wie eine solche Webe daher- geschwebt gekommen und sich mit einem Ende an des Doktors Hut festgehängt und mit dem anderen Ende an der Trude Schulter.

„Ja, was ist denn das für eine . . . eine Ver- wicklung?“ hat der Doktor aufgelacht, den Hut gezogen und das Spinnwebgewebe davon losgelöst. Die Trud aber ist so rot geworden im Gesichte wie eine zeitige Kirische, hat nicht so gesagt und nicht so, hat die Spinnwebe losgezupft und dann wieder dahin- fliegen lassen durch die Lüfte. Es ist ihr vorgekom- men, als wäre dies eine Vorbedeutung, daß der Himmel beabsichtige, sie beide mit zarten Banden zu verbinden, und sie . . . sie gäbe sich da so unsinnig gerne in den Willen Gottes, wie nicht bald eins wieder. Nicht, daß sie gerade nur die „Frau Doktor“ oder auch nur die „Baderin“ lockte, nein, sie hat den roten Hünen gern und sie wäre willens, ihm zum Altare zu folgen, wenn er auch nur ein arm- selig armer Bauernknecht wäre. Und ein bißel eine Absicht wird wohl auch er haben, sonst käme er nicht immer und immer wieder am Königshöfel vorbei und neckte und scherzte mit ihr, dem ganz unbedeutenden Dirndl, wie mit keiner andern in der ganzen Um- gegend.

So hat sie sich gedacht, und wie er sie so tief er- röten gesehen, hat er vermeint, ihre Gedanken zu er- raten; er hat aber auch gemeint, er müsse allerhand Schönes und Liebes sagen zu ihr, und er hat es doch nicht getan. In seiner Brust ist es gewesen, als fachte ein günstiger Windhauch ein schon lange still und halb verborgen glimmend Kohlenstücklein, das in einem Strohhausem steckt, zum züngelnden Flämmchen an, und lodernd und zischend führen die Flammen nun empor durch das Gehalme des Strohhausems bis . . . ja, bis über seinen Kopf hinaus.

Von da ab sind sie wortfarg geworden, und es sind kaum zwanzig Worte gewesen, die sie mehr mit- sammen gesprochen, und trotzdem hat es keines ge- merkt, daß die fröhliche Unterhaltung wie flöten ge- gangen.

Vom Tanzboden des Brückwirthshauses ist ihnen schon von weitem das Jauchzen des jungen Volkes und das Brummen des Basses entgegengehallt, und dann sind sie mitsammen die steile Holzstiege hinaufgestiegen und haben den im Späße vereinbarten Tanz gemacht.

Eine in der Ecke stehende Alte hat ihre Nachbarin angestochen. „Du, schau!“ hat sie ihr zugerant, „der Bader tanzt, und mir scheint, mit des Königs Dirndl tanzt er.“

„Wirklich wahr! Und er kann's, der ungeschickte langhazete Ding.“

„Ob er nicht gar . . . Wart, ich schau' auf, ob er am Ende gar öfter tanzt mit ihr.“

„Ah, der wird sich schon eine Reichere finden.“

„Ich pass' doch auf.“

Aber die Alte hat umsonst aufgepaßt. Als der Tanz zu Ende gewesen, und der Doktor sich bei seiner Tänzerin bedankt, hat ihm die so befolgt die Hand gedrückt, und aus ihren Augen ist ihm etwas entgegengeprüßt, von dem er nicht gewußt, ist es Freude, ist es Seligkeit oder unbezähmbar auflobernde wilde Leidenschaft.

Mit der ist kein Spaß zu haben. Spaß? Er hat doch selbst gefühlt, daß sich auch bei ihm der Spaß hübsch aufhören dürfte und daß die Gefühle, die sich in seiner Brust Platz geschafft, so waschecht sind, wie . . . wie . . . Nein, wenn einer keine Fachkenntnisse hat, fällt ihm auch nichts ein, das er mit dieser Waschheit halbwegs vergleichen könnte. Aber eben deswegen beginnt die Sache ernst zu werden, und ernste Sachen müssen ernsten Betrachtungen unterworfen werden. Da der Tanzboden nun nicht der Ort zu solchen ist, hat er ihn verlassen und ist seiner Wohnung zugeschlendert und hat hin und her gesonnen. Einmal sogar hat er so recht in der Art und Weise, wie er es als Prachtsfuchs der Liberten gewohnt gewesen, vor sich hingetrallert:

„Aber nur nichts überhüdeln,  
Es geht schön langsam auch!“

Die Diagnose ist leicht und sicher gestellt: die Dirn hat Feuer gefangen, und bei ihm ist leider dasselbe zu konstatieren. Nun handelt es sich in erster Reihe darum, zu wissen, zu welchem Ende die Geschichte gebracht werden soll, und darnach müssen sich auch die Mittel richten. Eine Heirat wäre unter den gegebenen Voraussetzungen das denkbar Nächstliegende und hätte auch noch den Vorzug einer unbesrittenen Liebesheirat. Die Trud ist jauber, geschickt und so weiter, und dies wären die Gründe pro. Nun contra! Daß der alte König dem Menschen, der ihm die Tochter vom Halse nimmt, auch noch übermäßig viel des weltbeherrschenden Mammons mitgeben dürfte, ist schlechterdings nicht wohl anzunehmen, weil er selbst nicht viel solchen besitzt und weil er — noch um zwei Gulden feilscht. Aber das täte nichts; er, der Dr. Alois Bärnkopf, hat gottlob soviel von Haus aus, daß er nicht gerade darauf angewiesen, sich eine reiche Frau ergattern zu müssen,

obwohl dies heutigentages nicht verachtet werden darf. Die Trud ist in ganz häuerlichen Verhältnissen aufgewachsen und wird keine Ahnung haben von dem, wessen sie als Frau Doktor immerhin fähig sein soll. Das ist dumm; aber bei der ihrer Anstelligkeit und Geschicklichkeit dürfte es doch kaum schwer halten, sich in kurzer Zeit irgendwo in der Stadt den vor allem notwendigen äußeren Schliß zu holen und dann nach und nach auch immer weiter und weiter zu bilden und zu bringen. Wenn sie es täte! Wenn sie es aber nicht täte? Wie so mancher hat sich auf diese Weise schon zu Tode geheiratet. Er hat Herz Trumpf sein lassen im Lebensspiele und sich dadurch in ein scheußliches Spiel geritten. Versprechen tut jede, sich den Verhältnissen des Mannes anzupassen, aber wenn erst einmal geheiratet ist, dann läßt sie sich gehen, wie es ihr am bequemsten ist, und . . . Ach was! Es wird wohl besser sein, wenn er ein derartiges Spiel nicht wagt. Wenn er seinen Patienten eine besonders bittere Pille verschreibt, müssen sie die auch schlucken, und wenn er sich selbst eine solche verordnet . . . Hinunter damit!

So hat er unterwegs gesonnen, so hat er in seiner Wohnung hin und her gegrübelt, und so hat er sich immer und immer wieder gesagt, als er am Abend im Scheine des Vollmondes herumgestrolcht, um zur Ruhe zu kommen. Er hat immer und immer wieder die gewichtigsten Vernunftgründe aufgeföhren, aber das Herz hat sich nie damit zufriedenstellen und zum Schweigen bringen lassen wollen.

Er ist ungedenks wieder in die Nähe des Brückwirthshauses gekommen, hat das Jauchzen des jungen Gevölkes und das Brummen des Basses vernommen und mittendrin gedacht, wie es wäre, wenn er wieder auf den Tanzboden stiege . . . Wozu aber?

Da ist ein Weiberleut des Weges gehastet, und er hat gerade noch Zeit gefunden, sich hinter eine am Wegufer stehende Haselstaude zu stellen. Wozu braucht jemand zu sehen oder zu wissen, daß er um diese Zeit noch herumshlenkert im Freien wie ein Mondsjüchtiger oder wie ein verliebter Kater, er, der ehemalige Prachtsfuchs der Liberten und nunmehrige Doktor? Und dem Weiberleut ist einer nachgerannt in wilder Hast.

„Trud! Trud!“ hat der halblaut gerufen und dann, als er es eingeholt, gebeten und gebettelt. „Trud, geh, bleib noch ein bißel da! Schau, gerad' ein einzig Mal hab' ich erst tanzen können mit dir, und . . . du weißt eh', wie ich es im Sinne hab', und daß es auch deine Leut' gern sähen, wenn wir uns zusammenreden könnten.“

„Ich geh' heim,“ hat ihn eine Weiberstimme hart und schroff unterbrochen, der Trud ihre Stimme. „Ich bin lang genug da gewesen, und . . . ich geh' halt heim.“

„Darf ich mitgehen?“

„Zwegen was denn?“ hat die Trud spöttisch aufgelacht. „Ich weiß meinen Weg so gut, wie . . . wie halt ein jedes, und nachher scheint auch der Mond hell genug, daß eins auf die Füße sieht.“



„Wenn dir etwer was täte . . .“  
 „Mir? Mannl, den wollt' ich schon kennen. Da hab' keine Angst. Gute Nacht!“

„Trud . . . darf ich einmal kommen und . . . und um dich anhalten, wie es der Brauch ist?“

„Ich verweh'r keinem das Kommen und keinem das Gehen; aber wenn ich dir gut bin für einen Rat, nachher spar dir den Atem für etwen andern.“ Sie hat sich kurz abgewendet und ist ihres Weges weiter gehaftet, der Bursche ist stehengeblieben, als wenn es ihm so ergangen wäre, wie ehedem des Loths Weib.

Die Trud! Kömmt' sich einer ein richtigeres Weiberleut wünschen? Auf so eine könnte sich einer verlassen unter allen Umständen, einer, mit dem sie anders redete . . . Den wollt' sie kennen, der ihr etwas täte! Kann schon sein, daß einer nicht übrig viel zu lachen hätte. Was sie sagte, wenn er nachginge und ihr seine Begleitung antrüge? Eine Lust häit' er und versuchte es. Nein! Es taugt nichts, es muß ein ganz anderer Weg eingeschlagen werden.

Ein oft gesungenes Lied ist ihm durch den zersfahrenen Sinn gekommen, gleichsam als Trost, und er hat angefangen, es vor sich hinzusummen und dabei weiter zu schlendern:

„Die tiefen, tiefen Wasser,  
 Sie haben keinen Grund;  
 Laß ab von der Liebe,  
 Sie ist dir nicht gesund.“

Da ist der Bursch auf ihn zugefahren kommen wie der leibhaftige Plunder auf eine arme Seele und hat ihn angeschrien: „Wer bist du? Was hast du zu suchen?“

Und er, der Bader, hat nur gelächelt zu dem Anfälle und sich gedacht wie die Trud: Den wollt' ich schon kennen. „Nicht so jäh und übereilt!“ hat er leichtlin geraten. „Eine Vorstellung nimmt man schon umständlicher vor, verstanden!“

Da ist der Bursch sichtlich zusammengeknickt. „Kruz! Der Bader!“ hat er herausgestoßen und sich wieder zum Gehen gewandt, aber er hat ihn zurückgehalten.

„Mich kennst also. Und wer bist denn du? Man nennt doch gegenseitig die Namen.“

„Ich? Ah, wer . . . Wie kommt denn Ihr daher hinter die Stauden?“

„Das interessiert dich? Gut. Weißt, es treibt einen oftmals hinter eine Staude, wenn er des Weges geht.“

„So ja, so wohl,“ nickt der Bursch verständnisinnig. „Nichts für ungut, Bader! Ich . . . ich hab' mich verkennt; ich hab' gemeint, es wär' ein anderer.“

„Und dem wäirst du an den Kragen gefahren?“

„Kann eh' sein.“

„Narr! Ich hab' gehört, wie du vorhin abgebrannt bist, und ich rat' dir: Entweder laß das Weiberleut in Ruh' oder . . . schau, daß du es kriegst! Die Trud ist nicht mit Gold aufzuwiegen.“

„Den Rat gäb' mir ein Narr auch,“ hat der Bursch ärgerlich gebrummt. „Entweder laß sie gehen

oder nimm sie! Zum Lachen! Ich nähm' sie eh', wenn sie mich nur wollt' . . . Weißt Ihr was, Bader?“ hat er dann nach einem Weilchen schüchtern und unschlüssig hinzugehakt, „Ihr könntet mir einen Gefallen tun, wenn Ihr wolltet.“

„Wenn es sein kann . . .“

„Es könn't schon sein. Ihr kommt häufig vorbei beim König, sel weiß ich, und man hält dort auch viel auf Euch, weil Ihr den Alten so schön zusammengerichtet habt um wohlfeiles Geld. Redet mir ein gutes Wörtel.“

„Wer bist denn nachher? Ich kann doch zu keinem raten, den ich nicht kenne; das mußt doch selbst verstehen.“

„Nun ja; das schon. Weißt, mein Vater ist der Scheibenbauer, und der möcht' schon gern ins Leibtum gehen, und ich wieder, ich tät' ja auch heiraten, wenn ich die Trud krieget.“

„Der Scheibenbauer! das muß ja ein ganz richtiger Hof sein, wenn ihr nicht am Ende zuviel schuldig seid.“

„Was Euch einfällt!“ hat sich der Bursch verwahrt. „Wir schuldig! Wir haben noch Geld dazu.“



„Trud, geh, bleib noch ein bißel da.“

Fünfszehn, zwanzig Stückel Vieh stehen im Stall, der Wald ist mehr wert als wie oft einem sein ganzes Gütel und . . .“

„Ich will's versuchen und will dir ein gutes Wort reden,“ hat der Bader versprochen und ist seines Weges heimzu gewandert . . . Das Beste würde es wohl sein, wenn die Trud verständig sein wollte und den Burschen heiratete. Das Gütel muß den Angaben nach ganz hübsch sein, und sie könn'te von der

ersten Stunde an als unumschränkte Herrscherin dort schalten und walten, weil sie den Kerl um den kleinen Finger wickeln könnte, und sie wäre in ihrem Elemente und würde aller Voraussicht nach ganz glücklich werden. Und für ihn wäre es auch am besten, wenn sie so bald als möglich nicht mehr zu haben wäre und er aller lästigen Zweifel überhoben würde.

Die Nacht über hat er elendig geschlafen und den folgenden Tag und noch ein paar andere dazu ist ihm zunute gewesen, als hätte er irgendeine Dummheit gemacht und fürchtete die Folgen, aber als ihn der Weg wieder zufällig am Königsgütl vorbei geführt, hat er sich baumfest vorgenommen, der Sache eine Wendung zu geben, die für beide Teile der beste Weg sein dürfte.

Der König hat Gräben durch einen etwas sumpfigen Teil seiner Wiese gezogen, und daneben hat sein Stiefbub<sup>1)</sup>, der halbverrückte Kund<sup>2)</sup>, das Vieh gehütet, und wie der den Bader hat kommen sehen, hat er in seiner narreten Weise zu singen angefangen, wahrscheinlich um zu zeigen, daß er seine Gefangeln ganz gut der Zeit und den Umständen anzupassen vermag.

„Wer scheidet<sup>3)</sup> dort umher  
Übers Wasserbachel?  
Wer wird's denn sonst sein  
Wie der Baderflachel.“

„Mistbub<sup>4)</sup>, verrückter!“ hat der König gescholten, und dem Kerl in Ermangelung eines anderen Wurfzeuges nur den Holzschuh nachgeworfen. „Nicht einmal die Leut<sup>5)</sup> läßt er in Fried<sup>6)</sup>, die ihres Weges gehen.“

„Der versteht es nicht anders,“ hat der Bader beruhigt, noch einige gleichgültige Reden mit dem Bauer gewechselt und ist dann gen den Hof hinaufgegangen.

Die Trud ist vor dem Stadeltore gewesen und hat das Kraut von den eingeführten Rüben geschnitten. Wie ein lichter Sonnenstrahl ist es über ihr Gesicht gehuscht, als sie ihn herbeikommen gesehen, und eitel Lust und Seligkeit hat ihr ganzes Gehaben beherrscht.

„Grüß Gott!“ hat er gegrüßt, aber der Gruß ist so eigentümlich hart und bekommen über seine Lippen gekommen. „Allweil fleißig?“

„Das geht nicht anders bei uns. Ohne Arbeit kann der Mensch nicht leben.“

„I, warum nicht gar!“ hat er gemeint. „Wie viel Tausende gibt es, die rein gar nichts arbeiten und doch prächtiger gekleidet sind als die Lilien des Feldes oder wie die Geschichte heißt. Unserer freilich . . .“

„Ist's nicht gefällig, ein bißel zu rasten?“ Und sie hat nach einem umgestürzten Hackstocke gedeutet.

„Danke, ich hab' nicht viel Zeit zu verlieren.“

„Zu einem Patienten? . . . Ja, daß ich nichts anbrennen lasse: warum sind Sie denn am Sonntag so ganz in der Still<sup>7)</sup> und in der Geheim abgefahren? Mich hat es nachher auch nimmer gestreut,

<sup>1)</sup> Schief, scheel und zerhatscht gehen.

und doch hab' ich immer gewartet und gemeint, Sie kämen wieder.“

„Ich . . . mir scheint, ich hab' nimmer Zeit gehabt,“ hat er gelogen und nach einer passenden Rede gefonnen, mit der er zur Fürsprach<sup>8)</sup> hinüberleuten gekonnt. „Und dann . . . ja, dann hätte ich Sie vielleicht allzuoft ihrem Zukünftigen entzogen . . .“

Sie hat hell aufgelacht zu der Rede, so etwa wie ein Kind, dem man etwas vorschwätzen möchte, das es durchaus nicht glauben kann. „Meinem Zukünftigen? Da wüßt' ich wohl nicht, wie Sie das anstellen hätten müssen.“

„Ich habe doch gehört, Sie heirateten des Scheibbauers<sup>9)</sup> Buben oder umgekehrt. Ich weiß es nicht so genau.“

„Das wird schon umgekehrt sein,“ hat sie gemeint und ist ein merkliches rot geworden im Gesichte. Also deswegen ist er vielleicht so bald gegangen und nicht wieder gekommen. „Da will ich Ihnen aus dem Traume helfen,“ hat sie nach einem Augenblicke Simmens erklärt. „Die Geschichte ist so: Der Jokl<sup>10)</sup> hätt' mich gern, ausnahmsweise wär' es seinen Leuten auch recht, daß er eine heiratet, die schier nichts hat und nichts kriegt, und meinen Leuten wär' es natürlich zehnmal recht, weil das Scheibengütel ein guter Hof ist, aber . . . ich mag nicht, ich.“

„So. Und warum nicht?“

„Ich mein', es langet für jeden, wenn ich sage, daß ich nicht mag.“

„Ist er wirklich nicht schön?“

„D ja; der Jokl könnt' einer jeden schön und brav genug sein.“

„Na also! Und wenn Sie doch so eine gute Partie machten! Trude, ich mein', Sie sollten da wirklich vernünftig sein.“

Die Krübe, die sie eben in die Hand genommen, ist wieder auf den Haufen zurückgefallen, ihr Gesicht ist geworden wie mit Kalk überlüncht und mit weitgeöffneten Augen hat sie den Menschen angeschaut, von dem sie zu allerletzt solche Rede verhofft und erwartet hätte. Ein Weilchen hat es um ihren Mund und in ihrem Gesichte gezuckt und gerissen wie heftiger Krampf, und dann sind zwei große helle Tropfen über ihre Wangen niedergekollert.

„Trude, hab' ich Ihnen denn wehe getan?“ hat er verlegen herausgestottert, und es ist ihm geworden, als sollte er begütigend den Arm auf ihre Schulter legen und sie um Verzeihung bitten ob des harten Rates.

„Weh getan?“ hat sie herausgehastet. „Ich hab' Sie schon recht verstanden, aber . . . wissen Sie: ich will nicht vernünftig sein, ich will nicht und . . . und gerade Sie hätten mir keinen solchen Rat zu geben brauchen.“ Sie hat sich hastig umgewendet und ist durchs Stadeltor verschwunden. Und er ist davon, als ob es hinter ihm brennte und alles einstürzte, die Berge, die ganze Welt . . . Das wäre also abgetan, aber wenn einem ein Arm oder ein Bein abgenommen wird, mag es auch nicht weher tun.

Am nächsten Sonntage ist erzählt worden, des Königs Dirndl, die Trud, wäre fort in die Stadt. Er hat nicht nachgefragt, wozu und warum, und es ist auch nicht geredet worden. So ein Dirndl meint oft, in der Welt draußen wäre eitel Honiglecken, aber nicht wahr wär' es, haben die Leute gesagt, aber er hat im stillen anders gemeint.

Den Winter über hat sich seine Praxis derart gehoben, daß er nimmer viel freie Zeit gehabt, und er hat sich fest vorgenommen, im Rotwinkel zu bleiben. Er hat das Grundstück ober dem Tobel gekauft und sich das Schloß hinbauen lassen, und wie er im folgenden Herbst eingezogen, ist ihm unwillkürlich ein Gedanke durch den Kopf gehuscht. „Jetzt wenn die Trud da wäre, ich freiet' sie.“

Von ungefähr hat er einmal den König gefragt, wie es seiner Tochter ginge in der Stadt draußen, aber der hat nicht mehr zur Auskunft geben können, als was er selbst gewußt. Das Dirndl wär' eine Weile im Dienst gewesen bei einer Herrschaft, aber leztlich hätte es geschrieben, daß es sich entschlossen, Krankenschwester zu werden.

„Unfinn!“ hat der Doktor Bärnkopf gebrummt. „Schrullen! Wissen Sie die Adresse?“

„O ja,“ hat der König gemeint. „Wenn Ihr dem Dirndl etwan widerraten wolltet oder sonstwie einen Rat geben, könnt Ihr sie schon haben. Die Trud hat alleweil gar große Stücke auf Euch gehalten.“

„Ich . . . werd' ihr einen Rat geben,“ hat der Doktor gesagt, sich gelegentlich die Adresse geholt und dann einen Brief zu schreiben versucht. Er ist aber nie recht über den Anfang hinausgekommen. Ein halbes Duzend Briefblätter hat er zusammengeknüllt und in den Ofen gesteckt, kaum daß sie mit einigen Zeilen beschrieben waren, und als er einmal drei Viertel einer Nacht geschrieben und doch keinen Brief zustande gebracht, hat er die Schreiberei aufgegeben und sich auf die Reise gemacht.

Gegen Abend desselben Tages ist er in die Stadt gekommen und hat sich gleich in einen Gasthof fahren lassen, der in der Nähe gelegen, wo die Trud im Dienst gestanden. Dann ist er lange Zeit auf und ab gegangen, bis sie einmal aus dem Hause gekommen. Die nämliche Trude noch, und doch nicht mehr. Sie ist wohl nur gekleidet gewesen, wie eben bessere Dienstmädchen gekleidet gehen, aber in ihrem ganzen Gebaren ist sie eine Dame gewesen. Wenn er kleiner gewesen und nicht den verdächtigen roten Bart gehabt hätte, wäre er wohl ausgewichen und hätte sie einige Zeit beobachtet, aber so hat er sich nicht sicher gefühlt, ob sie ihn nicht etwa zuerst sieht und so auf sein Spähen aufmerksam wird.

So ist er denn gerade ausgesprochen und so gegangen, daß er ihr in den Weg kommen mußte. Und dann ist er von ungefähr wie aus ledigem Überraschen stehengeblieben und hat ihr die Hand zum Willkommengruße entgegen gestreckt.

„Ei der Blunder!“ hat er hell aufgelacht, und etwas wie frohes Zubeln hat aus seiner Stimme geklungen. „Da ist ja Fräulein Trude.“

Sie ist tiefrot geworden im Gesichte, aber nur für einige Augenblicke und hat nahezu unbefangene ihre Hand in seine dargebotene Rechte gelegt. „Der Herr Doktor Bärnkopf! Wie kommen denn Sie auf einmal hereingeschneit in die Stadt?“

„Ich könnte sagen, ich hätte Geschäfte, und ich würde nicht lügen; aber ich sage Ihnen dies nicht. Ich komme in einer etwas delikaten oder sagen wir meinetwegen zarten Sache und bitte Sie, wenn Sie ein Viertelstündlein übrig hätten für einen alten Bekannten, mir dies zu einer kleinen Unterredung gewähren zu wollen.“

„Augenblicklich nicht, Herr Doktor. Ich muß einen dringenden Auftrag besorgen, aber . . . wenn Sie morgen noch hier wären . . .“

„Aber natürlich.“

„Gut. Dann treffen wir uns so um neun Uhr herum . . . vielleicht auch wieder hier. Daheim ist doch nichts vorgefallen?“

„Absolut nicht, Fräulein Trude. Vorläufig meinen verbindlichsten Dank für die Zusage. Morgen also um neun Uhr! Guten Tag!“

Den ganzen folgenden Abend über ist er so lustig und übermütig gewesen wie schier ehemals, als er noch die Kappe der Liberten getragen und so ganz und gar in der Zeit der seligen Burschenherrlichkeit gesteckt, und am nächsten Tage ist er schon in aller Frühe auf den Beinen gewesen, das Stelldichein nicht zu versäumen.

Schlag neun Uhr ist sie auf die Gasse gekommen und geradeswegs auf ihn zugeschritten.

Zu seinem Brustkasten hat es da gepocht, und er hat gewähnt, nicht im Gewoge der Menschenmenge, sondern in einem traulichen Rosengarten zu stehen. In einer halben Stunde kann er glücklicher Bräutigam sein.

„Gibt es hier herum nicht ein traulicheres, stilleres Fleckchen Erde, wo man sich besser aussprechen könnte?“ hat er gefragt.

„O ja. Ein Stücklein weiter unten zieht sich eine Parkanlage hin.“

„Dürfte ich bitten, dorthin mitkommen zu wollen? Dürfte ich Ihnen meinen Arm bieten?“

Sie hat den Arm genommen, aber es ist ihm vorgekommen, als geschehe dies so kalthöflich, daß einem schier Blut und Mut erstarren, und doch hat ihn diese Hand einmal so heiß und heftig gedrückt. Wenn eine andere Zeit wäre!

Er erzählt, was an Nichtigkeiten im Rotwinkel vorgekommen, und dann, daß er sich auf einem Felsen beim Tobel ein Schloßchen gebaut, weil es ihm dort so gut gefiele, daß es ihm aber elendig einsam und langweilig vorkomme und er daher sich entschlossen, auf Freiersfüßen zu wandeln.

„Nun, das werden Sie nicht so arg lange zu tun brauchen,“ hat sie gleichmütig gesagt.

„Meinen Sie?“

„Aber freilich. Die reichsten und klügsten Damen werden es sich zur Ehre schätzen, einem Doktor zum Altare folgen zu können.“

Er hätte schon gewählt; es wäre eine alte Liebe und so und so, aber sie hat nicht nach dem Namen der Glücklichen gefragt.

Vor einem Beete halbverblühter Blumen ist er dann vor ihr stehen geblieben und hat sie geradeswegs gefragt, ob sie sein Weib werden wolle.

Fähle Blässe hat wieder wie ehemals beim Stadel ihr Gesicht überzogen und um ihren Mund hat es wieder gezuckt, aber nur einige Male.

„Es tut mir leid, Herr Doktor, Ihnen einen abschlägigen Bescheid geben zu müssen,“ hat sie dann



„Nun also: Lassen Sie die Werbung gelten.“

nach einigem Sinnen und Überlegen gesagt. „Ich habe mich entschlossen, Krankenpflegerin zu werden, und . . .“

„Aber ich bitte Sie, was . . .“ Er hat kurz abgebrochen, da der leidige Trost sich in seiner Brust zu melden begonnen. „Bitte mir nicht böse sein zu wollen, Fräulein Trude, weil ich gewöhnt, nur so nach einem lange erträumten Glücke fragen zu dürfen. Ich hätte, offen gestanden, einen negativen Bescheid noch vor einer Viertelstunde in das Reich der Unmöglichkeiten verwiesen, aber wenn es nicht anders ist, kann man es nicht anders machen, sagen die Bauern in ihrer kurzgezäumten Philosophie. So muß ich denn wieder heimfahren und . . .“

„Herr Doktor!“ hat sie ihn unterbrochen, „ich zweifle nicht daran, daß Ihnen mein Bescheid schwer fällt, zumal ich mir denken muß, daß gerade Sie nicht zu mir in die Stadt gekommen wären, wäre

es Ihnen nicht heiliger Ernst; aber ich kann wirklich nicht anders. Es hat wohl eine Zeit gegeben, wo ich mich am Jawort heiser geschrien hätte, wenn Sie mich gefragt, — vielleicht erinnern Sie sich dieser Zeit noch — und wo ich alles getan hätte, was Sie von mir verlangt hätten. Ich hätte mich da und dorthin schicken lassen, ich hätte gelernt und gestrebt, um mich halbwegs Ihrem Stande anzubequemen, aber Sie haben ein stahlhartes Wort für mich gehabt. Wissen Sie noch? Ich sollte vernünftig sein und den Scheibenbauern-Jockl heiraten. Ich hab' auch gewußt, daß ich Ihnen nicht so ganz und gar gleichgültig bin, und ich hab' mir von dieser Rede dies und jenes denken müssen und bin vielleicht dem Schwarzen hübsch nahe gekommen mit meinen Gedanken. Aber die Zeit ist vorübergegangen und . . . auch ein Weiberleut kann ehrlich und rechtschaffen entsagen, ohne nachher Feindschaft zu hegen oder dergleichen. So lassen Sie uns denn auch fürder gute Freunde bleiben, Herr Doktor . . .“

„Fräulein Trude!“ hat er schier gebeten. „Mit der Rede haben Sie mir ganz recht getan, ganz recht, und wenn Sie bedeutend weniger umschrieben hätten, verdiente ich es auch. Aber . . . darf ich einen Vermittlungsantrag stellen, um nicht so ganz und gar alle Hoffnungsbrücken abzubrechen?“

„Der wäre?“

„Möchten Sie es nicht so gelten lassen. Ich habe eben um Sie geworben, wie ein ehrlicher Mann um ein Mädchen wirbt, um ein Mädchen, das er seiner selbst, nicht etwa des Geldes oder irgendeines Vorteiles willen sich erkoren . . .“

„Das weiß ich ganz genau, Herr Doktor.“

„Nun also: Lassen Sie die Werbung gelten und ich gewähre Ihnen Bedenkzeit von ganz unbegrenzter Dauer. Sollten Sie einmal andern Sinnes werden, schreiben Sie mir einfach: Du, ich habe mich entschlossen, die Deine . . . oder nein das nicht . . . also die Deine zu werden, und ich . . . könnten Sie mir diesen Trost lassen?“

„Gut. Machen wir das so, und derweilen bleiben wir gute Freunde.“

„Ich danke Ihnen, Fräulein Trude . . .“

Er ist daraufhin wieder heimgefahren, und sie ist Krankenschwester geworden, und da mit dem erwachenden Frühjahr neues Hoffen in sein Herz gezogen, und er mit dem König verabredet, es soll dem Trostkopfe einmal von daheim eine dringende Einladung zu einem Besuche zugehen, hat ein Brief die Nachricht gebracht, sie wäre einer Krankheit, die sie sich in ihrem Samariterdienste zugezogen, erlegen.

Der stud. med. Alois Bärnkopf, der hochrote Liberte ist allzeit ein geübter Fechter gewesen und so kaltblütig wie ein Fisch in der Umgegend des Poles; er hat mit keiner Wimper gezuckt, wenn auch einmal ein ordentlicher Hieb niedergegangen. Und er hat auch da mit keiner Wimper gezuckt, als ihm der König den Brief gezeigt.

Wenn es nicht anders ist, kann man's nicht anders machen.

Der König hat so halb und halb gemutmaßt, daß der Bader am Ende allerhand Absichten haben könnte auf die Trude, weil es ihm ansonsten ganz gleichgültig sein könnte, ob die zu Besuche gekommen oder nicht, aber wie er den Menschen so kalt und teilnahmslos gesehen, ist er von der Mutmaßung abgetommen. An so einem Kerl kennt sich ein wahrhaftig nicht aus.

Der Doktor Bärnkopf aber, der rote Bader, ist nach wie vor seinen Kranken nachgegangen, hat sein möglichstes getan, dem und jenem sein armselig Leben zu retten und zu fristen, hat mit Gleichmut bemerkt, wie sich seine Beliebtheit und seine Praxis von Jahr zu Jahr vergrößert und wie infolge dessen sein Vermögen gewachsen, und da hat er es dann mit den Strichen versucht. Für ihn langt, was er hat, und für mehr hat er nicht zu sorgen. Soll der oder jener arme Teufel etwas leichter aus seinem Ungemach schlupfen! Es wird keinem schaden, wenn er weniger zahlt, als was er zu zahlen hätte, und Dank ist ihm dafür auch niemand schuldig.

Und wenn sie ihm am Stammtische hier und da etwas zusehen und meinen, es wäre nun doch schon an der Zeit, daß er eine Frau Doktor ins Tobelschloß brächte, dieneil es ihm über lauter Warten und Aufschieben geschehen könnte, daß er den Anschluß versäume, und ein verheirateter Arzt doch ein ganz anderer Mensch wäre, wie einer, der ledig eine schlechtere Hälfte bilde, so brummt er unwirsch, wenn er nicht gut gelaunt, und meint, er hätte gar keine Zeit, sich um solche Dummheiten zu kümmern. Ist er aber gut aufgelegt, dann lacht er hell auf, pafft den Rauch aus seiner Pfeife in derselben Weise vor sich hin, wie er dies seinerzeit als Prachtfuchs der Libertas im Fuchsstalle getan, und summt wohl auch ein Liedlein vor sich hin, das er ehemals oftmals gesungen:

„O wonnenvolle Jugendzeit  
Mit Freuden ohne Ende,  
Mit Minnefahrten weit und breit,  
Wo sich die Schönste fändel!  
Ich grüße dich, du junges Blut,  
Bin jedem hübschen Weibe gut,  
Und doch ist nichts aequalis  
Der filia hospitalis.“

Keiner weiß, was er damit sagen will, und . . . es braucht auch keiner eine Ahnung zu haben. Was geht es andere an, wenn für ihn in der Frühlingsnacht ein Reif gefallen und Blüten und Hoffen versenget? . . .

Das ist die Geschichte vom „roten Bader“.

### Sinnsprüche.

Ein jeder lernt auf seiner Lebensreise:  
Die Wahrheit ist nur immer eine Waise.  
Doch wird sie noch so bitterlich verstoßen —  
Sie kommt zurück und klopft ans Pörtchen leise  
Dort wieder an — wo man der Obdachlosen  
Schon hundertmal versagte Trank und Speise!

Otto Promber.



### Jonas Verlander.

Erzählung aus  
dem amerikani-  
schen Leben  
von Ludwig  
vom Vogels-  
berg.

**M**

m!“ . . . Ich überlegte reiflich, ob ich vor Wut plazen oder mein dümmstes Gesicht machen sollte. Das war nun glücklich das dritte:

vorgestern mein wertvollster Karabag-Teppich, gestern Michelangelos Moses en miniature und heute der Parade-Kris des Fürsten von Palebang. „Versucht!“ . . . Das erleichterte.

Jedesmal, wenn ich abends nach Hause kam, war irgendeine Reiseerinnerung fort! Was würde wohl heute dran kommen? Und wer war der Täter?! Den Kerl mußte ich fassen. Ich begann sorgfältig die Umgebung des Gartenhauses zu revidieren, — alles still; da fiel mein Blick auf das Schild: vom 10. bis 30. August bin ich verreist! Aha! Das war's also! Heute war der 29., zweifellos war für diese Nacht wieder auf einen Besuch des — großen Unbekannten zu rechnen. Folgt, daß ich als aufmerksamer Wirt zu Hause bleiben mußte. Ich ließ das Fenster des verdunkelten Zimmers offen und setzte mich in Gesellschaft meines vertrauenswürdigen Schießeißens in eine Ecke. Nach einer Stunde war's gerade noch so feiertäglich still, wie erst; die Sache fing an, langweilig zu werden . . .

Endlich — da — da stieg die Silhouette eines Kopfes über der Fensterbank empor, nach einer Sekunde folgte der übrige Korpus mit elegantem Schwung ins Zimmer nach. Tastend, leise kam's näher, gerade auf mich zu, — ein Druck auf den Knopf der elektrischen Leitung und grell schoß der Lichtstrom über den Eindringling.

Er war nicht im geringsten verwundert, als ich ihm so unverhofft den Revolver unter die Nase hielt. Es war ein schlanker, kräftiger Mann in jüngeren Jahren, ganz in gelbes Wildleder à la Lederstrumpf gekleidet; das Gesicht war intelligent, hübsch fast, und der starke schwarze Schnurrbart gab ihm etwas Martialisches.

„n Abend, Sir!“ sagte er freundlich, „hätte Sie nicht vermutet! Wollten doch übermorgen zurückkommen!“

Ich war baff. Da half nur Kaltblütigkeit. „Allesdings! Aber wenn man so lieben Besuch erwartet . . .“ „Nicht? Na ja! Aber bitte setzen Sie sich, das

Ding da“ — er zeigte auf meinen Revolver — „wird Ihnen sonst lästig.“

„Durchaus nicht! Ihn, was verschafft mir eigentlich die Ehre, Mr. . . .“

„. . . . Verlander, Sir! Jonas Verlander!“ sagte er wieder in demselben liebenswürdigen Ton. „Ach so, ja, ich wollte nur das Bilderbuch holen!“ Er ging mit verblüffender Sicherheit an mir vorbei und nahm einen großen Bilderatlas vom Regal, eine der wertvollsten farbigen Ausgaben aus dem achtzehnten Jahrhundert.

„O, Sie wollen sich damit schleppen? . . . Ich kann's Ihnen ja morgen zuschicken!“

Er wehrte eifrig ab. „Oh no, Sir, Bestie mag nicht länger warten, — ich soll es mitbringen heute abend!“

Jetzt stieg mir doch die Galle. „Nichts für ungut, Mr. Verlander, aber ich finde das reichlich unverdient, — das ist doch mein Eigentum!“

Erstaunt sah er mich an. „Aber Bestie will's doch haben . . .“

„Der Teufel mag Ihre Bestie holen, Mann! Glauben Sie denn, ich lasse mich hier ausplündern? Vorwärts, raus!“ Ich hob die Waffe.

Er blieb unerschütterlich stehen, nur in seine Augen trat etwas, wie ein stiller Vorwurf. „Sir, reden Sie nicht so von Bestie, — ich kann nichts dafür, sie will's doch haben!“

„Na erlauben Sie mal, was hat denn die Dame, deren ehrenwerte Bekanntschaft ich leider noch nicht gemacht habe, mit dem Kris angefangen?“

„Ach, das andere Zeug? . . . Das war ja nicht für sie, das war — hm — damned, sind Sie neugierig, Sir?“ Verlegen lächelnd zeigte er seine blühenden weißen Zähne. Blöcklich fuhr er mit der Hand nach der Stirne und verfärbte sich leicht — auf der unteren Seite des Oberarms wurde ein großer dunkler Fleck sichtbar — Blut! Im Nu hatte ich die ganze eigentümliche Situation vergessen.

„Sie bluten ja! Sind Sie verletzt?“

„Yes, Sir, ein wenig! Schadet nichts!“ Mit leichtem Stöhnen setzte er sich, ohne das schwere Buch aus der Hand zu legen.

„Ziehen Sie den Rock aus, Sie verbluten sich sonst!“

Es war ein kräftiger Riß, als wenn er irgendwo hängengeblieben wäre. Er biß die Zähne zusammen, als ich den Verband anlegte. „Thank you, Sir!“ sagte er leise, nachdem er den Rock wieder angezogen hatte. „Muß mich irgendwo verletzt haben!“ Dann stand er auf und fuhr mit der Hand in die Tasche. „Bei Gott, keinen Pfennig!“ meinte er verlegen, „aber“ — er trat dicht an mich heran und flüsterte mir ins Ohr — „ich will Ihnen Bestie zeigen!“

War der Kerl verrückt? Aber mein Interesse war wach geworden. „Meinetwegen! Ich komme!“ Als ich den Revolver in die Rocktasche gleiten ließ, wurde er aufgebracht. „Denken Sie, ich will Ihnen an den Kragen? No, Sir, verlassen Sie sich auf Jonas Verlander!“ Trotzdem steckte ich heimlich die Waffe

ein. „Das Buch nehmen wir mit!“ erklärte er kategorisch.

„Ich schick's Ihnen morgen zu!“ Er lächelte überlegen. „Besser ist besser!“ Und ich belud mich ingrimmig mit dem Folianten.

Ich brauchte mich keiner auf dem Broadway nicht zu schämen. Er sah eigentlich recht schmutz aus in seiner Wildwesttracht, wie er mit sicheren, ausholenden Schritten neben mir hinschritt. Ab und zu sah er sich mit einer gewissen Vorsicht um, — er schien aber die schattenhafte Gestalt, die sich von einer Hauswand ablöste und uns scheinbar folgte, kaum zu bemerken. Es mußte eine riesige Kraft in diesem schlanken, geschmeidigen Körper stecken, schade, daß sie in dieser Weise nutzbar gemacht wurde, — denn daß ich mich in Gesellschaft eines Verbrechers befand, erschien mir zweifellos.

Auf meine Fragen bekam ich nur einsilbige Antworten, und er ging endlich so schnell, daß ich kaum noch Schritt mit ihm halten konnte. Zudem hinderte mich das schwere Buch sehr beim Gehen. Die Gegend, durch die wir kamen, fing an immer zweifelhafter zu werden, bis sie schließlich ganz unzweifelhaft wurde. Wir waren im verrufensten Viertel von New York. Unwillkürlich sagte ich den Revolver fester und hastete mit zusammengebißenen Zähnen weiter. Unheimliche Gestalten tauchten hier und da auf, aber sie beachteten uns kaum. Nur einmal schien es — ich drehte mich gerade nach einem besonders vertrauenerweckenden Individuum um —, als sei der Schatten von vorhin wieder in der Nähe.

„Sagen Sie mal, Verlander,“ begann ich endlich keuchend, „werde ich eigentlich lebend aus dieser unterhaltigen Gegend wieder herauskommen?“

„Sicherlich, Sir, — wenn Sie selbst keine Dummheiten machen!“ Der Mann hätte auch ganz gut auf den delphischen Dreifuß gepaßt.

Weiter ging's im Sturmschritt. Von Beleuchtung war keine Rede mehr, die Straßen waren ein kotiger Morast. Ich fühlte, wie mein Arm unter der Last des Buches erlahmte. Da stand Verlander still. Es war ein ganz ansehnliches Haus, so stockdunkel, daß man kaum die Umrisse zu unterscheiden vermochte. Jonas Verlander drückte auf irgendeinen Knopf, die Tür sprang auf und wir standen im nächsten Augenblick im Hausflur. Mir kam's so von ungefähr in den Sinn: Mach dein Testament! Verlander begann neben mir zu flüstern: „Treten Sie leise auf, Sir, vielleicht schläft Bestie! Fassen Sie mich am Rock, — keine Angst!“ Ich sah nicht die Hand vor den Augen, fühlte nur, daß wir eine bequeme, wohl teppichbelegte Treppe hinaufstiegen, und hörte eine Tür knarren. Wir mußten uns jetzt in einem Zimmer befinden. Ein Licht flammte auf und ich sah mich erstaunt um. Das sah ja aus wie eine gute Stube im lieben Germany drüben. Ein Sofa, schlicht und billig, mit den üblichen Schonern, davor ein Tisch mit vorzüglichen Landschaftsphotographien, ein paar Rohrstühle, mittelmäßige Delbrücke an den Wänden, — es ging von all dem

wohlfeilen Kram aus wie Heimatluft, so anheimelnd und traulich. Verlander lächelte freundlich. „Na, sind wohl erstaunt über meine Einrichtung? Hasse den Luxus, lebt sich hier viel gemütlicher als drüben in den Avenues zwischen Mahagoni und Seide. Bessie soll nicht verwöhnt werden — nein! Setzen Sie sich, will sehen, ob sie schläft!“ Er ging auf den Fußspitzen hinaus.

Wir ward so merkwürdig zumute. Sicherlich war ich hier in einer Verbrecherhöhle, nur war die Folie eine andere . . . Unwillkürlich begann ich mit den Augen nach meinem Karabag und dem Kris zc. zu suchen, — da erschien Verlander wieder. „Sie schläft! Kommen Sie!“ Ich folgte ihm über den Korridor in ein gegenüberliegendes Zimmer — eine Kinderstube! Welch eine Liebe mußte die Bewohnerin dieses kleinen Lustulums umgeben! Puppen in allen Größen und Kostümen, Puppenstuben, prachtvolle Bilderbücher, Spielzeug in ungezählter Menge, und zwischen dem Kram und der Wand drüben ein Kinderbettchen. Das dunkelrote Licht einer Ampel erhellte gedämpft den Raum. „Leise, leise,“ mahnte Verlander fast ängstlich und zog mich nach dem Bette hin.

Was ich sah, war des Pinsels eines Malers wert. Nie habe ich wieder ein schöneres Kinderköpfchen gesehen; lange blonde Ringellocken fielen wirr in das reizende, rosige Gesicht eines schlafenden, etwa vierjährigen Mädchens. Das Mädchen war halb geöffnet und langsam hob und senkte sich die junge Brust unter den regelmäßigen Atemzügen. Die blauweißen Kissen gaben dem ganzen Bild eine Folie von unvergleichlichem Reiz. Ich war so entzückt von dem Bilde der kleinen Schläferin, daß ich mich erst nach einer langen Weile nach Verlander umdrehte.

Er stand da mit gefalteten Händen, wie in Verzückung; es lag ein so unendlich weicher, rührender Zug auf seinem Gesicht, daß ich mich fast ergriffen fühlte. „Ist sie nicht schön?“ fragte er mit verhaltener Stimme. Ich nickte wortlos. Mit äußerster Vorsicht nahm er das mitgebrachte Buch, legte es auf den kleinen Tisch neben dem Bett und schlug eine große bunte Tafel auf. „Wenn sie morgen erwacht, Sir, die Freude!“

Wir gingen. „So,“ sagte Verlander draußen, „jetzt müssen Sie über Nacht hier bleiben! Mit Ihnen gehen kann ich nicht, und allein — na, Sie werden's sich ja denken können . . .“ Er führte mich in ein nett ausgestattetes Zimmer. „Es wird Ihnen hier an nichts fehlen, — nur eins verlange ich von Ihnen“ — er trat dicht vor mich hin, der weiche Zug von vorhin war völlig aus seinem Gesicht verschwunden und hatte einem harten, um nicht zu sagen tückischen, Platz gemacht — „verlassen Sie während der Nacht nicht Ihr Zimmer, ich könnte Ihnen für nichts stehen! Bessie darf nicht gestört werden! Gute Nacht!“

Ich blieb allein. Zu schlafen vermochte ich nicht. Das „angenehme“ Gefühl, in einer mehr als zweifel-

haften Gesellschaft kampieren zu müssen, ließ mich nicht los. Ich sah nach der Uhr, — es ging auf zwölf. Dann versicherte ich mich noch einmal meines Revolvers.

Endlich kam der Schlaf doch. Der Marsch durch die Luft begann seine Wirkung zu tun und ich dümmerte in einen Halbschlummer hinein. Plötzlich schien es mir, als raschelte etwas vor meiner Tür — Frauenkleider! Jrgendwo klinkte leise eine Tür ein, dann war alles wieder still. Ich sprang hastig auf und horchte, kein Ton mehr. Nur der verwehte Duft eines schweren Parfüms drang durch die Ritzen. Trotz Verlanders Warnung öffnete ich leise die Tür und schlich hinaus. Es war alles stockdunkel. Licht zu machen wagte ich aus naheliegenden Gründen nicht. Suchend tastete ich mich an der Wand entlang, bis mir etwas Weiches ins Gesicht schlug. Im ersten Augenblick erschrak ich heftig, mußte mich dann aber zu meiner Beschämung durch einen Griff überzeugen, daß es nur eine Portiere war, die eine Art Ofkoven verdeckte. Und in diejen Ofkoven fiel aus einem Nebenraum ein breiter greller Lichtstreifen. Mit äußerster Vorsicht ging ich weiter, an einer Tür vorbei, und lugte durch das daneben befindliche Fenster. Im gleichen Augenblick schien es mir wieder, als huschte ein Schatten hinter mir vorüber . . .



Nie habe ich wieder ein schöneres Kinderköpfchen gesehen.

Die Szene, die ich in dem antozenden Zimmer beobachtete, war seltsam genug. Zunächst unterschied sich die kleinbürgerliche Einrichtung desselben in gar nichts von derjenigen, die ich in den andern vorhin wahrgenommen hatte. Nur in einer Ecke hinten lag deckenhoch ein Haufen der erlesensten Kostbarkeiten und Raritäten, Seidenstoffe, Teppiche — darunter auch zu meiner besonderen Freude der ver-

schwundene Karabag. Auf dem Stuhl daneben lag der Parade-Kris des Sultans von Paledang.

Und dann das Sonderbarste: auf dem beiseidenen Biedermeiersofa saß eine Dame, jung, blühend und rosig. Sie hatte, was mir schon im ersten Augenblick auffiel, eine sprechende Ähnlichkeit mit Bessie. Im übrigen sah sie aus wie eine Angehörige der Upper Tens; der Hut, das schottisch gemusterte Straßenkleid sehr einfach, aber first class. Sie saß mir schräg gegenüber, so daß ich sie, ohne selbst gesehen zu werden, leicht beobachten konnte. Sie gefiel mir ausnehmend, nur der mokante, etwas blasierter Zug um den tiefroten Mund störte.

Vor ihr stand Jonas Verlander. Breitbeinig, die Schultern etwas nach vorn gezogen und den Rücken leicht gebeugt. Er schien zu sprechen, ich schloß es aus den Bewegungen der rechten Hand ab und zu, aber verstehen konnte ich keinen Ton. Nun schwieg er anscheinend und setzte sich müde auf einen Stuhl, mit gesenktem Kopf. Die Dame sah ihm eine Weile zu, dann öffnete sie den Mund, sprach wohl ein paar Worte und lachte. Verlander drehte leicht den Kopf zur Seite. Sein Gesicht war sehr bleich und sah gealtert aus, die letzte Unverfrorenheit von vorhin war völlig verschwunden. Jetzt sprach er wieder und stand langsam auf, mit großen Schritten das Zimmer durchmessend, ein-, zweimal. Dann blieb er wieder vor der Fremden stehen. Die ließ die Fußspitzen gegeneinander spielen und lächelte dabei. Endlich erhob sie sich und machte ein paar Schritte nach der Tür. Dabei kam sie ganz dicht vor ihn zu stehen. Ich sah, wie ein unbeschreiblich höhnischer Zug über ihr hübsches Gesicht flog, während sie anscheinend etwas zu ihm sagte — da ging's wie ein plötzlicher Ruck durch den Körper des Mannes, er sagte nach dem Kris und —

„Verlander! Um Gottes willen!“ schrie ich und riß entsetzt die Tür weit auf. Er fuhr wie vom Blitze getroffen zurück und sah mich einen Augenblick starr an, dann sprang er mit hochgeschwungener Waffe auf mich zu.

Pang — pang — pang — machte es dreimal neben mir; ich sah, wie Jonas Verlander rückwärts taumelte, dann verlor ich das Bewußtsein.

Als ich nach einigen Minuten wieder zu mir kam, befand ich mich noch in demselben Zimmer und sah in das lächelnde Gesicht eines Policeman. Die Frau war verschwunden.

„Wo bin ich?“

„Keine Sorge, Sir! Sind in Sicherheit!“

Noch etwas betäubt erhob ich mich. Drüben auf dem Sofa lag Verlander und starrte mit großen Augen nach der Decke, aus seiner Schulter sickerte Blut. Ich beugte mich über ihn. „Verlander, was machen Sie für Geschichten?“

„Ich war ein Narr, Sir!“ sagte er ruhig. Dann schwieg er konsequent.

„Sie sind ja Arzt,“ meinte der Detektiv, der mich zu meiner Ueberraschung zu kennen schien, „sehen Sie ihm doch bitte mal die Wunde nach.“ Ver-

lander ließ sich ohne Widerstand untersuchen. Als ich das Hemd aufschnitt, fiel mir die Kugel entgegen. Es war eine große Schußwunde mit starkem Blutverlust, aber ohne jede Gefahr.

„Kann er mitgehen?“

„Sicherlich!“

Jonas Verlander stand ruhig auf. „Sie nehmen Bessie, Sir, nicht?“ fragte er wie selbstverständlich.

„Aber Verlander, Sie gehen doch nicht — hm — mit mir?“ Es huschte wie ein Lächeln über sein Gesicht. „Das schadet nichts, Sir — und Bessie kann doch nicht hier bleiben!“

Ich trug die Sache dem Policeman vor, der keine Einwendungen zu machen hatte. „Wenn Sie die Sorge für das Kind übernehmen wollen, meinetswegen!“

Ich nahm Bessie behutsam aus der Wiege — armes Ding! Verlander stand dabei und beobachtete mich mit Argusaugen. Das Kind bewegte sich einige Male schlaftrunken, als ich es in eine Decke hüllte, schlief aber, das Köpfschen an meine Schulter gelehnt, ruhig weiter. Ich sah, wie ein Zittern den schlanken Körper Verlanders überlief, dann neigte er sich impulsiv über das Gesicht der Kleinen und drückte einen leisen Kuß auf ihre Stirn. „Nehmen Sie das Buch!“ sagte er fast herrisch zu einem der begleitenden Konstabler. Verdußt sah ihn der Mann an und nahm das Buch gehorsam unter den Arm, während ich noch ein paar Kleidungsstücke zusammenraffte.

„Vorwärts!“ Zwei Polizisten gingen voraus, dann kam Verlander, hinter ihm die Kommissare und ich mit meiner Bürde.

„Wird Ihnen manches verwunderlich vorkommen an der Geschichte!“ meinte mein Nebenmann lachend, „aber trösten Sie sich, der Kerl ist ein Hauptgauner, — was er dort oben zusammengeraubert hat, ist mehr als hunderttausend Dollar wert!“

„Und was wird jetzt aus ihm?“

„Freie Kost und Wohnung in Sing-Sing, — wird alt darüber werden, der Bursche!“

Unwillkürlich kam ein Gefühl des Mitleids über mich. „Darf ich ihm ein Wort des Trostes sagen?“

„Bitte!“ Er grinste dabei, daß ich ihn hätte ohrfeigen können.

Verlander schien meine Absicht zu ahnen. „Nichts reden, Sir!“ sagte er plötzlich in holländischer Sprache. „Erwarten Sie mich morgen abend um dieselbe Zeit wie heute und — trösten Sie Bessie!“

„Aber Verlander . . .“

„Kein Wort mehr!“

„Schlechten Lohn gefunden, Sir, was?“ lachte der Kommissar spöttisch. Ich nickte nachdenklich.

Endlich kamen wir wieder an die „Kulturgrenze“ und der Detektiv verabschiedete sich höflich. Dann gingen sie ihrer Wege, während ich eilends mit meiner leichten Last nach meiner Wohnung schritt. So gut es ging, machte ich meinem Schützling dort ein leichtes Lager zurecht, und schlug das Buch, das mir der Konstabler wieder übergeben hatte, daneben auf. Die



Nacht verbrachte ich wachend, eine Flut von Gedanken ließ meine erregten Nerven nicht zur Ruhe kommen.

So blieb ich still am Lager des Kindes sitzen bis in den hellen Morgen, bis es neben mir raschelte. Bessie lag mit weit offenen, glänzenden Augen da und starrte mich an; wunderbar große, blaue Augen. „Wo ist Pa?“

„Er ist fort und kommt erst heute abend wieder!“ Ob's wohl wahr sein würde. „Bessie soll solange bei mir bleiben!“

Sie hatte sich aufrecht hingesezt und stützte das Köpfschen in die kleine Hand; es sah aus, als überlegte sie angestrengt. Nun nickte sie altklug: „Dann muß ich warten, bis Pa kommt“ — es schien ihr nicht sehr angenehm zu sein. Da fiel ihr Blick auf das Buch. Mit hellem Jauchzen zog sie es zu sich aufs Bett. „O der gute Pa . . . komm, erklär mir das!“ befahl sie gleich darauf und ich rückte meinen Stuhl näher heran. Nie hat mir ein Gespräch, und sei es auch mit der geistvollsten Dame gewesen, solches Vergnügen bereitet, wie das Frage- und Antwortspiel mit diesem altklugen Kinde. Keine alberne Frage, keine Dummheit, nur ab und zu eine kleine Droherie, entstanden durch die noch hapernde Vorstellungskraft des jugendlichen Geistes. Ich konnte es nun begreifen, daß für Jonas Verlander das höchste Wesen Bessie hieß.

„Nun möchte ich frühstücken!“ Und gehorsam wie ein wohlgezogenes Kinder mädchen ging ich, um meinem kleinen Gaste die erlesensten Herrlichkeiten zu servieren. Als ich zurückkam, lief sie mit bloßen Füßen im Nachtwand durchs Zimmer und inspizierte alle Partikeln auf das eingehendste. „Ach so!“ meinte sie „erst anziehen? hm, man soll nie halb angezogen zu Tisch gehen, sagt Pa! . . . Du, kommt Pa auch wirklich heute abend?“ Es war eine helle Angst in den letzten Worten.

„Sicher!“ Und wenn er nicht kam? . . .

Nach dem Frühstück führte ich sie in den großen, an das Haus stoßenden Garten. Sie machte ganz verwunderte Augen. „Du,“ flüsterte sie endlich mit begeistertem Gesicht, „das ist ja noch schöner, wie meine Bilderbücher!“ Ich flocht ihr blaue Blumen in die blonden Locken und wand ihr Girlanden um das Kleid; sie ließ alles mit verzückten Blicken geschehen. Dann riß sie sich los: „Fang mich!“ Den ganzen Tag fast tollten wir im Garten umher, und als der Abend nahte, legte sich über mein Inneres etwas Trauriges, Wehmütiges. Ich hatte Bessie so lieb gewonnen, und morgen würde es wieder öde und leer sein in meinem Hause. Zwar hatte ich selbst drei frische Jungen drüben in der Heimat, — aber so licht und so blond und so lieb wie Bessie . . .

Und Jonas Verlander kam. Woher auf einmal weiß ich nicht, er stand plötzlich mitten im Zimmer. Etwas wie Haß stieg in mir gegen den Mann auf, der kam, um Bessie zu holen. Ein Wort nur . . .

„Ist Bessie bei Ihnen?“ fragte er mit verschlagener Stimme. Ich erhob mich wortlos und stieß die Tür

des Nebenzimmers auf. Lang ausgestreckt, nach Kinderart auf dem Bauch, lag Bessie auf dem Teppich, das Gesichtchen in beide Hände gestützt und studierte eifrig im Bilderatlas. Flutende Helle lag im ganzen Zimmer, das Kind hatte unseren Eintritt gar nicht bemerkt. „Bessie!“

Rasch drehte sie sich auf die andere Seite und guckte sich um, — wie ein Gummiball flog sie vom Boden auf, mit einem Ruf des jubelndsten, seligsten Entzückens. Und Jonas Verlander nahm sein Kind in die Arme und hob es hoch empor und die Tränen liefen ihm über die hagern Wangen, während sein



Lang ausgestreckt lag Bessie auf dem Teppich.

Körper unter heftigem Schluchzen erbeute. „Pa! Pa! Wo warst du so lang?“ Die Kinderarmchen klammerten sich fest, unlösbar um den Hals des Mannes, und das blonde Köpfschen schmiegte sich an seine Wange. Mir wurde so seltsam zumute, so wunderbar . . .

Richtig, ich hatte mich nicht getäuscht — es klopfte draußen zum zweiten Male. Als ich die Tür öffnete, stand mir ein Mann mit höflich zudringlichem Lächeln gegenüber, der Konstabler von gestern. Ich fühlte deutlich, wie mir ein eisiges Gefühl vom Kopf bis zu den Beinen herunterlief.

„Verzeihung, Sir, wegen der Störung, — aber Verlander ist wohl bei Ihnen?“ Ich weiß nicht, ob es die höfliche Frechheit war, mit welcher der Mann auftrat, oder der Eindruck der Szene von vorhin, die mich meine Sicherheit im Nu wieder gewinnen ließ.

„Ich möchte mir derartige Unterstellungen ganz entschieden verbitten!“ jagte ich äußerst kühl, „mein Haus ist keine Verbrecherherberge!“

Er wurde verlegen, namentlich die letzte Bemerkung schien ihm zu imponieren. „Wenn Sie aber eine Hausjuchung für erforderlich halten . . . nur bitte ich Sie, sich nachher nicht über meine Schritte zu wundern!“

„O nein, Sir, Sie müssen verzeihen — man kann bei diesen Leuten nie wissen . . .“ Ich zuckte die Achseln und er empfahl sich.

Berlander stand immer noch im Zimmer, das Kind fest an sich gepreßt. „Waren sie's?“ fragte er; sein Gesicht spielte ins Graue und seine Augen hingen angstvoll an meinem Munde.

„Ja! Sie sind wieder fort!“

Er ließ sich schwer in einen Sessel fallen und nahm Bessie vor sich auf die Knie. „Sehen Sie sich, Sir, ich habe Ihnen manches zu sagen . . . Lebend fangen sie mich nicht, mich nicht und — Bessie auch nicht!“

„Pa?!“ stammelte das Kind schlaftrunken. Er betrachtete es mit unendlicher Zärtlichkeit. „Nun trennen wir uns nicht mehr, Bessie, nicht?“

„Nein, Pa! Nicht!“ Sie kuschelte das Köpfchen wieder an seine Brust und war in wenigen Minuten eingeschlafen. Und Jonas Berlander zog die Schultern nach vorn und krümmte den Rücken, wie einer, auf dem eine schwere Last ruht. Dann begann er zu sprechen, schwer und zögernd: „Sehen Sie, Sir, man kann einen Mord begehen wollen und dennoch kein Schuft sein — na, lassen wir das Philosophieren . . .“

„Ich bin kein Amerikaner, bin Holländer von Geburt. Vor fünf, sechs Jahren kam ich hierher aus dem australischen Busch. Ich hatte dort als Maler für einen großen Verlag gearbeitet, um ein Reisewerk zu illustrieren. Nach Beendigung meiner Arbeiten wurde ich nach der Union geschickt, um einen ähnlichen Auftrag auszuführen. Gleich nach meiner Ankunft traf mich hier das Verhängnis — ich lernte sie kennen. Erlassen Sie mir die Nennung des Namens, ich mag ihn nicht mehr aussprechen . . . Ihr Vater war ein Delmagnat, dem, als echtem Prozen, die Verbindung seiner Tochter mit mir als der greulichste der Greuel erschien. Aber sie war ein smartes Girl, wie man hierzulande sagt, und ich glaube, sie hat mich damals wirklich geliebt. Und ich — ich glaubte nicht, daß ein Mensch ein solches Glück zu ertragen imstande sei. Wenn eine Liebe je heiß und treu gewesen ist, dann war es die meine.“

„Der Alte hatte mich eines Tages auf offener Straße seine Geringschätzung in einer Weise fühlen lassen, die mir das Blut ins Gesicht trieb; ich hätte ihn über den Haufen geschossen, wenn er nicht ihr Vater gewesen wäre. Aber damit war auch mein Entschluß gefaßt, — drei Tage später waren wir verheiratet, heimlich natürlich, — man hat's ja so leicht hier . . . Lange blieb die Sache natürlich nicht verborgen, und während meine Frau, die meiner wohl schon über-

brüssig war, das väterliche Haus bald wieder betreten durfte, blieb es mir verschlossen. Sie machte von der Vergünstigung ausgiebigen Gebrauch, — bis Bessie kam. Damals gebärdete sie sich wie toll vor Entzücken und schwor, mich nie mehr zu verlassen. Sie hat den Schwur redlich gehalten, einen ganzen Monat lang . . . Dann riefen mich Aufträge nach Colorado hinunter für ein ganzes Jahr. Und da unten begann nach langen Wochen auf einmal die Sehnsucht wach zu werden mit übermächtiger Gewalt. Ich ließ alles im Stich und eilte nach Hause. Ich will sagen dahin, wo ich früher ein Heim hatte. Jetzt wohnten dort wildfremde Menschen. Ich nahm den Weg zum Vater meiner Frau. »Was ich wollte?« fragte mich von oben herab ein galonierter Lakai. »Mein Kind sehen!« Die Kreatur grinste mich an: »Kinder von Landstreichern seien nicht hier!« Der Faustschlag, durch den ich ihn zu Boden streckte, hat ihm nichts weiter getan, mir aber blieb das Haus für alle Zukunft verschlossen, nachdem mir meine Frau geschrieben, daß sie mich nicht mehr kenne. Da packte mich eines Tages die Verzweiflung, das wilde Verlangen nach meinem Kinde, dem einzigen, was mir das Leben noch wert machte. Ich kramte meine Ersparnisse zusammen, drei Kerle waren zu meiner Verfügung — und am selben Abend noch schloß ich Bessie in meine Arme. Sie setzten Himmel und Hölle in Bewegung, nicht des Kindes, sondern meiner wegen — vergeblich! Kennen Sie Monkey-Street, Sir? Nicht? Dort hatten wir uns einquartiert, mein Kind und ich, bei einer alten Deutschen. Ich sage Ihnen, es waren die sonnigsten Tage meines Lebens, und Bessie hat ihre Mutter nie vermißt — nie! Das mögen Sie mir zugute halten! Und die Mutter wohl auch das Kind nicht — kein Wunder, wenn man an jedem Finger einen Galan hängen hat . . . Da hezten sie mich eines Tages wieder auf. Es war vor einem Jahr. Bei Nacht und Nebel flohen wir, dahin, wo Sie gestern waren; dort haben Sie auch Bessies Mutter gesehen. Sie hatten mein Versteck vor ein paar Tagen wieder herausgebracht, und ich erhielt ein paar Zeilen von ihr: ich solle keinen Fluchtversuch machen, es sei vergeblich! aber sie wolle mit mir unterhandeln, des Kindes wegen.

„Und sie kam. Auch ein Mann kann sich schwer demütigen lassen . . . aber als sie mir mit spöttischem Lachen sagte: auf deine werte Person verzichte ich, nur das Kind will ich haben — als Spielzeug — hätte sie hinzufügen sollen — ah, Sir — wenn der Spitzel nicht so gut getroffen hätte . . .“

Er hielt die Rechte vor die Augen und schweig.

„Und was wollten Sie mit den — den Sachen?“ fragte ich nach einer Weile.

„Ah so, — ich hatte die Absicht, möglichst rasch reich zu werden, Bessies wegen. Ich wollte fort mit meinem Kind aus diesem verfluchten Land, nach meiner Heimat, um dort — zu vergessen . . . Deshalb nahm ich alles, was irgendwie Wert hatte — Kunstwert, denn — das wird am besten bezahlt —

und stapelte es auf, um es später zu Geld zu machen. Es war Wahnsinn, — sie hatten mich schon, ehe ich noch ein Stück unterbringen konnte . . ."

Jonas Verlander blieb eine Woche lang in meinem Hause. Auch meine Zeit war abgelaufen und ich



Er drehte sich hastig um und ging nach Steuerbord hinunter.

wollte ihn und das Kind mit nach Europa nehmen. Gestört wurden wir nicht mehr. Gegen Abend des Reisetages begaben wir uns an Bord des Dampfers, unbehelligt. Schon war das erste Abfahrtsignal gegeben, da kam etwas über das Wasser, blitzschnell. Mir stockte der Atem — ein Polizeiboot!

"n Abend, Kapt'n!" Es war der Konstabler von neulich.

"Was ist los?"

"Seien Sie nicht ungehalten, — wir suchen einen Mann!"

"Meinetwegen! Aber wenn Sie in fünf Minuten nicht fertig sind, nehme ich Sie mit! Verstanden?" Wütend drehte sich der Kapitän um und ging nach Steuerbord.

Wir standen mit dem Rücken gegen den Polizisten an der Reeling. Ich fühlte, wie mir abwechselnd heiß und kalt wurde; näher kam der Schritt des Mannes; mir war, als hörte ich schon sein spöttisches Lachen. Einen verstohlenen Blick warf ich auf Verlander; sein Gesicht war aschfahl und er starrte wie gebannt auf das Wasser. Jetzt war der Konstabler direkt hinter uns, — mit einem Ruck fuhr Jonas Verlander herum. Seine Augen bohrten sich wie

stimmender Stahl in die des andern, nur einen Herzschlag lang, und nur eine Frage lag darin, — deutlich hörte ich den Haß in seiner Tasche knacken. Ein, zwei Sekunden lang standen sich die beiden noch lautlos einander gegenüber, mit unbeweglicher Miene, dann ging über das bleichgewordene Gesicht des Konstablers ein verlegenes Lächeln, — er drehte sich hastig um und ging nach Steuerbord hinüber. "Thank you, Capt'n! Es war unser Mann nicht!"

Das Boot stieß ab und die Pfeife heulte zum letzten Male. Schäumend schlug die Schraube das Wasser.

Gestern bin ich von Bessies Hochzeit gekommen, — von Bessies Hochzeit mit meinem Ältesten. Ich war strupellos genug, die Tochter eines "Verbrechers" in meine Familie aufzunehmen. Und doch war's nur Egoismus, — meine Phantasie träumt von lauter kleinen, blonden, lachenden Bessies, mit denen ich im Garten herumtollen kann. Und "Pa" Verlander, dessen Name als Künstler den besten Klang hat, ist aus der Hauptstadt gekommen, um sich den anzusehen, "den Bessie haben wollte." . . .

### Das Eidche.

Von Luise Schulze-Brüd.



on den berühmten ältesten Leuten in der Vorderpfalz erinnern sich sicher noch einzelne an das "Eidche." Bekannt genug war der alte Herr Oberamtsrichter, der diesen Beinamen führte, seiner Zeit — vor nun so etwa zwanzig Jährchen — in der ganzen Gegend. Saß er doch seit fast vierzig Jahren in einem kleinen Nest, aus dem er nicht herausgehen wollte, obgleich ihm genug verlockende Anerbietungen gemacht wurden. Man hätte sich aber auch Westheim — das Städtchen hieß ein bißchen anders, aber wir wollen es einmal so nennen — gar nicht ohne

den Herrn Oberamtsrichter denken können. Nicht nur, daß der alte Herr die Geschäfte der Stadtuhr pünktlicher und besser besorgte, als das alte Möbel selber, dem es gar nicht darauf ankam, an einem Morgen eine Viertelstunde vor-, am nächsten eine Viertelstunde nach- und am dritten gar nicht zu gehen. Die Westheimer brauchten sie auch nicht, wenigstens die nicht, die am Wege des Oberamtsrichters wohnten. Sie wußten, daß es Punkt neun war, wenn der kleine Herr nach dem Gericht ging, und Punkt eins, wenn er zurückkam, und des Nach-

mittags wieder drei und sechs Uhr. Wer hätte ferner die Reden halten sollen bei den Geburtstagen des Großherzogs, auf den Krieger- und Schützenfesten, und wer im „Rebstock“ das Regiment führen, die Frau Wirtin mit der hurtigen Zunge ein bißchen im Zaum halten und dafür sorgen, daß die Hühner auf dem Tisch immer jung, der Schoppen ungeschmiert und die Bedienung flink war.

Das waren so die außeramtlichen Hauptgeschäfte des Herrn Oberamtsrichters, wozu ihm das Amt recht spärlich Zeit ließ. Denn in seinem Bezirk gab es viel zu tun. Erstens mal nahm der Herr Oberamtsrichter es sehr genau mit der Vormundschaft. Er war der Schrecken aller nachlässigen Vormünder und die Zuflucht aller Witwen und Verwaisten. Und er erzählte es gern schmunzelnd, daß ein uraltes Bäuerlein einmal zu ihm gekommen sei und um Rat gefragt habe seines Sohnes halber, der ihn schlecht behandelte und dabei zuerst eine Vorrede gemacht habe: „Herr Oberamtsrichter, ich komm' zu Euch, Ihr seid doch nun einmal der Vater von dene bedrängte Umständ'.“

Dann war er auch der Schrecken aller Bagabunden. Nachdem er erst ein paar Jahre in Westheim regiert hatte, machten alle Bummler einen großen Umweg um den Bezirk, in dem der unbarmherzige Herrscher des Gerichts sie ohne weiteres einsperren und streng arbeiten ließ, wenn sie sich nicht bereit erklärten, durch Arbeiten bei der Wegbesserung, durch Holzhacken oder andere für einen richtigen Landstreicher gar nicht besonders verlockende Beschäftigungen ihr Bezahlgeld zu verdienen.

Ebenso verfuhr er gegen nicht ganz einwandfreie weibliche Wesen, denen er für jedes Abweichen vom Wege der Moral das gefürchtete Arbeitshaus zubüchtete, wovon er sich durch alles Bitten, Betteln und durch reichlich fließende Tränenströme nicht abbringen ließ.

Und wenn es sich um Noheiten handelte, dann wurde der kleine alte Herr, der sonst sehr jovial sein konnte, geradezu schrecklich. Seine sonst so munteren Augen sprühten dann Zorn. Der ganze kleine Mann schien zu wachsen und sah in seinem Talar wirklich imponierend aus. Und wenn er es auch beim ersten Vergehen dieser Art bei einer, meist aber recht empfindlichen Geldstrafe bewenden ließ, im Wiederholungsfalle war er unerbittlich. Da hagelte es nur so Gefängnisstrafen, und die Kerle, die da vor Gericht standen, hatten nichts zu lachen, denn einen solchen Sermon, wie sie ihn da gehalten kriegten, hatten die meisten von ihnen in ihrem ganzen Leben noch nicht gehört.

Und die Prozeßkrämer hatten es so schlimm bei ihm, daß sich in den vierzig Jahren seiner Wirksamkeit das Prozeßfieren so verminderte, daß der alte Herr, als man ihm in den letzten Jahren einen Assessor zur Hilfe anbot, schmunzelnd erwidern konnte: „Einen Assessor brauch' ich nicht, und wenn mir unser Herrgott noch zehn Jahre das Leben läßt, dann ist für mich selber auch nichts mehr zu tun.“

Särrer Hüntender Bote für 1910.

Er hatte eine ganz spitzbüßisch vertrackte Art, mit den Prozeßhanseln umzugehen, so daß sie sich wänden und drehten wie der Mal im Salz und schließlich froh gewesen wären, wenn sie nur erst aus dem Gerichtssaal heraus gewesen wären aus der Blicknähe der spottfunkelnden Augen des kleinen Mannes. Und wenn er nach dem Sitzungstage müde nach dem „Rebstock“ ging, dann konnte er es im Bewußtsein, daß er seinen Schoppen und seinen Happen redlich verdient hatte. Dabei schaute er aber noch immer mit scharfen Augen rechts und links und es konnte passieren, daß er irgendeinen, der im Bewußtsein dessen, daß er was auf dem Kerbholz hatte, schleunigst in ein Seitengäßchen ent schlüpfen wollte, anrief und ihm auf der Straße eine Rede hielt, so daß der Sünder nachher mit hängenden Ohren von dannen schlich. Er war ein rechter König und absoluter Herrscher in seinem Bezirk, und wenn er in seiner alten, rumpligen Karrete in den Dörfern zum Gerichtstag ankam, dann verbreitete sich Schrecken über alle, die kein ganz reines Gewissen hatten.

Aber am glorreichsten war er, wenn es eine Eidesleistung galt, und daher hatte er auch seinen Spitznamen, den er mit Stolz trug — das Eidsche — und er rühmte sich gern, daß während seiner Wirksamkeit nicht so viele falsche Eide geschworen seien, als sie Jahre gedauert habe. Wenn er darauf zu sprechen kam, dann geriet der ganze kleine Mann in einen heiligen Zorn und Eifer. Den Bauern seines Bezirks war auch ein Eid in irgendeiner Sache ein solcher Schrecken, daß der kleine Herr wohl recht hatte, wenn er meinte, daß nicht einmal alle Jahre ein falscher Eid bei ihm geschworen worden sei. Es läßt sich denken, daß ein Mann, wie er, der jahrzehntelang mit allen Schichten der Bevölkerung beständig verkehrte, sich eine außerordentliche Menschenkenntnis erworben hatte. Und so behauptete er, es auch jedem, der einen Eid ablegen sollte, schon an der Nasenspitze anzusehen, ob die Sache echt sei oder nicht. Wenn es zur Eidesleistung ging, dann schien der kleine Herr plötzlich zu wachsen und größer zu werden, ein feierlicher Ernst legte sich über sein Gesicht, sogar seine Stimme veränderte sich und mit eindringlichen Worten sprach er von der Heiligkeit des Schwures. Und oft genug geschah es, daß unmittelbar vor der Eidesleistung einer, der vorher ein großes Maul gehabt und Stein und Bein geschworen hatte, daß er sich nicht einschüchtern lassen werde, plötzlich kleinlaut wurde und meinte, da wolle er doch lieber, um sein Gewissen nicht zu beschweren, den ihm auferlegten Eid nicht schwören. Und dann zeigte sich der alte Herr in seiner ganzen Glorie, dann verstand er es, auch die scheinbar verzweifeltsten Sachen so zu richten und zu schlichten, daß auch ohne die Eidesleistung jeder zu seinem Rechte kam. Und nach einem solchen Prozeß war's auch, daß der alte Veit Rosenstein im Gerichtssaal in die bewundernden Worte ausbrach: „Gott der Gerechte, wann er heut aufstünd', der Salomo — vertrieche müßt' er sich vor dem Herrn Oberamtsrichter.“

Später, als die Geschichte mit dem Eidche passiert war, hatte er noch ein Mittel, um die hartgefotenen Eideschwörer abzuschrecken. Wenn alles zum Schwur bereit war, dann sah er den Verwegenen scharf von oben bis unten an und sagte mit Nachdruck: „Was, das Eidche wollt Ihr schwören? Das leid' ich nit. Das geht so schnell nit mit dem Eidche. Da seht' ich für heut über acht Tag wieder einen Termin an. Und bis dahin habt Ihr Zeit, Euch zu besinne, ob Ihr das Eidche schwören wollt. Und wenn Ihr in der Nacht wach werdet und nicht schlafen könnt, dann denkt emal drüber nach, was das heißt, so e Eidche zu schwöre. Und da sollt Ihr meinetwegen beim nächsten Termin schwören, heut aber noch nit.“

Es war merkwürdig, Leute, die sonst schon schliefen, kaum daß sie sich aufs eine Ohr gelegt und mit dem andern zugedeckt hatten, daß ein Auge das andere nicht sah, kriegten es dann plötzlich mit der Schlaflosigkeit. Heutzutage würde man's Suggestion nennen. Damals hatten die Geängstigten keinen Namen für die merkwürdige Tatsache, daß der Herr Oberamtsrichter ihnen beinahe im Schlafe erschien, um sie an die Heiligkeit des Eidchens zu mahnen. Und ein unsicherer Kunde kam an solchem Gerichtstage einmal beinahe heulend zu ihm, um ihm zu versichern, daß er wahr und wahrhaftig nie und nie mehr in seinem Leben einen Eid schwören wolle. Er habe in den acht Tagen beinahe keine Stunde geschlafen und sei ordentlich vom Fleisch gefallen in dieser Zeit.

Mit solchen Neumütigen ging der alte Oberamtsrichter an wie mit einem rohen Ei. Und sie verließen den Gerichtssaal mit dem bestimmten Bewußtsein, in der Achtung des Gestrengen, Gefürchteten und sehr Beliebten hoch gestiegen zu sein.

Als die Geschichte mit dem Eidche passierte, war der Herr Oberamtsrichter noch in der Vollkraft der Jahre, und ein gewaltiger Turner und Boxer vor dem Herrn. Man sah es dem kleinen Mann nicht an, was in ihm steckte, und er liebte es für gewöhnlich nicht sehr, Proben seiner Leistungsfähigkeit zu geben. Freilich hatte er einmal, als er gerade dazu kam, wie bei einer Prügelei ein halb Duzend Burschen über einen hergefallen waren, die sechs mit Blitzesschnelle einen nach dem andern an dem Kragen gepackt, von ihrem Opfer losgerissen und so hin- und hergewirbelt, daß ihnen Hören und Sehen vergangen war; hatte auch einmal den ausgekommenen, wildgewordenen Gemeindebullen in einem Dorfe in seinen Stall zurückgebracht. Aber davon machte er nicht viel Wesens. Und wenn man ihn dazu noch ziemlich zusammengedrückt hinter dem Richtertisch sitzen sah, dann imponierte er eigentlich dem Uneingeweihten äußerlich recht wenig.

Nun geschah es, daß sich in Westheim ein neuer Barbier niedergelassen hatte, ein windiger Kerl, der aus dem Oberheffischen gekommen war, viel schwadronierte und den Leuten was vorlog. Er hatte ein paar Groschen Geld mitgebracht und sich davon ein

Häuschen gekauft, dessen Restkaufsumme er nach und nach abtragen wollte. Weil er aber ein Windbeutel war und mehr hinter anderen Sachen her, als hinter seinem Geschäft, sah es mit den Abzahlungen auch manchmal windig aus. Und als schließlich der ehrsame Altbürger, dessen Schuldner er war, ihn mahnte, hatte er kurzweg behauptet, Zahlung geleistet zu haben. Daß er keine Quittung vorweisen konnte, erklärte er damit, daß gerade in dem Augenblick der Herr Bürgermeister zum Rasieren gekommen sei, und da habe er, der Barbier, gesagt, jetzt habe er keine Zeit, der Gläubiger möge sie ihm schicken.

Wirklich mußte der Herr Bürgermeister auch bezeugen, daß er den Betreffenden an dem bestimmten Tage beim Barbier getroffen, und daß der Barbier auch etwas Ähnliches gesagt habe. Ganz bestimmt konnte er darüber nichts mehr bezeugen, weil er nicht weiter darauf geachtet hatte.

So weit waren die Verhandlungen gediehen, und dem Herrn Schaumschläger, der zum erstenmal in Westheim vor Gericht stand, war der Kamm mächtig geschwollen.

Der ganz verbußte Gläubiger kam gar nicht gegen ihn zu Wort und saß so hilflos da, als ob er wirklich ein solcher Mißetäter sei, der von seinem Schuldner zum zweitenmal Zahlung verlange.

Das machte den Barbier immer siegesicherer; zumal da er wohl vor dem kleinen, schweigsamen Richter keinen besonderen Respekt empfinden mochte. Er voltigierte nach vorn an den Richtertisch, schlug mit der geballten Faust darauf und schrie: „Un daß es so geweise is, darauf will ich e E i d c h e leiste, wann es sein muß, hier uff'm Disch!“ Dabei beugte er sich vornüber, schlug noch einmal und wiederholte triumphierend: „Hier uff'm Disch!“

Was sich dann ereignete, kam so schnell, daß niemand später feststellen konnte, wie es eigentlich geschah.

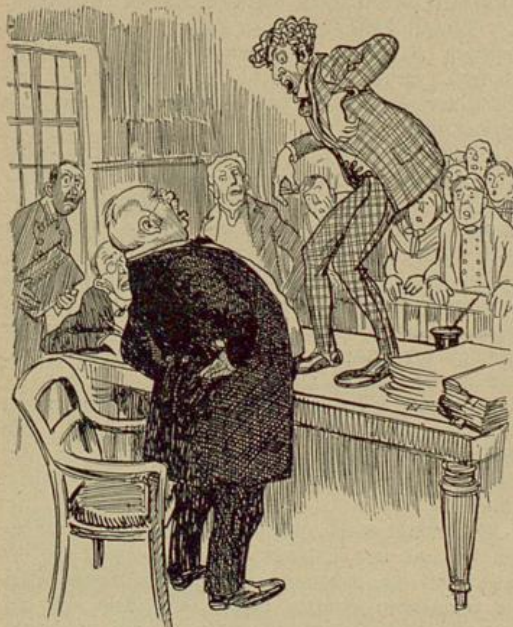
Der Herr Oberamtsrichter war aufgesprungen, langte über den Tisch hinüber, griff den windigen Kerl beim Kragen, und mit einem einzigen Ruck hatte er ihn auf den Tisch gehoben, rückte ihn noch ins Gleichgewicht, daß er auch stand, und schrie ihm mit einer furchtbaren Stimme zu: „Was unnerstehst du dich zu schwadroniere und zu spektatele! Du unnerstehst dich von em E i d c h e zu spreche, du Windbeutel! Auf'n Disch willst du steige und die drei Finger hoch hebe, und red'st von so'm Schwur, als wann's e Barbierbede wär! Da obe sollt' man dich stehe lasse und sollt' dir den Eid da obe abnehme zur Straf!“

Es war totenstill im Gerichtssaal. Niemand lachte, obgleich der Anblick komisch genug war. Denn der Mensch, der so plötzlich beim Wort genommen war, stand da oben, leichenblaß geworden, mit weit aufgerissenen, erschreckten Augen und mit schlotternden Knien. Ein furchtbarer Schrecken schien ihn erfasst zu haben. Er wagte nicht sich zu rühren und kroch doch in sich zusammen, und wurde immer kleiner und immer schlottriger.

Und nun setzte sich der Herr Oberamtsrichter wieder ganz gelassen in seinen Sessel, redete nichts und sah sich nur das Schauspiel da oben an.

Das dauerte vielleicht eine halbe Minute. Dann jagte der Herr Oberamtsrichter mit wahrhaft furchtbarem Ernst: „Wollen Sie das noch einmal wiederholen, was Sie eben sagten?“

Der Mensch auf dem Tisch begann zu winseln und zu stottern: „H . . . He . . . Herr, Herr D . . . Ober . . . amts . . . r . . . r . . . richt . . . er, I . . . l . . . asse . . . Se . . . m . . . m . . . mich . . . doch . . . um . . . G . . . Gottes . . . willen . . . h . . . h . . . her . . . unter!“ Und so käseweiß sah er aus und so jammervoll, daß es gar nicht zu beschreiben ist.



„Was unnerstehst du dich zu schwadroniere und zu spektatele!“

Noch eine halbe Minute mußte er da oben stehen, dann nickte der Oberamtsrichter.

Mühselig, schlotterbeinig, unsicher trabbelte der Redde von dem Tisch herab und stand als ein Jammerbild wieder auf dem festen Boden.

Und dann fragte der Oberamtsrichter noch einmal: „Wollen Sie das noch einmal sagen?“

Der Barbier mußte sich erst ein bißchen fassen. Er betastete sich rechts und links, ob seine Glieder noch ganz seien. Er zog das Taschentuch und strich sich mit zitternden Händen über Gesicht und Haar, und dann stammelte er eingeschüchtert, fassungslos und ganz klein und beschämt: „Ich . . . ich . . . weiß nit, . . . es . . . es kann auch anners . . . ich . . . kann . . . mich nit . . . so recht erinnere . . .“ Und mehr brachte er nicht heraus.

Das Ende dieser Prozeßgeschichte war für ihn sehr unrühmlich. Denn er wurde natürlich zur

Zahlung verurteilt und brauchte auch für den Spott nicht besonders zu sorgen, konnte sich auch in Westheim nicht mehr halten und verschwand nach ein paar Monaten ganz still und ohne Aufsehen auf Nimmerwiederkommen.

Der Herr Oberamtsrichter aber hatte seit jener Zeit seinen Spitznamen weg, den er mit Ehren trug. Die Kunde dieser Begebenheit verbreitete sich in der ganzen Gegend, natürlich mit allerhand schmückenden Beisätzen, so daß der Herr Oberamtsrichter nicht lange darnach im Gerücht stand, daß er mit einer Hand einen schweren Ochsen heben könne, und daß alle Kaufbolde der Gegend ihn mit großer Achtung betrachteten, als einen, der ihnen unter allen Umständen überlegen war und mit dem in Berührung zu kommen man sich gar nicht genug in acht nehmen konnte.

Wenn aber wieder einmal ein leichtfertiger Eid geschworen werden sollte, dann brauchte der kleine Herr bloß die Brauen zu runzeln und den Betreffenden nur ein bißchen eindringlich zu fragen, ob er das „Eidche“ leisten wolle, dann sah der sich schon im Geiste auf dem Richtertisch stehen, geschüttelt, daß er schlotterte und in allen seinen bösen Absichten erkannt.

Der alte Herr ist tot. Sechszundachtzig ist er geworden und hat bis zum letzten Augenblick seines Lebens buchstäblich noch mit Rat und Tat allen beigestanden, die ihn um Hilfe angingen. An einem schönen Sommertag nämlich, als er gerade bei seinen Bienen saß, mit denen er sich in seiner Ruhezeit liebevoll beschäftigte, kam eine ebenfalls uralte Bauersfrau aus Westheim zu ihm, die in ihren Nöten zu dem alten Herrn noch immer das meiste Vertrauen hatte. Und während er die gerade beriet, schien's ihm auf einmal, als wenn der Tag doch ein bißchen zu heiß gewesen wäre, und er meinte, ein gutes Glas Wein würde ihnen allen beiden gut tun. Und als seine, ebenfalls recht betagte Haushälterin die Flasche brachte, goß er ihr auch eins ein. Dann stießen die drei alten Leutchen miteinander an, und der Herr Oberamtsrichter sagte: „Prost! Und wenn wir noch so ein paar Jährchen da unten bleiben können, soll mir's auch recht sein. Die Welt ist doch schön und wird eigentlich jeden Tag schöner.“ Sprach's, setzte das Glas hin, fuhr sich einmal über die Stirn, tat einen Seufzer und hatte die Welt, die ihm bis zum letzten Augenblick so schön schien, verlassen.

Die Zeiten sind anders geworden, und man würde es einem Richter heute vielleicht übelnehmen, wenn er sich so einen Burschen langte, auf den Nichtertisch stellte und gehörig anranzte. Ob's aber besser ist heutzutage, das weiß ich nicht. Und ob der jetzige Richter von Westheim auch von sich sagen kann, daß in jedem Jahr seiner Amtsführung vielleicht nur ein falscher Eid geschworen wird, das möchte ich bezweifeln.

Ja, er war ein ganzer Mann, das „Eidche.“

Das Kind.

Von Hermine Schützinger.



über mit verschrumpten Schwielen und holperigen Knorren bedeckt, andere wiesen lange, äderige Risse auf. Die Zeit war mit ihren Fingern schürfend daran heruntergefahren. Die Zeit hatte die einst glatten, junggrünen Körper verkorpelt und verhärtet.

Jahr um Jahr brauste nun das Leben über sie hinweg. Hier und da knackte wohl einem der Arm ab; hier und da sackte das kostbare weiße Baumblut schwer am Stamm herunter; aber im Frühjahr zündeten sie immer wieder ihre wuchtigen suchsroten und gelbweißen Blütenkerzen an, um im Herbst voll freudiger Reife runde Stachelkapseln herabzuwerfen. Und jedes Jahr barsten glanzängige Früchte aus den fleischigen, fleckigen Hüllen. —

Die einsame Frauengestalt, die mit müdem, schlep-pendem Schritt den schmalen Feldweg dahergekommen war, war jetzt bei den ersten Bäumen angelangt. Weit hinter ihr verloren sich die braunen, klozigen Wegspuren in einem bläulich dampfenden Kartoffel-acker. Ihre Kräfte waren beinahe erschöpft, und die Füße hatte sie sich wundgelaufen. Um den Kopf trug sie ein dickes wollenes Tuch mit groben Franzen. Dies war so fest ins Gesicht hereingezogen, daß man kaum ihre Züge unterscheiden konnte.

Als sie sich etwas erholt hatte, blickte sie auf. Ganz oben, am Ende der Allee, hatten sich die Zweige zu einem kleinen, runden Ausblick gelichtet, und dort sah sie in der Entfernung einen Kirchturm und einige steiltragende Siebeldächer herauslugen. Da flog ihr ein blaßes Freudenzittern über das Gesicht, und die schmale weiße Hand fuhr unwill-kürlich behutsam, schmeichelnd an der rauhen Kinde herunter, als wäre die schorfige Nille etwas Weiches, Warmes, das man liebkoßen mußte.

Und dann starrte sie lange, unbeweglich hinüber und konnte sich nicht sattsehen an dem kleinen Bilde. Die Dächer erschienen ihr auf einmal wie mit Gold

urch die feuchte, herbsteleude Kastanienallee heulte der Westwind. Aber truhig, des rauhen Spieles nicht ungewohnt, standen die alten Baumgestalten. Einige waren über und

überflutet und sich zu lebendigen Zügen zu verwandeln. Da waren lachende, runde Dachlufen, Augen und verschmitzte Blinzelfenster und pfliffige Kaminmännlein mit viereckigen, kantigen Hüten und dünnen, schwarzen Hälften. Und im Vordergrund unter den Notruten der Weiden die behäbige runde Stadtmauer voller zerbröckelter Mörtelsprünge, aus denen die Mauerraute in hungrigen Büscheln hervorquoll.

Martha Henning nahm einen tiefen, schweren Atemzug. Das Städtlein hob sich von einem farblosen Hintergrund ab wie ein wundertätiges Heiligenbild, nach dem sie seit Jahren unbewußt gepilgert war. Ihr vergangenes Leben glich dagegen einem unabsehbaren grauen Schlammgefilbe. Kreuz und quer war es von ihren tiefen Fußstapfen durchzogen. Der Morast hatte sich an sie geheftet, — bleiern, in massigen Klumpen, sie immer wieder zu Boden drückend. Heute stand sie nun endlich am Rand und blickte vorwärts durch das Kastaniengeäst auf ihre Heimat hin.

Sie hielt krampfhaft den Kopf gewandt, — nur nicht umsehen! Der Gedanke preßte sich ihr knirschend ein und packte sie mit kralligen Fingern. Aber sie wurde ihn nicht los, und von Zeit zu Zeit jagten ihre Gedanken, wie von unsichtbarer Macht getrieben, denselben Weg zurück. Da verlor sich dann das Schlammfeld bis in die Unendlichkeit. Es schmolz sogar in den Himmel hinein — eine Fußstapfenkette an der anderen, — und keine führte heraus. Ein wirres, wüstes Bild!

Und doch sollte das nun anders werden, wenn sie nur einmal das Kind in Händen hielt. Sie flüsterte unwillkürlich seinen Namen vor sich hin mit der vibrierenden Mutterliebe in den Vokalen: „Nieta!“

Sie würde alles wieder gutmachen, — ihre Ehrlosigkeit und ihre Schande. Der Gedanke löste ihr neue Kraft ein, und nachdenklich schritt sie jetzt durch die raschelnden Blätter dahin. Sie kam sich auf einmal so frei und leicht vor wie eine flatternde Schwalbe am weißen Wolfenrand. Die klare, scharfe Herbstluft, die über den rechteckigen Feldstücken und Wiesen lag und sie bis weit in den Horizont hinein in allen braungrünen und rotgelben Schatten hervorleuchten ließ, war ihr noch nie so rein erschienen. Oft blieb sie stehen und schaute verwundert ins Feld hinaus, wo eine Birke die gelbseidenen Fäden schüttelte und wo im Hintergrund der Buchenwald lodernde, feuerbraune Flammen schlug. —

Wie alt mochte ihr Kind sein? Sie rechnete nach. Vor vier Jahren trug sie es nachts in die Wohnung der alten Torwächterin, der Witwe Krahnert. Damals war es ein winziges Ding mit roßigen Strampel-füßchen und kleinen Zalten an den zerbrechlichen Fingern. Es hatte gewimmert und das Gesicht verzogen, als sie es, in ein paar elende Lumpen gehüllt, in die Pfaffenhofer Torstube trug.

Jetzt würde es lachen können und blitzende Zäh-nlein haben und rote Apfelpfingern und viele blond-seidene Ringellocken, mit denen die Sonne spielt.

Es würde auch Mutter stammeln und sich auf ihren Schoß setzen und die weichen Kinderarme um ihren Hals schlingen können. O wie viel hatte sie schon verjäumt! Das erste Fallen, das schüchterne Knospen und Keimen der zarten Kindesseele, — das unbewußte Formen und Gestalten der Züge, das Walten der verborgenen Phantasiekräfte und die tausenderlei Fragen des plappernden Mündchens. Martha sehnte sich wie eine Verschmachtende nach den Liebkosungen ihres Kindes. Wie an Gewittertagen die Sonne plötzlich hinter den Wolken auf einen entlegenen Landstrich fällt und ihn in gleichender Helle aus seiner Umgebung heraushebt, so fielen Martha plötzlich die alten Kindermärchen ein.

Sie wollte sie alle wieder fassen, die duftigen Gebilde, und ihrem Kinde reichen. Das Märchen von der Tauprinzessin, die im Walde wohnt und aus einer wunderbaren silbernen Siebkanne die Taupfropfen auf die Wiese sprengt, — und das von den Badsnirren mit den Libellenflügeln, die auf den Binsenwedeln schaukeln, und das vom Wohnweiblein mit dem rotseidenen Flattermäntelchen und dem buschigen, grünstaubigen Schwarzkopf.

Sie wollte auch Niekies kleine Finger ineinanderlegen und sie alte, längst vergessene Gebete lehren; ihr vom Jesusknaben erzählen, der im weißen Kleid am Marktbrunnen sitzt und die spielenden Kinder zu sich ruft und sie, wenn sie lachend gesprungen kommen, herzt und küßt, — oder von den blanken Lilien auf dem Felde, von dem Lämmlein, das der gute Hirte aus dem Dornengestrüpp holte.

Martha wollte ihr Kind in einer reinen, guten Welt erziehen. Ihre eigene Vergangenheit durfte mit keinem Schatten in dies junge Leben hineinragen. Sie wollte es, wenn nötig, aus seiner jetzigen Umgebung herausreißen und ganz für sich auf irgend-einem entfernten Fleck der Erde heranwachsen lassen. —

Unterdessen war sie auf einen freien, kurzgeschorenen Platz gelangt, wo im Sommer die Schafe weideten. Jetzt tummelte sich eine Schar Kinder darauf. Ein paar jüngere Sprößlinge, die noch nicht laufen konnten, saßen zusammengespercht in einem schiefen Korbwägelin, in rotkarierte Kissen gebettet. Ein kleiner schelmünger Bub hatte den dicken Finger im Mund stecken, während die andere Hand einen zerbrochenen Gaul fest umklammert hielt.

Als die andern mit der großen Kette fertig waren, legten sie die den Kleinen auf den Schoß, und die krächzten laut vor Vergnügen und bissen in die harten Früchte, so daß kleine, spitzige Zahnspuren zurückblieben.

Martha stand etwas abseits und sah dem reizenden Spiele zu. Neugierig musterte sie die geröteten Wangen der Mädchen. Ob ihres auch dabei war? Diese Frage schlug ihr bang bis an den Hals hinauf; aber die Kinder achteten ihrer kaum.

Sie hatten jetzt einen großen Kreis gebildet und tanzten und sangen aus voller Kehle: „Ringel, Ringel, Reitha!“ Viele von den Buben hatten gestülpte Hosen an oder auch Löcher am Ellenbogen.

Sie zerrten aus Leibeskraften an den roten Händen der Mädchen und stampften mit den Beinen und überkugelten sich oft vor Freude. Martha hätte gerne nach der kleinen Nieke Henning gefragt, — aber ein instinktives Gefühl hielt sie davor zurück.

Als sie sich der Stadt näherte, war die Dämmerung hereingebrochen und aus den Fenstern schimmerten mit etwas blöden, halbgeschlossenen Augen rotgelbe Erddlampen. Martha griff nach dem wollenen Tuch und zog es so weit in die Stirn, daß die Franzen bis über den Augenlidern baumelten. Das Gefühl, man möchte sie erkennen, war plötzlich über sie gekommen, und es war ihr dabei, als führe etwas Rauhes, Reissiges über ihre drängende Freude.

Unter den überhängenden, wuchtigen Giebelböckern lagerten blaue Zwielfichtränder. Martha sah sich mit ängstlich spähernder Neugier um. Kein Stein war verändert. Die Häuser am Marktplatz trugen noch denselben zufrieden lächelnden und doch ein wenig unnahbaren Zug, so als ob sie sagen wollten: „Siehst du, wir sind solid; wir sind uns gleichgeblieben. Der Baumeister hat uns aus festen Quadern zusammengefügt, — das ist etwas Haltbares, meine Liebe!“ Und dabei schoben sie den Unterbau des französischen Giebels vor wie eine trockige, dicke Lippe.

Da waren auch noch dieselben blitzblanken, kleinen Scheiben, vor denen sich im Sommer Fuchsen und Geranten in gelbröthlicher Pracht zusammendrängten, — dann die mit Sand gescheuerten gelb marmorierten Stufen aus Solnhoser Platten und die blanken Messingknöpfe an den dunkelholzigen Haustüren. Nur die grünen Holzbänke und die Oleanderkübel fehlten.

In der Mitte gurgelte und plätscherte der Marktbrunnen sein altes leise sprudelndes Geschwätz. Früher standen sie oft als Kinder auf der Steintreppe und hoben die lange, rostige Drehröhre dem glockenden Delfin ins grün-schlammige Maul, wenn die Mägde kamen, um Wasser zu holen und die Armel über die starken, roten Muskelarme gestülpt hatten.

Im Hintergrunde stieg die Silhouette des Kirchturmes auf. In der Galerie unterm Dach nisteten im Sommer viele Schwalben. Die zappelten mit den gegabelten Fräcklein und drückten ihre leuchtenden Brüstlein gegen das steingraue Geländer.

In der Ecke hinten steht auch noch Marthas Geburtshaus: die Seilerei und der Kramladen. Die Erinnerungen kommen wie rauschende Vogelschwärme über sie geslogen und verdunkeln ihr auf einige Augenblicke alle Gedanken.

Hier ist noch die Kellertreppe, die geheimnisvolle, mit den tief ausgetretenen, unebenen Stufen und dem dicken, verbogenen Eisengitter. Im Sommer hingen die knotigen Holzpantoffeln, von harten, roten Leberstreifen überspannt, daran und die Sensen und Holzrechen und die weißgeflochlenen Spankörbe. Da draußen handelte der Vater mit den Bäuerinnen, wenn sie Sonntags zur Kirche in die Stadt kamen. Sie hatten dicke, wollene Röcke auf den wuchtigen Hüften sitzen, aber die Brust und der Rücken waren



wie in glatte Bretter gezwängt. Die braunen Haare trugen sie mit Schweinefchmalz eingefettet und mit einem enganliegenden schwarzen Tuch bedeckt, dessen Zipfel auf die Schulter fielen.

Wenn sie nach langem lauten Reden handels-einig waren, bot ihnen der alte Henning ein kleines, sehr dickes Gläschen selbstgemachten Heidelbeergeistes an, bis sie sich in ihrem halb wiegenden, halb watschelnden Gang davontrollten. Da war noch der ganze große Laden, der sich bis tief hinter in dunkle Kammern über splittrige Bretter zog, und wo es so herrlich nach Hanf und Seilen und Körben roch, — und dahinter der Hof, um den rings galerieartig eine Holzaltane gebaut war. Die alte Trine hatte sie einmal in freien Stunden mit alten Tapetenresten und Journalbildern beklebt, und so erhielt der schmuckige, düstere Hof ein ganz romantisches Gepräge.

Aber erst droben im ersten Stock bei der alten Großmutter war ein ganzes Paradies für sie aufgestapelt, — ein großer Glaschrant voller goldener Tassen mit blauvoten, gedrehten Rosen darauf, — auch ein plumpeß, weißes Tintenzug und Silberbukette und kleine lila Chenilleblumen und samtene Seifenäpfel, und Kannen, mit schwarzen Häusern und Tannen bemalt.

Die gute Großmutter mit den lieben, runzligen Zügen, denen allmählich ein kindliches Lächeln aufgedrückt wurde, man fand sie eines Morgens tot im Bette. Dann zog man der kleinen Martha schwarze Kleider an, und sie durfte mit einer großen, gelben Zitrone, auf der mit glänzenden, schwarzen Stednadelköpfen der Name „Regina“ stand, dem Leichenzug vorausgehen. —

Wie ein Dieb schlich Martha jetzt ums Haus. Sie fühlte unbestimmt, wie ihre Augen brannten und schwellen und sich leise feuchteten. Jetzt stand sie im Seisergäßchen hinter der Stadtmauer, — rechts und links dicke Hagebuttenhecken mit wiegenden Ranken. Einige rotbraune Zackenblätter hingen müde und ausgefogen zwischen den Dornen. Unten in der Gasse stand das große, hölzerne Rad, und in dem langen, engen Gang war der Vater wohl hundertmal in brütendem, fast gepreßtem Schweigen auf und ab gegangen. Das war so seine Art. Er hatte eine scharf hervortretende Hakennase, die aus einer roten Vertiefung zwischen den Augen kantig und knorpelig hervorsprang. Seine Augen waren klein, fast stechend, und über dem linken hing beständig eine schräge Muskelkatte herunter. Das verlieh ihm etwas Grübelndes, und wenn er mit den Leuten sprach, schien dieses Auge ganz andere Dinge zu sehen. Die ungewöhnlich hohe Stirn war querüber von langen Runzelwellen durchsurcht. Mit den rauhhäutigen, gelben Knochenhänden hielt er die blaue, grobe Arbeiter-schürze zusammen. Ein Bündel gelbgraues, saferiges Berg quoll daraus. Das zupfte er in Büschel, und mit einer eckigen Armbewegung drehte er es zwiwbelnd in das Seil hinein. Allmählich glättete sich das hanfene Gewebe zu einem dünnen, gedrehten Teil, und dann wurde ein festes, rundes Seil daraus.

Martha sah gerne zu und lag meistens unter dem alten Amarellenbaum neben den Schlehbüschen. Sie träumte in den Himmel hinein und hatte dabei das grünweiße Doldengeäst des Kälbertropfes wie einen Schirm über sich gebogen.

Die Trine, welche seit der Mutter frühem Tode den Haushalt führte, schalt oft darüber, und im Herbst drang sie Martha einmal einen Topf zum Hagebutten-sammeln auf. Da fuhr sie dann mit den feingegliederten Händen in die rauhen Dornen, um die zinnoberroten Früchte zu brechen. Und am Abend, als sie im Bett lag und die zerschundenen und verbundenen Hände auf der Decke vor sich sah, hatte sie vor Zorn geschluchzt und die Leinwand heruntergerissen, bis das Blut sickernd an den rosa-glänzenden Nägeln heruntergeronnen war. Seit der Zeit war der alten Trine nie mehr so etwas eingefallen.

Einmal hatte der alte Henning einen ganz jungen, fetten, rotblonden Gesellen. Der arbeitete auch jeden Morgen im Seisergang, und wenn der Meister mit seinem monotonen Schritt zur Hütte hinaufging, blickte er unverwandt nach Martha, wie sie sich ins Gras geworfen hatte und die Arme verschränkt unter dem Kopfe hielt. Sie war damals achtzehn Jahre alt und hatte sich frei und voll entwickelt. Aber in ihren Augen lag etwas Merkwürdiges, Glanzvolles, Lockendes, und das dunkle Haar fiel wirr und gekräuselt auf die weiße Stirn. Sie sah des Burschen Augen auf sich ruhen, und nachdem sie ihn eine Weile grüblerisch angeblinzelt hatte, lächelte sie ihm lech entgegen und zeigte dabei ihre blanken, weißen Zähne.

Der rote Frieder drehte das ächzende Holzrad, und seine sehnige, kraftvolle Gestalt schwang sich im Rhythmus mit. Er hatte etwas Katzenartiges, Schmiegameß an sich, und Martha konnte ihr Auge nicht von seinen Armen bringen. Da er direkt von der Schulbank kam und das Arbeiten in der freien Luft noch nicht gewöhnt war, so waren seine Arme fest und weiß geblieben und ganz mit einem Flaum goldroter Härchen bedeckt.

Martha fühlte ein lebhaftes Verlangen, diesen Arm zu kneten oder zu küssen oder hineinzubeißen. Ein wahres Raubtiergelüste kam sie an. Es mußte so etwas Eigenes, Glattes und doch Widerstandsfähiges sein, und die roten Härchen mußten so seltsam kibelu. Einmal hatte sich im Seil etwas verknotet, und der alte Henning beugte sich tief hinab, um besser sehen zu können. Da brach der rote Frieder stink einen Zweig Heckenrosen und warf ihn dem Mädchen ins Gesicht.

Am selben Abend hatte Martha in der Hütte etwas zu holen. Als sie den Gang entlanggehen wollte, sah sie eine schwarze Gestalt leise aus den Schlehbüschen kommen. Ein heißer Atem wehte ihr ins Gesicht — sie fühlte den Druck von zwei stählernen, weißen Armen, — sie glaubte seidene Härchen im Mondlicht flimmern zu sehen und — sie wehrte sich nicht.

Seit der Zeit schlich sie sich alle Abende zu den Schlehbüschen am Seilerweg. Die Heckenrosen standen damals in voller Blüte. Sie lagen wie leichte Flocken auf den Ranken und leuchteten in die Nacht gleich feinen Elfen Gesichtern. Dann fielen sie lautlos in vielen geschweiften, duftigen Blättern zu Boden und ließen allein die gelben Staubfäden zurück. Und als aus den grünen Fruchtknoten die Hagebutten entstanden waren und die Amseln die letzten Reste unter dem Schnee herauspikten, da trug Martha eines Abends ein verstecktes Bündel, aus dem ein weinerliches Klagen drang, auf die Stube der alten Torwärterin Krahnert und ging mit dem roten Frieder auf und davon.



Da brach der rote Frieder einen Zweig Heckenrosen und warf ihn dem Mädchen ins Gesicht.

Nun begann ein wildes, jagendes Leben. Martha ließ den roten Frieder bald fahren und warf sich einem andern in den Arm. Sie hing mit geschlossenen Augen und durstig saugenden Lippen am Becher des Genießens. Heimat und Tugend trat sie mit Füßen. Eine kalte, gleichgültige Strupellosigkeit sondergleichen hatte sich ihrer bemächtigt. In schier fieberhaftem, taumelndem Wahn kreuzte nur der eine Gedanke ihr pochend durch den Kopf: „Alles bis auf die Reige auskosten!“

So rauschte sie vier Jahre dahin, während im Heimatsstädtchen der alte Henning zum letzten Male die Lider über die stehenden, kleinen Augen senkte und die Muskelsalte noch weiter herunterzog. Und dann zeichnete der Tüncher Kipfmüller in kraufen Krabesken den Namen eines entfernten Verwandten auf das Blechchild über dem Laden.

Doch eines Tages wurde Martha ins Spital gebracht. Ein schweres Leiden warf sie darnieder. Sie lag monatelang in dem weißen Bett an der kahlen, blaugrün getünchten Mauer und horchte darauf, wie das Blut hinter ihren Schläfen tickte. Und in diesen stillen Stunden, wenn die Schatten der Vorübergehenden an der Decke wie Geipenster auf und ab huschten, rang sie sich heraus, die Sehnsucht nach dem zurückgelassenen Kinde, — zuerst schüchtern pochend wie ein versteckter Frühlingskeim, dann immer mehr Wurzel fassend, und schließlich hüllte sie Marthas ganzes Wesen ein wie mit lodernnden Flammen. Ihre Vergangenheit war mit einem Male wie weggewischt aus ihren Gedanken, und nur das Kind, ihr eigenes Kind lebte darin.

Da war sie denn eines Morgens, kaum genesen, vor der erschrockenen Krankenschwester gestanden. Ihre großen, goldbraunen Augen brannten so rätselhaft in den blaumuschatteten Höhlen, daß niemand Widerstand leistete. —

Mittlerweile hat Martha, in Gedanken versunken, ganz instinktiv den Weg zum Pfaffenhofer Tor eingeschlagen. Sie geht mit gefenktem Kopf und kämpft fast gierig gegen den anstürmenden Wind, so, als ob sie ihr letztes Restchen Kraft gerne aufgerieben wüßte. In dem Gewinkel am Seißengraben wohnt lauter armes Gesindel, und das hat sich frierend in jeine windschiefen Hütten zurückgezogen. Kein Mensch starrt ihr nach, wie sie sich an der ziegelbedeckten Mauer weitertastet. Zuweilen klappert eine fauchende Katze über die lockeren Ziegel, und dann teilt sich das Gebüsch, so daß Martha in den gähnenden, schwarzen Stadtgraben hinunterblicken kann. Jede Minute des suchenden Zuschreitens vergrößert Marthas Sehnsuchtsqual.

Da endlich ein trübes, winziges Licht hoch oben hinter einem fadenscheinigen, geblähten Blumenvorhang. Marthas Augen hängen wie hypnotisiert daran. Eine überwältigende Flut von Gedanken freist in ihr, und in jedem pocht der Name des Kindes. Es ist ihr, als wenn Regentropfen auf ein Blechdach trommelten, als wenn jeder schwere Tropfen ausspritzte und doppelt gespalten zurückfiel.

Dort oben ist die Pfaffenhofer Torstube.

Schwarz und kloßig formt es sich heraus, das alte, mächtige Tor mit seinen beiden diebauchigen Flankentürmen. Im Innern hat sich ein finsternes Winkelwerk zusammengeschoben aus queren, morschen Dachbalken und knarrenden Stiegen voller Astlöcher und ächzender Bretter und einem gedeckten Gang. Durch eine Öffnung im Dach blinkt ein Stück Himmel und in der schwachen Mondhelle sieht Martha gerade genug, um sich die düstere Stiege hinaufzuschleppen. Eine fliegende Hitze schießt ihr durch den Kopf. Sie fühlt, wie alles Blut in kochenden Wellen zum Herzen braust und plötzlich ebbend zurückfällt. . . .

Nur noch wenige Schritte trennen sie von der Türe der alten Krahnert. Sie hat die Hände wie hilfesuchend ausgestreckt und tastet damit ins Dunkle hinein. Jetzt hält sie die Türklinke in der Hand. Nun würde ihr vielleicht etwas Lebendiges, Warmes

entgegengesprungen kommen, — die Kiefe, das Kind! Ein Druck — die Tür gibt nach. —

Sie kann zuerst nichts erblicken, — alle Gegenstände schwimmen ihr vor den Augen wie ein graugestreifter rasender Kreisel.

„Herr Jesu Christ! Die Marthe!“

Die Worte klingen gedämpft an ihr Ohr, wie das unbestimmte, formlose Säusen an einer Muschelöffnung.

Dann hebt sie mühsam den Kopf und läßt ihn wieder fallen. Eine kalte, knöcherne Hand nestelt an ihrem Hals und nimmt das Tuch herunter. Ein paar alte Füße humpeln hin und her in eifriger Geschäftigkeit.

Sie redet nicht viel, die Mutter Krahnert. Die Petroleumlampe in der erhobenen, zitternden Hand steht sie vor Marthe. Das gelbe Licht flüchtet sich auf die faltigen Züge und weist in den Augenhöhlen und an der Nase rötliche Reflexe auf. Dann deckt sie die sanft klingende Milchglocke über das Messinggestäng und langt mit den beiden spinnenartigen Armen nach Marthe, um sie auf das grüne, mit weißen, pilzartigen Ziernägeln besteckte Kipssofa zu führen. Marthe läßt alles willenlos geschehen. Ihre Erregung ist einer schlaffen Lähmung gewichen, als ihr das Erwartete, Lebendig-Junge nicht entgegengeprungen ist. Sie lehnt sich in die Kissen zurück und versucht nachzudenken, aber jeder Gedanke tut ihr weh. Ein starker Druck lastet schwer auf ihrem Kopf. Die Anstrengungen des Tages, die kurz überstandene Krankheit überwältigten sie doch noch. Sie versucht zu sprechen, irgendeine Erklärung zu geben, — die Zunge klebt ihr am Gaumen. Sie starrt mechanisch auf das huckelige, alte Weiblein, das jetzt eine grobe Schürze umgebunden hat und einen ruhigen Emailtopf über eine Spiritusflamme hält.

Was hatte sie eigentlich hier wollen? Begriffe steigen in ihr auf, nehmen Formen an und verschwinden wieder. Seilergasse — roter Fieber — Krankenhaus — Pfaffenhofer Thor — das Kind — Kiefe, das Kind. Wie hatte sie das auf einen Augenblick vergessen können!

Sie fährt auf und blickt wirr um sich. Die alte Frau steht noch immer unbeweglich am Kocher, — ein singendes, kurzes Wallen — ein paar säuselnde Dampfwolken — ein scharfer, äkender Spiritusgeruch im Zimmer. — Jetzt wendet die Krahnertin den Kopf. Ihr Profil mit den unten verdickten Nase und der Warze darauf sticht in schwarzen Linien von dem bläulichen Hintergrund ab. Das eigentümliche leidenschaftslose Spiritusblau liegt dunstig über den gelben Händen mit den drei, bei jeder Bewegung hervortretenden Nollenrippen und der getupften, faltenlosen Baumwollschürze. An den verräucherten Tapeten leckt es und um den schwarzen Emailkessel brüdet es zügelnd.

Die Krahnert hat Marthas suchende Augen und ihre Anstrengungen, zu reden, gesehen. Sie legt den vor Sicht gekrümmten Zeigefinger an die dünnen Lippen.

„Pst! Kindchen! Nicht reden! Erst ausschlafen, Marthe!“ Ein ängstlicher, sorgenvoller Zug gleitet dabei über die Gestalt der Jungen. Und dann kleidet sie Marthe aus wie eine zerbrechliche Puppe und hängt die Kleider an den Ofen, und stößt ihr Tee ein und wickelt sie in eine haarige Kopfdecke.

Marthe liegt immer noch in ihrer halb ohnmächtigen Betäubung und schließt bald die Augen zu einem bleischweren Schlummer.

Da — mitten in der Nacht — ist ihr, als packte sie eine geheime Macht an den Schultern und als würde sie in weitem Bogen einen Abhang hinuntergeschleudert. Ein atemberaubender Ruck fährt ihr durch die Glieder. Sie ist gefallen, — tief hinuntergefallen.

Erstaunt schlägt sie die Augen auf. Wo ist sie? Die Stube mit den ärmlichen Möbelstücken liegt in einer halbwachen Dunkelheit. Nur aus der geöffneten Türe zur Nebenkammer dringt Lichtschein. Er bildet ein breites, gelbes Viereck an der Decke. Marthe schält mühsam ihren Oberkörper aus der rauhen, gestreiften Pferdebedeckung und horcht. Eine alte Weckeruhr schwingt den messingenen Pendel in die tickende Einsamkeit. In das Geräusch mischt sich Marthas jagendes Blutpochen. Da — was war das? Ein klägliches, dünnes Wimmern?

Nein, die hüftelnde Stimme der Mutter Krahnert — zitternd — ein wenig überschnappend und von einem pfeifenden Keuchen unterbrochen.

„Eia popeia! Sei ruhig, mein Herzchen! Hast ja heute dein Mütterlein bekommen, — die wird dich besser pflegen als die Mutter Krahnertin. Weißt, ihre Knochen sind alt und hart, — und das Bett ist warm, — und der Wind fährt durch die Dachlücke, — da friert sie's, daß sie eine ganze Gänsehaut bekommt. Ist das nicht komisch, Kiefe? Lauter winzige, kleine Knöllchen am Arm und an den Beinen raus; ja — vier Jahre hat sie's tun können, — aber jetzt geht's nicht mehr, — das Stehen drunten am Pflaster macht sie müde, und die Kostnechte sind grob, — nein — ich bin wirklich bald am Ende —“

Ein schleimiger Hustenanfall unterbricht das fast geflüsterte Selbstgespräch, und das Wimmern, das monotone, krampfhaft ausgestoßene Wimmern setzt wieder ein.

Marthe überwinnt es eisigkalt, — mit einer überstürzten Bewegung schleudert sie die Decke weg und gleitet zähnelappend mit bloßen Füßen zur Türe hin.

Das Bild, das sich hier bietet, bedeutet für sie ein Wanken ihrer exträumten und verhättschelten Welt. Mit weitgeöffneten Augen sieht sie dieses Fugenbersten, dieses in sich Zusammenfallen und das elementare Schicksalswüten.

Dort an der vergitterten, morschen Kinderbettstatt lehnt die Krahnertin im kurzen, gestickten Nachthemd. Die wirren, grauen Haarstränge fallen ihr über die Ohren, und die dünnen, blauschwarzen Beine schauen unter dem roten Wollstoff hervor. In ihren Armen jedoch da liegt ein Etwas, — ein schlaffes Bündel

mit fallenden Armen und Beinchen, — ein hilfloser, magerer Kinderkörper mit einem großen, rufenbedeckten Wasserkopf. Das Wesen hat die Lippen weit zum Schreien geöffnet und die schmale Brust hebt und senkt sich schnappend, aber nur schwache, gebrochene Töne quellen heraus.

Die Krahnertin ist aufgestanden und hat das elende Wesen wieder sorgfältig ins Bett gelegt. Jetzt humpelt sie mit ausgestreckten Händen auf Martha zu. Auf ihren Zügen liegt dasselbe grenzenlose Mitleid, wie vor ein paar Stunden, als sie Martha mit der Lampe ins Gesicht leuchtete.

Aber Martha ist's, als packte sie etwas würgend an der Kehle, und zugleich steigt ein unüberwindbarer Ekel in ihr auf, — ein Ekel, der sie bis ins Innerste erschauern macht: ihr graut vor ihrem eigenen Kinde.

Und dann kommt langsam die große Verzweiflung getrocknet. —

Das Kerzenlicht leckt an dem qualmenden Docht und der Messingpendel schwingt sich tick-tack und aus dem Gitterbettsättchen kommen nun unregelmäßige Atemzüge.

Das alte Weiblein im gestickten Nachthemd und mit den fröstelnden, gänsehäubigen Armen steht am Bett und blickt traurig vor sich hin. Unter den geröteten Augenlidern schiebt sich dann und wann eine Träne auf die wellen Hängebacken und der Handrücken wischt oft ungeschickt darüber.

Vor ihr liegt ein unglückseliges, junges Weib. Das stößt Lästerworte aus und bäumt sich empor in seltscher Dual. Und dann kommt es auf sie zu mit Augen, in denen ein irres Licht tanzt, und schüttelt sie an den Schultern und klagt sie an in fürchtbaren Worten. Das Weiblein zittert am ganzen Körper. Es schaut der Jungen durchdringend in die Flackeraugen, und da sieht es viel, viel mehr, als ein anderes je vermocht hätte.

Da brennt die Angst vor dem Bewußtsein der eigenen Schuld. Und diese Angst lodert und greift täppisch zum alten Mittel: sie wirft die Schuld auf andere und verkehrt die Worte im eigenen Mund.

Da flimmert auch die gekränkte Selbstsucht, die Hoffnung auf ein prunkhaftes, äußerliches Aussehen der Schande. Das Kind wollte sie erziehen, — ja — aber zu einem Schaustück für die Leute. Man sollte darauf deuten und sagen: „Seht, dies tugendhafte Kind!“ Und der Glanz würde auf die Mutter überstrahlen und sie wieder zu Ansehen bringen. Und die Mutterliebe würde gepußt und groß daherschreiten und sich bewundern lassen und nicht im Verborgenen wachsen und blühen.

Aber das alles ist dahin und die bittere Hefe der Verzweiflung, das letzte Hilfsmittel, bleibt.

Das sieht und hört das unscheinbare, verhäkelte Weiblein heraus. Es bleibt ruhig stehen und wartet und wartet, bis der Sturm endlich in einem leisen Weinen ausklingt.

Dann streicht sie Martha übers Haar.

„Kind, Kind! Ich will dir nichts nachtragen.

Du bist selbst gestraft genug.“ Voll überquellendem Mitleid schlingt sie die knöchernen Arme um den pulstierenden, warmen Jugendkörper, legt den Mund an Marthas Ohr und flüstert viel mit vor Müdigkeit zinkernden Augen.

„Schau, Marthe, zuerst ist das Kindlein so gut geziehen, und ich hab' ihm Süpplein gekocht aus Hafermehl und es in mein bestes, mildes Leinenzeug gewickelt. Hab' mir's ja denken können, daß du's nicht hättest brauchen können in dem kalten Winter. Es wär' dir auf dem Weg in den Händen erfroren. Aber bei mir ist's ruhig im Bett beim Ofen gelegen und hat so verwundert getan mit den Augen. Gelacht hat's auch, magst mir's glauben! Wahrhaftig, wie ein kleiner Engel, oder wie das Christuskind in der Kirche, wenn es die Maria auf dem Schoß sitzen hat. — Aber dann sind auf einmal die Fraisen gekommen, und es hat Tag und Nacht geschrien, bis es feuerrot im Gesicht worden ist. Tagelang bin ich nicht ins Bett gekommen und hab' das arme Würmlein auf dem Arm gehalten und an der Brust gehorcht, wie viel Lebensgeist noch drinnen sein könnt'. Und wie ich dann einmal bloß ein schwaches, winziges Pochen gehört hab', hab' ich zum Herrgott gebetet, er möcht' ein Erbarmen haben. Da hat's ausgehakt und das Nieklein hat blaue Flecken im Gesicht bekommen und nach Luft geschnappt. Und ich hab's wieder bereut und es wieder herübergebettet und es an mir warm gemacht, bis der Anfall vorüber war. — Ich glaub' aber, der Tod war schon am Fenster; ich hab' mich bloß so gefürchtet wegen der Sünd'.“ Die Krahnertin blickte Martha offen ins Gesicht, als wollte sie ihr ein reumütiges Geständnis machen, aber um ihre Mundwinkel zuckte ein herber Zug. „So ist er denn langsam weitergegangen; aber ich mein' recht ungern. Er hätt' 's Kindlein gewiß genommen, wenn ich's in der schwachen Stund' nicht so fest gehalten hätt'. Und besser ist's auch nicht geworden. Am Anfang hab' ich wohl gemeint, ich müßt's erzwingen und hab' ihm vorgezungen mit meiner alten Krächzerstimme' und bin mit dem Klapperschlotter und dem Ball ums Bett herumgesprungen, bis ich hab' nimmer schnaufen gekonnt. Manchmal hab' ich ihm auch Geschichten erzählt — von der wilden Gret, die die Wolkengeißlein auf die Himmelswiese treibt. Aber alleweil hat es in ein Loch gestiert und bloß ein wenig mit den Händen gezappelt. Wenn es Hunger hat und die Krämpfe kommen, schreit es; aber es ist kein helles Kinderstimmlin, bloß ein wüstes, lautes Schreien, das mir in der Seele weh tut.“

Da wird Martha ganz still. Sie lauscht den rührenden, schlichten Worten des heldenhaften Weibleins. Und je mehr sie spricht, desto mehr scheint eine seltsame, fast phosphorische Leuchtkraft von ihr auszugehen. Sie richtet sich unwillkürlich auf; sie spricht von der wahren, tiefen Mutterliebe, die auch das geistig unentwickelte Kind an die Brust drückt, und von einem ausgefüllten, reichen Leben, dem Gefühl der innerlichen Stärke und der schaffenden

Tatkraft. Das junge Weib hängt dürstend an den welken, matten Lippen, und eine weite Aussicht scheint sich ihr zu öffnen. Das geht in weite Horizonte über, hinter denen eine Luft liegt, klarer und reiner als der kräftige Herbstesatem; ihre Brust weitet sich, — ihre Augen sehen eine niegekante, warme Flammenjonne über den Hügeln stehen.

Leise steht sie auf — das belebende, hohe Gefühl in der Brust, und fast schüchtern, reumütig bittend kniet sie am Bettchen nieder und nimmt die zuckenden



Leise steht sie auf und fährt behutsam über die blaugeäderte Stirn des Kindes.

Händchen in die ihren und fährt behutsam über die blaugeäderte Stirn. — Es ist ja ihr neugewonnenes Kind.

Die alte Krahnertin ist ermattet in die groben Kissen zurückgefunken. Ein seliges Lächeln schwebt um ihren Mund.

„Du bleibst bei uns, Martha, und pflegst mich und das Kleine. Wir können's brauchen — und — nicht wahr — du fürchtest dich nicht vor den Leuten?“ flüstert sie und schließt befriedigt die geröteten Augen.

„Ja — ich bleibe bei euch — und tue meine Pflicht!“

Marthas Stimme klingt fest und freudig. Sie zieht der müden Frau das Deckbett herauf und schlägt den Blumenvorhang zurück. —

Draußen kommt das Morgenrot über das Feld geschlichen und fängt die taumelnden Blätter der Alleeabäume auf. Ein schwerbeladener Fässerwagen ächzt und knarrt auf der breiten Straße daher.

„Hallo! Mutter Krahnertin!“ ruft der Fuhrmann und knallt mit der Peitsche.

Er schaut verwundert auf, als ihm ein blasses, übernächtiges Gesicht entgegenblickt. Martha Henning steht am Torbogen und hält demütig die Hand hin.

„Mutter Krahnert schläft noch. Gebt mir einsteilen den Pflasterzoll.“

Der härtige Fuhrmann im Leinentittel schüttelt den Kopf und zieht die Zügel straff an. Schwerfällig humpeln die eisenbeschlagenen Räder über das Pflaster in den Sprühdunst hinein, und auf Marthas Gesicht spiegelt sich der Widerschein der kommenden Sonne.

### Warum der Herr Bäuchle beim Adlerwirt keine Aale mehr essen will.

Von Franz Mohr.

Der Herr Hieronymus Bäuchle hatte so etwa dreißig Jahre lang für die pfälzische Eisenbahn Fahrkarten verkauft und sehnte sich nach beschaulicher Ruhe. Also ließ er sich pensionieren, jagte dem Bahnhof in Kohlhäusen Valet und zog auf das benachbarte Gut seines Schwiegervaters, allwo er an der Seite seiner runden Bawett lebte wie Gott in Frankreich. Da er von seinem Dienste her an Pünktlichkeit gewöhnt war, so regelte er sein Tagewerk also: Morgenschlaf bis zehn Uhr, alsdann Frühstück, Revision der Hühnerneester, ein Schöpple Wein, Mittagessen, Schlaf bis drei Uhr, dann Angeln in der vorbeischießenden Blied und hierauf Abendtrunk beim Adlerwirt in Kohlhäusen. Beim Angeln hatte der Herr Bäuchle allerdings nicht viel Glück. Auf die paar Rotaugen, die er herauszog, gab er nicht viel, denn er liebte von allen Fischen nur die Aale. Aber die bisßen nicht an, und so war er, wollte er Aale essen, auf den Adlerwirt angewiesen. Der aber war weit und breit berühmt wegen der köstlichen Zubereitung dieser Schlangenfische, und die raffiniertesten Feinschmecker aus der Stadt ließen es sich nicht nehmen, von Zeit zu Zeit beim Adlerwirt vorzusprechen und sich an seiner Kochkunst zu delectieren. Daß unter solchen Umständen der Herr Bäuchle regelmäßiger Gast im Adler war, ist ohne weiteres verständlich.

„Bawettle,“ pflegte er, wenn er so recht gefättigt heim kam, zu sagen, „Bawettle, wenn's allein nach dem Kochen ginge, so wärest du Königin von Bayern, aber so gute Aale, wie der Adlerwirt, kannst du doch nicht backen!“

Eines schönen Nachmittags saß der Herr Bäuchle wieder im Herrenstübtle des Adlers, um, wie gewöhnlich, sich einen Aal zu Gemüte zu führen. Er hatte dem Herrn Brecht — so hieß der Wirt — schon Bescheid gesagt, und der war hinausgegangen in den Hof und hatte seinem Knecht zugerufen: „Hannes, schüttel emol de Hund aus!“

Der Herr Bäuchle versank in tiefes Sinnen ob dieses geheimnisvollen Befehles. Er nahm sich vor, den Herrn Brecht zu fragen, für was der Hannes den Hund ausschütteln solle, zumal es nicht das erste mal war, daß er den Wirt so kommandieren hörte, und das just immer, wenn es ihn selbst nach seiner Leibspeise verlangte. Aber als der Herr Brecht kam mit einem riesigen lebenden Aal in der Faust und ihm verhieß, in einer Viertelstunde solle das Tier fix und fertig zum Essen sein, da lief dem Herrn Bäuchle so das Wasser im Munde zusammen, daß

er kein Wort mehr hervorbringen konnte. Er blinzelte nur verständnisinnig mit den Neuglein und gab sich ganz der Erwartung des bevorstehenden Hochgenusses hin.

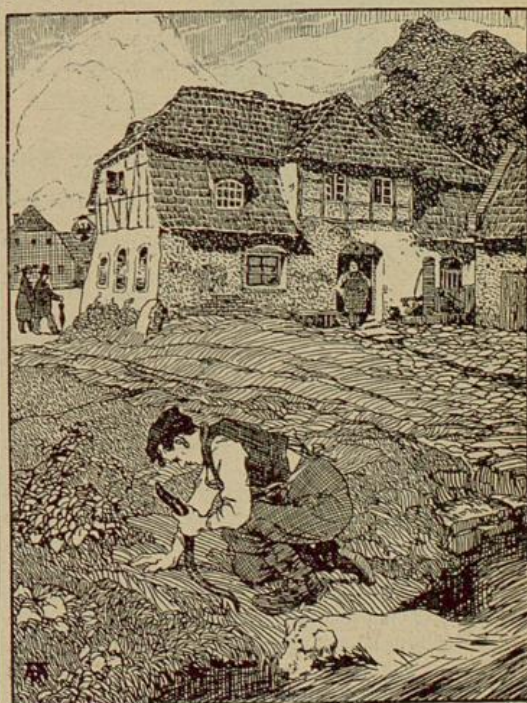
Prompt war der Mal gebaden zur Stelle. Mit Andacht machte sich der Herr Bäuchle an seine Vertilgung, liebevoll jeden Bissen erst noch einmal mustern und sich an seinem Dufte labend, ehe er ihn zwischen die Zähne nahm. Endlich war er fertig; er betrachtete wohlgefällig das blanke, weiße Gerippe, um dann die Götter Speise richtig zu begießen. Denn, pflegte er zu sagen, jeder Fisch will schwimmen. Freilich ließ sich der Herr Bäuchle dabei nicht an Wasser genügen, denn davon war er kein Freund. Es mußte Wein her, guter echter Dürkheimer, und unter zehn bis zwölf Viertelchen tat er es nicht. Leider war auch dabei etwas, was dem Herrn Bäuchle nicht behagte. Er hatte nämlich schon wiederholt gefunden, daß sich nach gewissenhaft vollendeter Begießung seiner Leibspeise in seinem Kopfe ein eigenartiges Gefühl geltend machte, das ganz merkwürdige Wirkungen zeitigte. Zuerst färbten sich die feisten Wangen bis zu zinnoberhafter Röte, zugleich wurde der Herr Bäuchle kreuzfidel, ausgelassen, so daß er das Singen bekam. Später folgte ein Zustand, in dem er zu philosophischen Betrachtungen hinneigte. Dieser Zustand erreichte seinen Höhepunkt, wenn Herr Bäuchle zur Einsicht kam, daß in ihm der liebe Gott ein Meisterstück geschaffen habe. Ob dieser Leistung des himmlischen Vaters geriet Herr Bäuchle dann immer so in Rührung, daß er Tränen vergoß. Kam er dann schwanzend wie ein schiefgeladener Heuwagen heim, so pflegte seine Barwet ihm den nichtswürdigen Vorwurf zu machen, er habe einen Rauch. Herr Bäuchle aber mußte besser, was ihm fehlte: die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß nach einer gewissen Zahl von Schoppen edlen Weines der genossene Mal in den Kopf steige, just wie dem Herrn Kanzleirat das Rotkraut, wenn es sich mit Markgräfler Edel vermischte. Auf Grund dieser Wissenschaft glaubte er sich durchaus berechtigt, die Insinuationen seiner Frau mit ernster und würdiger Entschiedenheit zurückzuweisen.

Auch heute war der Herr Bäuchle im Stadium der Rührung angelangt und mußte nun, um nicht ganz von seinen Gefühlen bewältigt zu werden, an die Heimkehr denken. Noch die Probe mit dem Kneibestrich — und fort ging's nach etwas schwerfälliger Verabschiedung vom Adlerwirt. Der sah lächelnd seinem vorsichtig dahinwandelnden Gaste nach.

Just als der Herr Bäuchle vor das Dorf kam, begegnete ihm der Knecht des Adlerwirts mit einer Fuhre Dickwurzeln. Da fiel ihm wieder der mysteriöse Befehl des Wirtes ein. Er wollte endlich wissen, was er zu bedeuten habe, spendierte dem Knecht zunächst eine Zigarre und richtete dann mit etwas schwerer Zunge die Frage an ihn: „Sag mal, was meint der Herr Brecht immer, wenn er zu dir sagt: Hannes, schüttel emol de Hund aus!“

„Ja,“ entgegnete der Hannes, „das kann ich Ihne sage, Herr Bäuchle. Sehn Se, mir müsse doch

immer frische, lebende Aale hawwe, wenn mer unser Gäscht so richtig zufriedestelle wolle. Die kann mar awwer net so mir nix dir nix aus der Bach hole, do muß mar wisse, wie mar's macht. 's isch eigentlich ganz einfach, ich sag's Ihne, awwer verrote Se mich net, sunstcht ich im e halbe Johr keen Schwanz von Mal mehr in der Blies. Mir nehme immer e verreckter Hund und lege ihn in die Bach; der wo jekt drinn liegt, isch unser Karo, der am Grund kaputt gange isch. Die Aale fresse nix lieber wie bie die Eingeweide von de Viecher und krawwle in se enein. Brauche mer jekt e Mal, so geh' ich ganz einfach an die Bach, hol de Hund eraus und schüttel ihn aus. Do falle immer mehr von dene Borfch eraus, als mer nötig hawwe. Heut war Ihr Mal der gröschte, der dabei war. Er hat gut zwei Bund gewoge un war so fett wie e Otter. Der muß Ihne

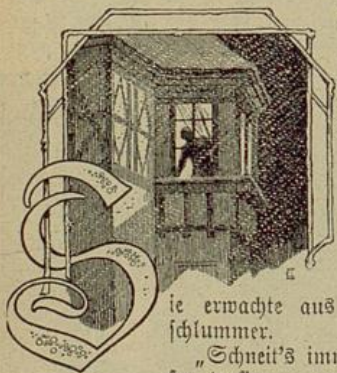


„Brauche mer jekt e Mal, so geh' ich ganz einfach an die Bach, hol de Hund eraus und schüttel ihn aus.“

awwer geschmeckt hawwe! Adjes, Herr Bäuchle, Merci auch für die Zigarre!“

Der Herr Bäuchle stand zuerst, wie vom Donner gerührt. Dann wankte er fort, bleich im Gesicht, kalten Schweiß auf der Stirne. Dumpfes Stöhnen entrang sich seiner Brust und im Magen begann es zu gären, zu quirlen, zu kollern und zu kochen, daß man es auf zehn Schritt Entfernung hörte. Alles drehte sich im Kreise um den Unglücklichen, bis endlich der befreiende Strahl kam, in weitem, elastischem Bogen hinauschießend auf die Landstraße. Und ein Strahl folgte dem andern, bis der Magen völlig

geleert war; auf hundert Meter war der Weg des Herrn Bäumle durch schlüpfrige Nässe gezeichnet. Geschüttelt vom Fieber, gleich einem Todkranken kam der Arme heim. Als bald verstaute ihn seine Barrett ins Bett, wo er sofort in einen tiefen, aber von schrecklichen Traumgebilden geplagten Schlaf versiel. Ein Heer von räubigen Hunden raste um ihn herum, ein Heer von Valen wälzte sich auf seiner Brust, wartend, bis er zum Schnarchen den Mund öffne, um hineinzukriechen in das Innere des Herrn Bäumle und dort sich an Leber, Herz und Lunge gütlich zu tun. Als er erwachte, kredenzte ihm sein besorgtes Weib einige Tassen starken, schwarzen Kaffees und dann wurde es ihm etwas besser. Am nächsten



Morgen tat er das feierliche Gelöbniß, niemals wieder Male zu essen. Und er hat es gehalten bis auf den heutigen Tag.

### Der letzte Akt.

Von A. Theinert.

ie erwachte aus unruhigem Halbschlummer.

„Schneit's immer noch, Alfred?“ fragte sie.

Der Mann stand auf und schritt zum Fenster. Eine Weile schaute er hinaus in die stürmische Winternacht, dann kam er zurück und setzte sich wieder an das Bett der Kranken.

„Ja, Magda; das Wetter ist unverändert; Schnee fällt in dichten Flocken.“

Über das zarte, bleiche Gesicht des jungen Weibes huschte ein mattes Lächeln. Schwere blonde Flechten umrahmten den feinen Kopf; die tiefblauen Augen leuchteten in fieberischer Glut.

„Wie gut! — O wie gut!“ hauchte sie. „Morgen werden wir eingeschlossen sein von einer weißen Ede. — Abgeschieden von der Welt, ganz abgeschieden. — Nur du und ich. — Kein Diener, keine Zofe. Die Leute glauben ja, es spuke in dem alten Hause. — Ich habe nie etwas Gespenstiges gespürt. Hast du, Alfred? — Die Alte, die am Tage kommt, die Wirtschaft zu besorgen, nicht um einen Beutel voll Gold bliebe die hier über Nacht. — O wie habe ich mich gesehnt nach dieser Stille! — Du bist bei mir und bleibst bei mir bis zur Trennungsstunde. — Laß mich zur letzten Ruhe betten, Alfred, auf dem alten Friedhofe drunten im Dorfe unter der großen Linde.“

„O Magda, schweige! — Du wirst, du mußt gesund werden. — Morgen kommt der Doktor wieder.“

„Ach der Doktor! — Als ob ich's nicht am besten wüßte, wie's um mich steht!“

Sinnend starrte die Kranke ins Leere.

„Alfred,“ flüsterte sie nach einer Weile, „er ist uns immer auf den Fersen geblieben, der graue Wolf.“

„Rege dich nicht auf, Magda, verbanne diesen Gedanken.“

„Aber ich sehe ihn kommen! — Er kommt gewiß noch, mich dir zu nehmen, noch vor dem Todesengel.“

Der Mann stöhnte. „Ich lasse dich nicht! Mir gehörst du, nur mir!“

„Weiter, Alfred, das weißt du, weiter kann ich dir nicht folgen, hier ist unser letztes Asyl. — O mein einzig Geliebter, zwei Wochen haben wir Ruhe gehabt. — Wenn's doch so bleiben könnte bis zum Ende. — Vielleicht hat er unsere Spur verloren. — Ich will's hoffen, will mich nicht länger fürchten.“

Wild brausend fuhr der Sturm durch die Tannenswipfel draußen im Walde und schaurig heulend um die Ecken des einsamen Hauses. Erschöpft war das junge Weib in die Kissen zurückgesunken, und der Mann stand auf, die Fenstervorhänge dichter zusammenzuziehen. Wieder ins Zimmer zurückgetreten, schraubte er die Lampe tiefer und warf frische Scheiter in den Kamin. Zischend, prasselnd und funkenprühend fielen die Flammen darüber her.

„Alfred,“ hauchte die Kranke, „komm und schiebe deinen Arm unter meinen Nacken. — O mir ist so wohl, wohler als je in dem Jahre, seit wir vereint sind.“

Eine Minute verharrte sie schweigend, dann fingen ihre Gedanken an zu wandern: „Weißt du, Alfred, er ist nicht immer der graue, grimmige Wolf gewesen; ernst, kalt und streng, das wohl, aber nie grausam. — Wir sind schuld daran, daß er ein Wolf geworden ist, wir, du und ich! — O mein Geliebter, wie ist's nur möglich, aber mir erscheint das vergangene Jahr wie ein beängstigender Traum, wie ein unheimliches Märchen, das ich irgendwo gelesen.“

„Ja, Magda ein Märchen, ein Wahn ist's, der dich umfangen hält, der in dem armen fiebernden Köpfschen spukt. Er wird sich verflüchtigen, wird dich nicht mehr quälen, wenn die Sonne scheint.“

„Glaubst du, Alfred? — Ach könnt' ich's doch auch! — Aber ich kann nicht. — Überallhin ist er uns gefolgt. — In Paris hat er im Hotel seine Karte für uns abgegeben; wir sollten's wissen, auch er sei da. Haben wir ihn nicht in Wien im Theater gesehen, in der Loge uns gegenüber? Ist er uns nicht zweimal begegnet in den Galerien von Florenz? Gegenwärtig, immer gegenwärtig, ein stummer, aber fürchterlicher Mahner, ein zum Sprunge ansehender Rächer.“

„Magda, Magda, laß das! Seit wir von München fort sind, haben wir von ihm nichts mehr gesehen oder gehört.“

Die junge Frau schloß die Augen und schlang die Arme um den Hals des über sie Gebeugten. „Gibt's denn kein Vergessen?“ hauchte sie. „Gehofft und gehofft habe ich, von der Vergangenheit frei zu werden, aber sie läßt mich nicht los, läßt mich keine Ruhe finden. — Und doch war's so schön, so beseligend, als wir uns gefunden hatten! — Weißt du noch, carissimo mio, wie wir hineinschauten in die Glut

der ins Meer tauchenden Sonne, und du mir zu-  
rauntest: »Wollen wir ihm folgen, dem ewigen Lichte,  
hinausfliegen in die weite Welt, Dämmerung und  
Nacht hinter uns lassen?« Mein Mund sprach von  
dem angetrauten Garten, sprach von Pflichten, aber  
mein Herz jubelte dir entgegen; willig war ich, dir  
zu folgen bis ans Ende der Welt. Wie einer Offen-  
barung lauschte ich deinen Worten: »Die Liebe, die  
wahre, große Liebe bricht alle Fesseln, sie entschuldigt  
alles, sie verklärt alles.«

Die Stimme der Kranken wurde schwächer und  
schwächer, und in dem bleichen, von den Schwingen  
des Todesengels beschatteten Gesicht las der Mann  
nur zu deutlich, zu welchem Endziel seine Lehren  
geführt hatten. Ohnmächtig stand er jetzt dem un-  
erbittlichen Fatum gegenüber.

„Schweige, Magda!“ rief er. „Du reißt dich auf.“  
„Und wahr ist's ja gewesen,“ fuhr sie fort, „wahr,  
was du mir sagtest damals. Als wir davonflogen  
in der strahlenden Helle und wohnigen Wärme  
unserer jungen Liebe, da würde das volle, ganze  
Leben, von dem wir träumten, auch zur harmonischen  
Wirklichkeit geworden sein, wenn nicht — wenn“ —  
Schluchzend brach sie ab.

„Wenn nicht — wenn!“ wiederholte der Mann  
mit rauh klingender Stimme.

„Wenn nicht — wenn!“ heulte der Sturmwind  
vor dem Fenster.

Ein langes Schweigen trat ein, und als der  
Mann glaubte, die Kranke habe im Schlafe Ruhe  
und Vergessen gefunden, machte er sich sanft von  
ihrer Umarmung frei und stand auf.

Da schlug sie die Augen auf. „Du willst doch  
nicht fort, Alfred?“ rief sie ängstlich.

„Nur eine Minute, Magda. Ich habe vergessen,  
im Wohnzimmer unten die Lampe zu löschen, und  
die Haustüre ist noch nicht geschlossen.“

„O bleibe, Alfred, laß mich nicht allein!“ bat sie.  
Er setzte sich wieder und streichelte zärtlich den  
Scheitel der jungen Frau. „Bist du ruhiger jetzt,  
mein Liebling, fürchtest du dich nicht mehr?“ fragte er.

„Ja, ja, ruhig, ganz ruhig, — nur eine Frage  
noch. — Ich weiß ja, wie du darüber denkst, aber  
zu deiner Nirwana-Philosophie habe ich mich nie  
durchzuringen vermocht. Ich kann nicht glauben, daß  
mit dem Tode alles aufhört. — Und siehst du, mein  
Geliebter, wenn nun bald mein Leib in die Erde  
gesenkt sein wird, und dann doch ein Atom meines  
inneren Lebens, meiner Seele, von dem allumfassenden  
Weltgeist aufgenommen werden sollte — sage mir,  
Alfred, wird an diesem Atom kein Flecken haften?“

Sie richtete sich, auf den linken Ellbogen gestützt,  
halb in die Höhe und schaute ihm mit forschenden  
Augen ins Gesicht.

„Nein, tausendmal nein!“ rief er. „Wenn etwas  
von uns weiterlebt, Magda, dann kann es nur das  
Gute sein, das Reine.“

Erleichtert aufatmend sank sie in die Kissen zurück.  
„Das Gute, das Reine,“ lispelte sie. Die müden  
Lider senkten sich, die Erschöpfung brachte den Schlaf.

Stunden verrannen. Auch der Mann war ein-  
geschlummert im Lehnstuhl, plötzlich aber erwachte  
er. Ein Blick auf das Gesicht der Kranken ließ  
ihn erkennen, daß hier keine Täuschung mehr möglich  
war. Das Ende nahte. Und er, er hatte diese zarte  
Blume geknickt. Dumpf aufstöhnend starrte er auf  
den Boden. Aber aus dem Leben sollte sie scheiden  
ruhig und schmerzlos. Bis zur letzten Minute wollte  
er sie bewachen; nichts Krauses, nichts Störendes  
durfte an sie herantreten.

Er erhob sich leise, zündete eine Kerze an, verließ,  
auf den Zehen schreitend, das Schlafzimmer und  
stieg die Treppe hinunter.

Unten angelangt, schloß er zuerst das Haus ab,  
dann wandte er sich der offenen Türe des Wohn-  
zimmers zu. Die Lampe dort brannte hell, die Holz-  
klöße im Kamin glühten und verbreiteten Wärme  
bis in den Flur hinaus. Aber den Mann fröstelte;  
ihm war's, wie wenn eine unsichtbare Hand ihn  
gepackt hätte und festhielte.

„Bin ich denn ein Feigling geworden?“ murmelte  
er vor sich hin.

Da fiel sein Blick auf den großen Spiegel, und  
regungslos, wie versteinert, blieb er auf der Schwelle  
stehen.

Sekunden vergingen, bis er wieder soweit Herr über  
seine Nerven geworden war, daß er zum Tisch schreiten  
und den mitgebrachten Leuchter abstellen konnte.

Das, was der Spiegel ihm gezeigt hatte, war  
kein Trugbild der erhitzten Phantasie gewesen: dem  
Spiegel gegenüber saß in dem an der Türwand  
stehenden Lehnstuhle eine menschliche Gestalt, ein  
Mann. Sein Kopf war vornübergenickt, der Atem  
ging ruhig und regelmäßig, der müde Leib hatte sein  
Recht geltend gemacht und erhalten, der Mann war  
fest eingeschlafen. Der in die Höhe geschlagene Kragen  
des Reispelzes verbergte von der Seite her das Ge-  
sicht; aber als Alfred Tarnow den Schirm von der  
Lampe hob und das Licht voll auf den Schläfer fiel,  
da war kein Zweifel mehr möglich: der dort saß, das  
war er, war der verratene Gatte, war der graue Wolf.

Ein Chaos von Gefühlen wogte durch Tarnows  
Seele, und ein verzerrtes Lächeln zuckte um seine  
Lippen, als er den vor ihm Sitzenden anstarrte.  
Der hagere Körper, die harten Züge des verwitterten  
Gesichtes, die senkrechte tiefe Furche mitten auf der  
Stirn, der graugesprenkelte, verwilderte Bart, das  
alles musterte und kritisierte er mit unnatürlicher  
Ruhe ganz so, wie er es bei einem in gar keiner  
Beziehung zu ihm und zu Magda stehenden Fremd-  
ling hätte tun können.

Erst nach einer Weile kam er zum klaren Be-  
wusstsein der Situation.

„Die Furcht vor ihm,“ leuchtete er, „die Furcht vor  
ihm ist's gewesen, was ihr Leben vergiftet hat! —  
Er, er hat sie gemordet! — Evers!“ zischte er dem  
Schlafenden ins Ohr, „Evers, du Bervolf, du  
Vampyr! Warum bist du gekommen?“

Der Wachgerufene sprang auf die Füße. Aug in  
Aug standen die beiden Männer einander gegenüber.



„Endlich!“

„Was willst du hier?“

Der graue Wolf lachte heiser und unheimlich.

„Warum ich gekommen bin? — Ich habe gemeint, ihr beiden hättet's doch gar so einsam. — Was ich will? — Euch Gesellschaft leisten in dieser Einsamkeit.“

Tarnow zuckte die Achseln und wandte sich nach der Tür. Der andere vertrat ihm den Weg.

„Schließe die Türe!“ herrschte Tarnow.

Evers tat's und schritt, tief aufatmend, an den mit verschränkten Armen vor dem Kamin stehenden einstigen Freund heran.

„Ich bin immer auf deiner Spur geblieben, Tarnow,“ knirschte er. „Meine Allgegenwart muß wie ein Alp auf dir gelastet, muß dir das Leben verbittert haben, und jetzt habe ich dich gestellt, jetzt will ich abrechnen mit dir.“ Er fuhr mit der Rechten in die Seitentasche des Pelzes, den Blick unverwandt auf den Gegner geheftet.

„Nein, Evers, jetzt wirst du nicht abrechnen mit mir!“

„Warum nicht? Was soll mich hindern?“ Die Stimme zitterte vor verhaltenem Grimm.

„Weil du dann über die letzten Augenblicke derjenigen wachen müßtest, die die Furcht vor dir an den Rand des Grabes gebracht hat,“ entgegnete Tarnow ruhig.

Dumpfes Stöhnen entrang sich der Brust des anderen. Ein metallisch glänzender Gegenstand entfiel seiner Hand und schlug schwer auf den Fußboden.

Ein paar Sekunden herrschte Grabesstille, dann gellte plötzlich ein markerschütternder Schrei durchs Haus.

„Heb das da auf,“ rief Tarnow, auf den Revolver deutend, „und warte hier!“ Er verließ das Zimmer und sprang die Treppe hinauf ans Bett der Kranken.

„O Alfred, warum hast du mich allein gelassen?“ klagte sie.

„Nur wenige Minuten bin ich unten gewesen, während du schliefst, aber jetzt weiche ich nicht mehr von deiner Seite. — Was hat dich erschreckt?“

„Ein Traum, Alfred, ein fürchterlicher Traum. — Es fängt an zu tagen, und du hast doch gesagt, mit dem Kommen der Sonne würde sie verschwinden.“

„Was, Magda?“

„Die Angst vor dem grauen Wolfe!“

Er preßte seine Lippen auf die ihren in einem langen Kuß. Das Ende war nahe für sie und für ihn, sehr nahe.

Die Vorstellungen der Kranken lenkten in eine andere Bahn.

„Nein! — nein! — nein! — Du darfst mich ihm nicht nehmen! — Hörst du, du darfst nicht! — Er hat ja nur mich, in der ganzen weiten Welt nur mich! — Er —“

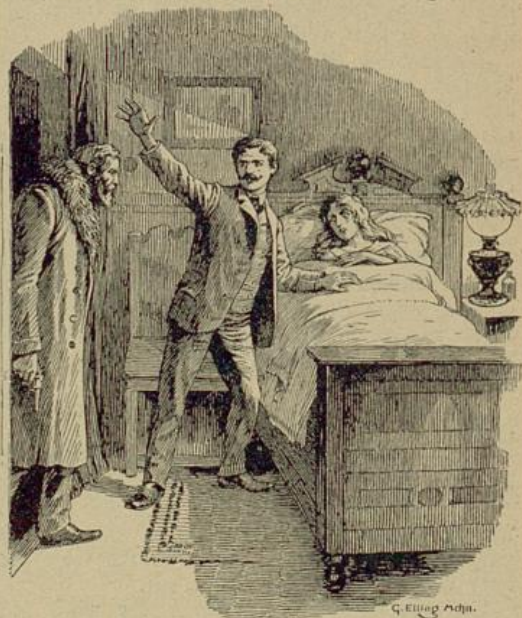
„Still, Magda, still!“

„Du kannst wieder hinaus ins helle Licht, du Kind der Sonne, du glänzender Falter. Aber er, er! — Für ihn, für die unscheinbare Motte, bleibt die Welt kalt und finster ohne mich. Er ist nicht stark und schön wie du, aber ich darf ihn nicht ver-

lassen. — Ich kann nicht! — Ich will nicht! — Und doch —“

Ihre Augen waren geschlossen, der Gegenwart war sie entrückt; den schweren seelischen Kampf der Vergangenheit kämpfte sie noch einmal durch im Fieberdelirium.

Er stöhnte und wandte sich ab, und sein Blick begegnete dem des Mannes, den er betrogen, dem



„Der graue Wolf!“ schrie sie.

er das Weib geraubt hatte: Evers stand im offenen Türrahmen.

Die Sterbende schlug die Augen auf, und ihr Oberkörper schnellte in die Höhe.

„Der graue Wolf!“ schrie sie. „O mein Gott, der graue Wolf!“

Der Blick wurde starr, die leichte Gestalt sank in die Kissen zurück, die Hände krampften sich in die Bettdecke.

„Magda!“ riefen zwei Stimmen gleichzeitig; aber beide Männer wußten, daß keine Antwort mehr kommen konnte, daß der bleiche Mund sich geschlossen hatte für ewig.

„Mein ist sie gewesen, mein bis zur letzten Stunde!“ kam's in wildem Trotz über Tarnows Lippen. „Jetzt tu mit mir, was du willst!“

Der andere hob mechanisch den Revolver. Sein Gesicht war so wachsbleich, wie das seines toten Weibes.

Er ließ die Waffe wieder sinken und trat ans Bett. Eine Weile starrte er stumm auf die Gestorbene, dann beugte er sich über sie, hauchte einen Kuß auf die Stirn und wandte sich Tarnow zu.

„Dein Wert!“ sagte er mit gedämpfter Stimme.

„Ich habe gelechzt nach deinem Herzblut, aber der Durst quält mich nicht mehr. Das Bild hier wird dir vor-schweben, wird dich begleiten auf allen deinen Wegen.“

Er kehrte dem andern den Rücken, seine Tritte hallten durch das stille Haus, die Haustüre fiel ins Schloß, Alfred Tarnow blieb allein zurück am Totenbett.

### Michel, der Filz.

Der Berghofmichel war ein Bauer seines Zeichens und daneben ein Filz, wie es in seinem Dorf und zehn Stunden in der Runde seinesgleichen nicht mehr gab. Er zählte die Kaffeebohnen, welche die Bäuerin brauchte, die Knöpfe, welche die Diensthofen aßen; er gab ihnen Kunstwein und den schlechtesten Treberschnaps zum „Küni“ und mischte diesen noch mit Wasser, und gar vor dem Geldausgeben da zitterte er, wie ein Rekrut vor dem ersten Gefecht.

So sparte er denn an allen Ecken und Enden, und es kümmerte ihn nicht, wenn die Ziegel vom Dache fielen, der Wind durch die zerschlagenen Fensterscheiben blies, der Gartenhag zerrissen am Boden lag und die Schweineställe Mördergruben glichen, — wenn nur die Taler in seinem Geldtröglein sich mehrteten!

Gleich bei Übernahme des Hofes nach des Vaters Tod hatte er alles „Unnötige“, wie er sagte, entfernt, hier abgebrochen, dort gestutzt, und der nackte Geiz regierte nun den Hof.

Und als er so „geordnet“ und gelichtet hatte, stellte er sich hin, überfah sein Werk und siehe, es war sehr gut, nach seiner Meinung nämlich. Frau und Diensthofen dachten anders, und die Lehrern konnten an Weihnachten um kein Teil der Welt zum Daubleiben bewogen werden. Es sei ihnen zu kalt und zu schuderig auf dem Berghofe und das Essen bekomme einem auch nicht, wenn der Bauer einem immer in den Mund schaue und die Kartoffeln zähle, die man esse.

Es gibt wieder andere, dachte der Bergmichel, ließ sie ziehen und blieb der Alte, zu seines Weibes Kreuz und Plage, oder wurde noch ärger.

So kam er auch eines Tages dazu, als die Bäuerin dem Bleß, dem vieljährigen treuen Hüter des Hauses, sein Mittagsmahl brachte, und erschraf nicht wenig ob der großen Portion, die der Hund verzehrte. „Es sei eine Sünde und eine Schande“, sagte er, „was das Tier fresse, man könnte gut eine Sau damit mästen. Du gibst ihm z'viel, Madlen.“

„Ich kann so ein armes Tier, das den ganzen Tag an der Kett' liegen muß“, sagte diese, „nicht auch noch Hunger leiden lassen. Das bring' ich jetzt nicht übers Herz, das mag eine andre tun.“

„Nun ja, das weiß ich schon, daß du mich um Hab und Gut bringst mit deiner einfältigen Weichmütigkeit. Aber wie g'sagt: mit dem Hundefutter könnt' man eine Sau mästen von achtzig bis neunzig Mark Wert, und die Hundesteuer, wenn man die nicht bezahlen müßt, — sappermost — das gibt jährlich hundert Mark und drüber. Der Hund muß fort, der Kreuzbauer hat ihn schon lang kaufen wollen.“

„Ja“, meinte die Bäuerin, „der Hund zieht aus und die Schelmen dann ein. Was fällt auch dir ein, Michel? Kam man auch ohne Hund existieren auf solch einschichtigem Hof, wie der unsere ist? Da ist man ja seines Lebens nicht mehr sicher! Daß du mich nicht an irgendeinen Juden verkaufen willst, ist jetzt noch alles, was fehlt.“

„Na, vertauschen an eine G'schicktere, die mir besser auf die Sach' sehen tät, möcht' ich dich schon. Aber es will dich eben niemand, leider Gottes, und so muß ich dich behalten. Aber der Hund kommt fort, sobald ich mich im Bellen eingeübt hab'. Denn daß du's nur weißt: ich mach' jetzt den Hund. Das Bellen ist bald g'lernt, und kann ich's, dann wird kein Mensch inne werden, daß wir keinen Hund mehr haben. Ja, bellen will ich morgens und abends, daß es den Spitzbuben durch Mart und Bein geht.“

„Heiliger Gott“, sagte die Bäuerin, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, „heiliger Gott, wo führt auch der Geiz hin? Er kann sogar den Menschen zum Hund machen!“

„Und die Dummheit und Liederlichkeit, wie man sie bei dir siehst, macht den Menschen zum Lumpen. Wär' ich, wie du, wir könnten bald mit dem Betteljak rumlaufen. Aber genug davon; der Hund wird verkauft und damit basta!“

Und damit er des treuen Tieres sich ja recht bald entledigen konnte, nahm der Filzmichel von nun an täglich Lektionen beim Bleß in der edlen „Bellkunst“. Und er hatte Talent, der Filzmichel. Schon nach Verlauf von vierzehn Tagen tat er es dem Bleß, seinem Lehrmeister, völlig gleich, ja er überbot ihn noch, was Kraft der Stimme anlangte. Er machte seine Sache so gut, daß selbst seine Diensthofen sein und des Hundes Gebell nicht zu unterscheiden vermochten, und Bartel, der Oberknecht, meinte sogar boshaft, am Meister sei wirklich ein Hund verloren gegangen.

Der Bleß wurde also überflüssig und wanderte zum Kreuzbauer. Der Filzmichel aber ersreute seine Leute (sie hatten wirklich eine Freude daran) mit seinem Gebell; morgens, mittags, abends, ja mitten in der Nacht konnte man den neuen Hund hören. Und ließ sich ein Bettler blicken, dann huschte der Filzmichel in den Futtergang und machte seine Sache so gut, daß der Arme gerne den Rückweg antrat.

Einsmal aber, es war Sonntag vormittag und der Filzmichel und seine Bäuerin, da die „Völcher“ sich zur Kirche begeben hatten, allein daheim, — also jetzt kamen zwei, die sich durch das Bellen des Bauern nicht einschüchtern ließen. Vielmehr sagte der eine zum andern: „Sepp, erst müssen wir die Bestie von einem Hund zur Ruhe bringen, wenn wir nicht erwünscht werden wollen beim »Geschäft«. Schau mal nach, wo das Tier steckt, im Notfall stoßen wir ihn das Messer in den Leib.“

„Er muß im Futtergang sein“, sagte dieser, „wenigstens hör' ich ihn drinnen bellen“, und damit stieß er die Türe zu dem bezeichneten Raume auf und stand, ein großes, breites Messer in der Hand, vor

dem Filzmichel, der merklich ins Zittern kam und das „Bellen“ ganz und gar vergaß.

„Ruf den Hund zur Ruh', Bauer, oder es spult. Mit dir und mit ihm macht man nicht viel Federlesens, wenn ihr nicht ruhig sein werdet.“

„Ich hab' ja keinen Hund,“ entgegnete der zum Tode geängstigte Filzmichel, „ich hab' selber bellt.“

„Soo,“ fiel ihm der andere Gauner, der nun ebenfalls den Futtergang betrat, in die Rede, „soo, du hast selbst gebellt, Bauer? Nun, muß sagen, du kannst es ausgezeichnet, und Hasenherzen hättest du allenfalls abschrecken können, uns aber nicht. Weil du aber den Hund so gut zu markieren verstehst, gehörst du mit Fug und Recht an die Kette, komm!“

„Um Gotts willen, ihr werdet mir doch nichts zuleib tun,“ sagte Filzmichel, „bin ja so schon ein armer, geschlagener Mann.“

„Uns ganz einerlei, ob du geschlagen bist oder nicht, aber zum Hundshaus kommst, wenn dir dein Leben lieb ist,“ und sie drängten ihn mit Gewalt vor das Haus, zum Hundehaus, welches der Bleß

Bäuerin in die Tasche steckten, um sich dann eiligst zu entfernen.

Die aus der Kirche heimkehrenden Leute aber schauten nicht wenig, als sie ihren Bauern an der Hundshütte angebunden fanden, und der Oberknecht sagte: „Aber jetzt wird unser Bauer ganz verrückt; nicht genug, daß er bellt, nein, er legt sich auch noch selbst vor das Hundshaus.“

Beim Näherkommen aber bemerkte er doch, daß diese Lage des Bauern keine freiwillige sein konnte, weil es ja unmöglich ist, daß sich einer selbst die Hände auf den Rücken bindet.

Der Bauer, mehr tot als lebendig, gab auch, nachdem er seiner Banden entledigt war, Aufschluß über das Vorkommnis, aber bedauert wurde er von niemand. Im Gegenteile, der Oberknecht sagte: „Ja, zu verwundern ist es nicht. Wenn man sich selbst zum Hunde macht, darf man sich nicht wundern, wenn man einen Maulkorb angelegt bekommt.“

Der Filzmichel aber, der nie wieder zu dem Gelde kam, das ihm gestohlen wurde, hatte nach Überstehung des ersten Grimms und Schreckens nichts Eiligeres zu tun, als einen Hund, und zwar eine große, recht zähnefleischende Bulldogge, zu kaufen, die nicht so leicht, wie er, der Michel, zu knebeln und zu binden war. Aber von der Stunde an nannten ihn die Leute, die sich über seinen Schaden nicht wenig freuten, nur den „Hundsmichel“.

### Gehalteneß Versprechen.

Als sich Theodor Körner, der berühmte Sänger von „Leier und Schwert“, im April 1813 wieder zu seinen Waffentrüdern, dem Lüpover Freicorps, begab, berührte er auf dem Wege von Berlin nach Ratzburg auch Grabow. Bald nach seiner Ankunft wurde in dem kleinen mecklenburgischen Städtchen ein Ball gegeben, an dem Körner teilnahm. Ein junges Mädchen, Julie Gahrz (später verehelichte Rodatz in Grabow), zeichnete er durch Tanz und Unterhaltung aus. Am Tage darauf fand das Begräbniß eines jungen Offiziers statt, der den Anstrengungen des Krieges erlegen war. In dem Augenblick, als Julie Gahrz einen Kranz auf den Sarg des Verbliebenen legte, trat Körner ins Zimmer, sah bewegt den toten Kameraden und dankte dem jungen Mädchen für diese Blumengabe. Als er ging, sagte er, immer von Todesahnungen erfüllt, traurig zu ihr: „Sollte ich fallen, würden Sie mir dann auch einen Kranz bringen?“ Sie antwortete: „Wenn ich es machen kann, ganz gewiß.“ Als Körner bald darauf bei Rosenburg fiel und seine Leiche nach Wöbbelin gebracht wurde, kam die Trauernachricht auch nach Grabow. Julie Gahrz wand einen Blumenkranz und fuhr mit einer Freundin sofort nach Wöbbelin, um ihr Wort zu lösen. Sie kam erst gegen Abend an, als Theodor Körner bereits begraben war; aber, treu ihrem Versprechen, legte sie den geflochtenen Kranz auf des Helben frisches, joeben geschlossenes Grab.



Die Leute schauten nicht wenig, als sie ihren Bauern an der Hundshütte angebunden fanden.

einst bewohnt hatte. Dort banden sie ihm beide Hände auf den Rücken, steckten ihm einen Knebel in den Mund, und dann wurde er an die Kette gelegt, von der loszukommen für den Michel rein unmöglich war.

Und jetzt gingen die Herren in Filzmichels Kammer, um dessen Kasten auf seinen Inhalt zu prüfen. Und das Ergebnis dieser Visitation fiel sehr zu ihrer Zufriedenheit aus. Filzmichel hatte als echter Wucherer immer zahlreiche Gold- und Silberstücke drin liegen, und acht Tage vorher hatte er ein Paar fette Döfse verkauft. So achtzehnhundert Gulden mögen es gewesen sein, die den Burschen in die Hände fielen und die sie vor den Augen der zu Tode erschrockenen

## Der Durchgänger.

Erzählung von Kurt Kühns.



**E**in trüber winterlicher Morgen dämmerte, während ein feines Schneegriesel niederstäubte, grau um die Gehöfte und langen Rohrdächer des Dorfes Volthenhagen in der Brignitz. In den Wohnhäusern brannte noch Licht, und auch im Hause des Besitzers Jürgens saß die Familie bei der brennenden Lampe um den Kaffeetisch. Es

herrschte die Unruhe, die vor einem allgemeinen Aufbruch zu herrschen pflegt; die Frauen ließen ab und zu, nestelten noch an ihren Kleidern — sie waren im Sonntagsstaat — oder bürteten schnell noch einen Mantel ab.

Der Vater war ein stattlicher Mann, dem man den ehemaligen Ulanen an der Nase ansah. Ein langer Schnurrbart zierte sein scharfgeschnittenes Gesicht, die Mundwinkel zeigten einen etwas spöttischen Zug, und die dunkeln, hochgeschwungenen Augenbrauen, das schnelle Spiel seiner Miene verrieten ein hitziges und lebhaftes Temperament. Seine Frau war eine schlanke Gestalt mit sanftem, blassem Antlitz, das die blonden Zöpfe, die sie um den Kopf gelegt trug, noch blasser erscheinen ließen. Zwischen Vater und Mutter saß ein hübsches, etwa sechzehnjähriges Mädchen, groß und stattlich wie der Vater, aber sanft und freundlich in ihrem Aussehen wie die Mutter. Es war Berta, das einzige Kind der beiden.

Der Vater, der in seine Gedanken versunken in seiner Tasse gerührt hatte, fuhr plötzlich auf und sagte, den Kopf zurückwerfend: „Ich könnte mich toirgern, daß gerade der Knorr Ortsvorsteher geworden ist und daß ihn der Landrat nicht bloß bestätigt, sondern sogar mit offenen Armen willkommen geheißen hat: Mein lieber Knorr und so weiter! Und an ein paar Stimmen hat's gelegen, und er hätte auf den lieben Knorr pfeifen können. Ich wäre dann Ortsvorsteher geworden. Ein paar lumpige Stimmen! Deuvel auch!“

„Laß gut sein, Vater!“ entgegnete Frau Elisabeth. „Du hast mit deiner Wirtschaft zu tun. Sei froh, daß dich das Schreibwerk nichts angeht.“

„Das schon!“ versetzte Jürgens. „Aber die Ehre! Das versteht ihr Weibervolk nicht!“

Frau Elisabeth schwieg, eingeschüchtern von seinem barschen Ton.

„Du wirst uns den ganzen Tag verderben mit

lahrer Hintender Bote für 1910.

deiner schlechten Laune!“ schmolte jetzt Berta. „Und ich habe mich so auf den Jahrmart ge freut!“

„Ich werde dir nichts verderben!“ erwiderte der Vater. „Aber wenn du dich vielleicht darauf freust, daß der junge Knorr um dich herumsherwenzt, so laß dir gesagt sein, daß er sich in dich vergaffen kann, soviel er will, aber aus einer ernststen Liebchast wird nichts.“

Berta wurde brennend rot und schlug die Augen nieder. Frau Elisabeth trat ihr leicht auf den Fuß und sah sie warnend an, den Vater ja nicht durch eine Antwort zu reizen. Berta schwieg, so schwer es ihr auch anscheinend wurde.

Frau Elisabeth schenkte ihrem Manne noch eine Tasse Kaffee ein und sagte ablenkend: „Du nimmst doch den Braunen mit und verkaufst ihn? Du weißt, was du mir versprochen hast!“

„Ja! den nehme ich mit,“ versetzte Jürgens. „Das ist ja ein nichtswürdiger Verbrecher, mit dem man seinen Hals riskiert, so flott und gängig er auch ist. Schade um das Pferd!“ Jürgens lachte kurz auf. „Weißt du was?“ fuhr er fort. „Den Braunen müßte man Knorr andrehen! Dem gönne ich das Vieft!“

„Um Gottes willen!“ sagte Elisabeth unwillkürlich. „Am Ende gäbe es ein Unglück, und du machtest dir dein Lebtag Vorwürfe.“

„Unsinn!“ versetzte Jürgens ärgerlich und kurzab. „Unglück! Na ja, das ist wieder was für dich. Du witterst ja immer Unglück! — Aber nun macht, daß ihr fertig werdet. Ich höre schon, wie der Hans die Pferde aus dem Stalle holt.“

Damit stand er auf und zog seinen großen, grauen Kragenmantel an. Auch die Frauen hüllten sich in warme Mäntel und Pelzkragen. So bestiegen sie das draußen haltende Fuhrwerk, einen leichten bäuerlichen Korbwagen. Der Vater setzte sich auf den Rutscherbock und ergriff die Zügel der beiden mutigen Kappen, die Frauen nahmen auf dem Hintersitz Platz; ins Krett stieg der Knecht, der ein drittes, lediges Pferd an der Trense hielt, den Braunen, der verkauft werden sollte. Es war ein bildschönes Tier, schlank, aalglatt, raffig, aber es hatte ein scheu und bössartig leuchtendes Auge.

Mit Peitschentknall fuhr Jürgens vom Hof. Im selben Augenblick bog aus dem Gehöft gegenüber ebenfalls ein Fuhrwerk, — es war der Wagen des neuen Ortsvorstehers Knorr. Dieser lenkte das nur zweifelhige Gefährt, auf dem er mit seiner Frau allein fuhr. Knorr war ein starker, schwerer Mann mit offenen und geraden Zügen, ein Mann, des Befehlens gewöhnt; ein starker Eigenwille leuchtete aus seinen trozigen, blauen Augen. Neben ihm sein Weib, Frau Gertrud, war trotz ihrer vierzig Jahre noch immer hübsch; sie hatte dunkles Haar und dunkle Augen, und ein temperamentvoller Charakter sprach aus ihren Zügen.

Die beiden Nachbarn grüßten sich kurz. Da Knorr um Haaresbreite voraus war, wollte er vorfahren, doch Jürgens lenkte seine Pferde mit ausschwingender

Beitsche durch den aufgeweichten Sommerweg und bog so kurz vor Knorr auf die Steinbahn, daß dieser seine in Galopp fallenden Pferde zurückhalten mußte. Knorr nahm jetzt seine Füchse so scharf in die Zügel, daß sie nur in kurzem Trabe ausgreifen konnten und sich der Zwischenraum zwischen beiden Wagen schnell vergrößerte.

Jürgens lachte. „So ein alter Kavalleriste fährt doch besser als so 'n Sandhase, so ein ehemaliger Füllier oder was er war, nicht?“ sagte er zu seiner Frau und knallte zufrieden mit der Beitsche.

In flottem Trabe rollten sie dahin durch eine anmutige Landschaft. Hügel auf und ab wand sich die Straße; reiche Viehkoppeln, frisch geackerte Felder zogen sich zu beiden Seiten derselben, und den Blick begrenzte ringsum die dunkle Heide, ein Meer grüner Tannen. Über alles aber stäubte das feine Schneegeriesel wie ein zarter Schleier.

Endlich tauchte die Stadt auf, ein kleiner, echt märkischer Flecken. Der Kirchthum mit seinem schrägen Satteldach und die Zinnen alter Wachtürme spiegelten sich in einem stillen Landsee, der mit seinen Fluten fast die Stadtmauer bespülte, an deren dunkles Gemäuer sich die kleinen, schiefen Fachwerkbauten des Fischertiekes lehnten. Ein altes, spikbogiges Stadttor nahm jetzt den Wagen auf, und bald hielt man vor dem gewohnten Ausspann.

In den Straßen herrschte schon ein lebhaftes Getümmel vor den Läden, Buden und Zelten, die Landleute aber strömten hinaus nach der Schützenwiese, wo der Vieh- und Pferdemarkt stattfand. Hierhin zog auch Jürgens mit seiner Familie, während Hans, der Knecht, den Braunen dorthin führte. Aller Augen richteten sich auf das schön gebaute Tier, das leicht und federnd, wenn auch mit unruhig spielenden Ohren und geblähten Müstern seinem Führer folgte.

Draußen auf dem Platz ließ Jürgens den Braunen in einem der Stände ankoppeln und blieb bei ihm stehen; Frau und Tochter gingen nach dem Viehmarkt hinüber. Als sie Kühe und Jungvieh mit Kennerblick betrachtend dahinschritten, trat plötzlich mit freundlichem Gruß Wilhelm Knorr, der Sohn des Ortsvorstehers, vor sie. Ein schmucker Bursche! Die dunkelgrüne Lodenjoppe stand ihm gut, und das grüne Tirolerhütchen ließ sein hübsches Gesicht, das der erste Anflug eines Schnurrbartes zierte, noch feder erscheinen. Seine treuherzigen Augen leuchteten auf, als er Berta die Hand schüttelte.

Auch das Mädchen war sichtlich erfreut. „Ich dachte, du wärest gar nicht mitgekommen,“ sagte sie. „Wir sahen deine Eltern allein herfahren.“

„Ich habe mir mein Frühstück schon verdient,“ versetzte Wilhelm lächelnd. „Ich habe das Vieh hergetrieben, das wir zum Verkauf stellen. Morgens um fünf, es war noch stockfinster, war ich schon vom Hof.“

„Recht so!“ lobte die Mutter. „Ihr habt schönes Vieh aufgetrieben. Die drei Jungkühe sind eure?“

„Ja!“ versetzte Wilhelm, der einen Färsen über den glatten Rücken streichend. „Die Ware steht nicht lange, alle drei sind schon verkauft.“

„Glaub's wohl!“ entgegnete Frau Elisabeth. „Es ist doch was Gutes um eine schöne Viehzucht. Unser Vater,“ setzte sie seufzend hinzu, „hat's immer bloß mit den Pferden!“

„Aber was für Pferde hat er auch!“ rief Wilhelm bewundernd, mit aufblitzenden Augen. „So möchte ich's auch verstehen.“

Frau Jürgens lächelte. „Ihr Männer!“ entgegnete sie. „Wenn ihr nur von Pferden hört!“

Eine Bekannte trat zu ihr und Frau Elisabeth schloß sich dieser an. Berta ging jetzt zu Besorgungen auf den Krammarkt, Wilhelm blieb dicht an ihrer Seite.

„Ich bin dir noch ein Vielliebchengeschenk schuldig,“ sagte er. „Vielleicht können wir das zusammen ausfuchen?“

Berta wurde rot und lachte.

„Was soll's denn sein?“ fragte er.

„Ich weiß ja nicht, was du anlegen willst?“ erwiderte Berta ausweichend.

„Na,“ versetzte Wilhelm, „mal sehen, was im Beutel ist. Vielleicht langt's zu einem Pfeffertuchenherzen?“

Berta zog ein Gesicht. „Sei bloß nicht zu großartig!“ mahnte sie. „Nachher tut dir dein schönes Geld leid.“

Er lachte laut und herzlich, wie man nur aus jungem, glücklichem Herzen lacht.

Sie hatten die Straße erreicht und gingen gerade an einem Goldarbeiterladen vorbei.

„Ich muß hier etwas besorgen,“ sagte da Wilhelm. „Komm mit herein!“ Beide traten in den



In flottem Trabe rollten sie dahin durch eine anmutige Landschaft.

Laden. Wilhelm holte eine Brosche für seine Mutter ab. Während der Goldschmied die Brosche heraus suchte, betrachteten die beiden jungen Leute die Auslage in den Glaskästen des Ladentisches.

„Ach! ist der Ring hübsch!“ rief Berta und deutete auf einen schmalen Goldreif, auf dem ein kleiner roter Rubin wie Feuer sprühte.

„Gefällt er dir?“ fragte Wilhelm gleichgültig. Zugleich spähte er nach dem auf kleinem Schildchen

ausgezeichneten Preise: zwölf Mark fünfzig. Donnerwetter!

Einen Augenblick schwankte er. Seine anezogene Sparsamkeit kämpfte mit der Freude am Schenken. Letztere siegte. Er zog den Goldarbeiter beiseite, zahlte, und im nächsten Augenblick nahm der Goldschmied den Rubinring aus dem Schaufenster. Wilhelm steckte ihn Berta an den Finger.

Berta errödete purpurn. Sie glühte noch feuriger als ihr neuer Rubin.

„Aber nein!“ stammelte sie. „Das habe ich doch nicht gemeint. Nicht im Traum wäre mir das eingefallen. Was mußt du denn von mir denken?“

„Ans Bielliebchen habe ich gedacht,“ entgegnete Wilhelm mit glücklichen Augen. „Guten Morgen, Bielliebchen.“ Berta und Wilhelm verließen den Laden.

„Einen so schönen Ring habe ich noch nie gehabt!“ sagte Berta in überquellender Freude. „Ich danke dir herzlich.“ Ihre Augen leuchteten warm und süß. „Solange ich ihn trage,“ fügte sie leise hinzu, „will ich an dich denken.“

Da steigerte sich das warme Gefühl, das in Wilhelms Brust für Berta lebte, zu offenem Ausbruch. Schon tausendmal hatte er Worte gesucht, um diesem Gefühl Ausdruck zu geben, und hatte sie niemals gefunden. Heut gab's kein Hindernis mehr.

„Berta!“ sagte er leise. „Ich habe dich lieb! Ich möchte, daß du immer so an meiner Seite gingest, als meine Frau. Willst du, ja?“

„Ja!“ Berta sprach es fast unhörbar, aber ihre leuchtenden Augen redeten deutlicher als ihr Mund. Jetzt zog Wilhelm ihren Arm in den seinen und drückte ihn fest an seine Brust. Wie in einem glücklichen Traum schritten die beiden dahin.

„Du darfst aber dem Vater noch nichts sagen, Schatz!“ sagte Berta. „Er ist deinem jetzt gram wegen der Gemeindevahl.“

„Natürlich!“ versetzte Wilhelm. „Das hat ja auch Zeit, bis sich das wieder zurechtgezogen hat. Ich muß ja auch erst zum Militär! Ich will freiwillig zu den 3. Jägern, das ist mein Schwarm. Die zwei Jahre werden ja schnell genug vergehen, und wenn ich dann wiederkomme, als Unteroffizier natürlich — mein Vater hat's auch bis zum Unteroffizier gebracht! — dann wird geheiratet!“

Berta lachte und sah strahlend zu ihm auf, sich fest an ihn schmiegend. —

Unterdessen ging Jürgens neben seinem Braunen auf und ab, stark auftretend, um sich die Füße zu erwärmen. Käufer fanden sich nicht. Den meisten Besitzern war der Braune zu vornehm und zu teuer, und die Pferdehändler machten einen Bogen um das Vieh; sie begegneten ihm alle vier Wochen auf den Märkten der Brignit.

Da kam Knorr mit seiner Frau des Weges.

„Morgen, Herr Ortsvorsteher!“ sagte Jürgens mit einem spöttischen Zucken der Mundwinkel. „Jetzt muß man wohl schon Sie zu dir sagen und die Mühe auf 'ne halbe Meile Entfernung abnehmen?“

„So schlimm wird's nicht!“ versetzte Knorr. „Aber ich will dir mal was sagen. Wir wollen die alte Streitart begraben. Zufällig bin ich gewählt. Ebenso gut hättest du gewählt werden können, das räume ich gern ein! An ein paar Stimmen hat's ja bloß gehangen. Es ist nun zufällig so ausgefallen und nichts daran zu ändern. Darum bitte ich dich, laß es gut sein und reize mich nicht durch allerhand solche Schraubereien. Das ist ein gutgemeintes Wort, und ich hoffe, es findet einen guten Ort.“

„Wohl!“ erwiderte Jürgens. „Denkst du, ich ärgere mich? Ich ärgere mich nicht. Mir ganz gleich, wer Ortsvorsteher ist! — Aber ich möchte dir einen Vorschlag machen. Willst du meinen Braunen kaufen?“

Knorr musterte das Pferd. „Schön!“ sagte er. „Schönes Pferd!“

„Ein Bild von Pferd! Wie 'ne Puppe!“ verstärkte Jürgens.

„Warum verkaufst du denn den Braunen?“ fragte Knorr. „Du hast ihn doch kaum zwei oder drei Wochen?“

„Ich hab' keine rechte Verwendung für das Pferd,“ versetzte Jürgens. „Habe ihn mehr aus Liebhaberei gekauft, als flotten Einspanner. Na, du weißt ja, wie Frauen über Liebhabereien denken. Das redet und redet! Also weg mit dem Gaul! Aber ich glaube, du könntest so was brauchen? Du hast jetzt öfter dienstlich zu fahren, zum Landrat zum Beispiel. Vielleicht ladet dich der auch 'mal ein —“ Jürgens grieslachte so etwas, „kurz! du müßte 'nen flotten Einspanner haben!“

„Ich suche auch so was!“ versetzte Knorr. „Was kostet der Braune?“

„Zwölfhundert Mark!“ erwiderte Jürgens. „Er ist's unter Brüdern wert. Edles Blut! Der Landrat selber brauchte sich nicht zu schämen, mit ihm zu fahren.“

„Das ist wahr!“ sagte Knorr.

In diesem Augenblick trat noch ein Bekannter herzu, ein kleiner, dicker Mann mit lächelndem, bartlosem Gesicht, der Pächter Krumnow.

„Wie geht's?“ fragte Knorr, ihm die Hand schüttelnd.

„Schlecht!“ sagte Krumnow. „Schlechte Zeiten! Ich rauche jetzt schon meine Sonntagszigarren alltags, weil ich sie mal habe und kein Geld mehr für Zigarren ausgeben kann.“

„Armer Kerl!“ entgegnete Knorr. „Dir geht's wirklich schlecht. — Sieh 'mal, ich will das Pferd kaufen. Was meinst du?“

„Hübsches Tier!“ bemerkte auch Krumnow. „Aber — ich traute ihm nicht recht!“

„Er sieht so scheu aus, nicht?“ sagte jetzt Frau Knorr schnell.

„Ja!“ versetzte Krumnow gedehnt. „Er macht allerdings den Eindruck, als wenn er sich mit Automobilen schlecht vertragen würde. Vielleicht kann er den Gestank nicht aushalten.“

„Geht er auch ruhig und sicher?“ fragte Frau Knorr Jürgens gerade auf den Kopf. „Oder ist's

so ein Durchgänger, den kein vernünftiger Mensch halten kann?"

"Ob er ruhig und sicher geht?" wiederholte Jürgens sich abwendend. "Kommt drauf an, ob man ruhig und sicher fahren kann. 's ist eben ein Blutpferd. Er hat Masse! Wenn er merkt, daß er sich's leisten kann, geht er vielleicht auch mal durch. Sonst geht er nicht durch, bewahre!"

"Der Braune gefällt mir!" entschied Knorr. "Ich möchte ihn mal in der Bewegung sehen." Der Knecht holte das Pferd aus dem Stand und führte es im Trab vorbei.

"Herrlich!" rief Knorr, als er die leichte, schnelle Gangart des Braunen sah.

"Da braucht man nicht mit der Peitsche auf den hohlen Hut zu trommeln, um Mumm zu machen, was?" lachte Jürgens in heller Freude über das schneidige Pferd.

"Ich kaufe den Braunen!" rief Knorr, Jürgens auf die Schulter schlagend. "Einen Augenblick nehme ich mir Bedenkzeit, aber ich meine, wir werden handelseins."

Die drei, Knorr, seine Frau und Krumnow, gingen ein Stück zwischen den Ständen hin.

"Ich würde das Pferd nicht nehmen an deiner Stelle, Knorr!" sagte jetzt Krumnow. "Ich glaube, es ist ein Durchgänger, aber ein waschechter. Ich habe bloß einmal gesehen, wie der Gaul mit Jürgens losgeadert ist, aber, Kreuztürken! ich hätte nicht auf dem Wagen sitzen mögen. Und der Jürgens versteht den Kram halbwegs."

"Er hat die Weisheit auch nicht mit Löffeln gegessen!" versetzte Knorr kurzab. "Soviel wie Jürgens verstehe ich auch noch davon, und wenn er einem seine Ulanenherrlichkeit auch bei jeder Gelegenheit aufs Butterbrot streicht. Ich nehme das Pferd und damit gut!"

"Vater!" sagte seine Frau, ihn am Arme packend, "laß dir raten. Ich traue dem Pferd auch nicht. Das ist so ein Seelenverkäufer, das ist kein Pferd für dich. Nicht 'mal Jürgens mag ihn behalten."

"Ach was, Jürgens! immer Jürgens!" rief Knorr. "Ich werde ihm zeigen, daß ich, wenn's drauf ankommt, immer noch mehr kann als er. Hältst du mich für solchen Anfänger, daß ich nicht mit solchen Gaul fertig werden sollte? Ich denke, das ist nicht das erste Pferd, das ich in der Hand habe. Ich kaufe den Braunen und damit Punktum."

Frau Knorr lachte stolz und glücklich bei diesen Worten. "Dann nur zu!" sagte sie. "Du wirst ihm schon Vernunft beibringen. Aber sei vorsichtig und laß dich von deinem Fährhorn nicht fortreißen, wenn das Vieh widerspenstig werden sollte."

"Hab keine Angst!" erwiderte Knorr. "Wilhelm kann dich mit dem Zweispänner nach Haus fahren, ich will den Braunen vor den Einspänner legen, der noch beim Stellmacher ist, und werde allein nachkommen. Ich will erst noch zur Dornbuschmühle fahren."

Mit anbrechender Dunkelheit spannten die Boltenshagener an und fuhren heim. Wieder fuhr Jürgens

voran, und dicht hinter ihm folgte Knorrs Wagen, den diesmal Wilhelm lenkte. Er hielt seine Füchse nicht zurück, sondern ließ sie gehen, was sie konnten, um Jürgens aufzubleiben.

Berta saß mit zurückgewandtem Gesicht und suchte über die schnaubenden Köpfe der Füchse weg die Augen ihres Wilhelm, die ihr glücklich entgegenstrahlten. Dämmerndes Halbdunkel lag über der Landschaft, und aus dem vor dem scharfen Winde jagenden zerrissenen Gewölk blickte hier und da wie traumverloren ein Stern.

"Habe mit dem Braunen ein schönes Geschäft gemacht!" sagte Jürgens zu seiner Frau, mit der Peitsche schwippend. "Vollte 400 Mark verdient! Der Knorr hat ordentlich bluten müssen, haha! — Bin mal neugierig, wie er mit dem vornehmen Engländer fertig wird! Wenn er ihn auch so im Maul reißt, wie seine dicken Omnibuspferde, dann kann's ja gut werden!"

"Vater!" sagte Frau Elsbeth leise, in ihrer sanften, schüchternen Art, "hättest du doch den Braunen nicht an Knorr verkauft! Wenn du selber glaubst, daß es nicht gut geht! Es ist doch nun mal ein Durchgänger! Ich weiß nicht, mir schwant Unheil." "Papperlapapp!" fuhr Jürgens dazwischen, mit der Peitsche einen Lusthieb führend, daß seine Rippen zusammenschrakten und einen mächtigen Satz vorwärts machten. "Dir schwant immer Unheil, das habe ich dir heute schon mal gesagt. Laß mich in Frieden mit deinen ewigen Untenrufen!"

Frau Elsbeth seufzte nur, doch erwiderte sie nichts. In tiefem Schweigen legten sie den weiteren Weg zurück. Nur das Rollen der Räder und das helle Hufgeschlapper unterbrachen die feierliche Stille der sinkenden Nacht.

Die Wagen hatten ihr Heimatdorf erreicht und knarrend hatte sich das Hofstor hinter ihnen geschlossen. Es gab Arbeit, nachdem man einen ganzen Tag fortgewesen. Das Vieh brüllte nach seinem Abendfutter und nach der Melkerin; der Häcksel war auf die Reige gegangen, und Jürgens mußte mit dem Knecht noch eine Stunde lang Stroh schneiden.

Es war spät geworden, als sich die Familie um den Esstisch setzte und Berta die dampfende Schüssel Kartoffeln hereinbrachte. Als man das schlichte Mahl beendet, die Turmuhr des Kirchleins schlug eben lang nachhallend neun Uhr, dröhnte ein scharfes Pochen draußen am Hofstor, und heftig schlug der Kettenhund an. Alle sahen erstaunt auf; Hans, der Knecht, ging zu öffnen.

Schwere Tritte klangen über den Hof, auf der niedern Treppe, jetzt dumpf dröhnend im Flur wie ein langsam nahendes Verhängnis. Eine bange, unheimliche Spannung bemächtigte sich aller.

Die Tür ging auf, und in den traulichen Lichtschein trat der kleine, dicke Pächter Krumnow.

"Du bist's, Krumnow?" rief Jürgens förmlich erleichtert. "Was bringst du noch, so spät am Abend?"

"Allerhand Neues!" erwiderte Krumnow. "Neues aus dem Gemeinderat."

„Mann!“ machte Jürgens.  
„Wenn du dich nochmal zur Ortsvorsteherwahl stellen lassen willst,“ fuhr Krumnow fort, „steht dem nichts im Wege.“

„Was soll das heißen?“ fragte Jürgens. Ein unheimliches Gefühl preßte ihm förmlich die Brust zusammen.

„Der Posten ist wieder frei,“ sagte Krumnow. „Um's kurz zu machen: Knorr ist nicht mehr unter uns. Er ist verunglückt mit seinem neuen Braunen. Hat das Genick gebrochen. Eben haben sie ihn gebracht.“

Jürgens fuhr aus seiner Sofaecke auf, leichenbläß. Sein Herzschlag setzte aus.

Einen Augenblick war's totenstill. Dann brachen die Frauen in heißes Schluchzen aus. Jürgens stand wie aus Stein. Endlich löste sich seine Erstarrung. Ein finsterner Trost trat auf seine Züge.

„Tot!“ murmelte er, im Zimmer auf und nieder gehend. „Gott im Himmel! wer hätte das gleich gedacht! Meine Schuld ist's nicht, er war ja wie ein Narr nach dem Pferde! Seine Frau fragte mich noch, ob der Braune ruhig und sicher geht.“



„Was soll das heißen?“ fragte Jürgens.

„Ob er ruhig und sicher geht?“ sagte ich. „Kommt drauf an, ob man ihn ruhig und sicher fährt. 's ist eben ein Vollblut! Wenn er mit einem Blutzpferd nicht umgehen kann und doch wie ein Verrückter darauf brennt, es zu haben, das ist seine Sache. Daß der Braune durchgeht, wenn er merkt, daß er Gelegenheit dazu hat, habe ich ihm gesagt. Seine eigene Frau ist da Zeugin! Krumnow, du auch! Mich trifft keine Schuld.“ „Krumnow!“ rief er mit ausbrechender Leidenschaft, „ich sag's dir: mich trifft keine Schuld!“ Er packte den kleinen Alten bei beiden Schultern und schüttelte ihn förmlich.

„Von Schuld redete ja auch bis jetzt keiner,“ versetzte dieser langsam, sich losmachend. „Und — Treu und Glauben —“ er lachte etwas — „verlangt ja beim Pferdehandel auch schließlich keiner. Das mag jeder mit seinem Herrgott abmachen. — Na also, ich soll's dir bloß mitteilen. Entschuldige,

wenn ich etwas mit der Tür ins Haus gefallen bin. Es ist eine heikle Sache — so was.“

Krumnow nahm seine Mütze, schüttelte allen die Hand und ging. Jürgens hatte seine Wanderung im Zimmer wieder aufgenommen. Wie ein Tiger im Käfig rannte er auf und ab.

„Vater!“ schluchzte da Frau Elsbeth auf, „habe ich's nicht geahnt? Jetzt hast du dein Leben auf dem Gewissen!“

„Weib!“ schrie Jürgens auf, seine Augen rollten wie im Wahnsinn. „Mach mich nicht rasend mit deinem Geslenn! Meine Schuld ist das nicht, das sage ich dir! Den will ich sehen, der sagt, daß es meine Schuld wäre!“ Er ballte beide Fäuste, daß sich die Nägel ins Fleisch gruben, und schüttelte sie gegen einen unsichtbaren Gegner.

Frau Elsbeth stopfte ihr Tuch in den Mund, daß ihr Weinen ihn nicht noch mehr aufbringe. Jürgens rannte wieder wie ein Besessener auf und nieder. Eine fürchterliche Erregung kochte in ihm und brach sich Bahn. „Ich soll schuld sein?“ knirschte er zwischen den Zähnen. „Wenn er nun mal einen Narren an dem Gaul gefressen hat? Bin ich sein Vormund — he? Soll ich meines Bruders Hüter sein?“

Zwar — in dumpfem Selbstgespräch ging er wieder hin und her — was hatte der Pferdejude, der ihm den Braunen verkauft hatte, was hatte der Jude gesagt? „Nü, das Pferd ist 'n bißchen schwierig! Nü, Se werd'n ihn schon kleinriegeln, Herr Jürgens. Sie sind der rechte Mann dafür. Ich laß 'n auch billig!“ — Und er — er hatte gewußt, daß Knorr nicht der rechte Mann gewesen mit seinem Jähzorn und seiner hart zufahrenden schweren Faust! Und er hatte ihm das Pferd doch verkauft! Er hatte ein Sündergeld obenein genommen. Da, in seinem Schreibtisch lag der Judaslohn. Er war zum Verräter, zum Mörder an seinem Mitmenschen geworden, aus kleinlicher Eifersucht! Wie sollte er das verantworten? Denn so etwas, meinte Krumnow, muß man mit seinem Herrgott abmachen. Es war zum Verrücktwerden, zum Verrücktwerden!

Stundenlang lief er auf und ab in aufblühendem Trost, in quälerischen Selbstanklagen — trotz aller Beschönigungsversuche.

Frau Elsbeth saß still und las mit verweinten Augen in ihrer Bibel; Berta war über ihren Tränen eingeschlafen.

„Wir wollen zu Bett gehen,“ sagte Jürgens endlich. „Wir wollen uns um diesen Gernegroß, der Pferde kauft, mit denen er nicht fahren kann, bloß um sich dick zu tun, nicht weiter kümmern. Ihm ist recht geschehen. Kommt!“

Ihm ist recht geschehen, haha! Das murmelte Jürgens mit bleichen Lippen noch oftmals, als er schlaflos in seinen Kissen lag. Er fand keine Ruhe, es trieb ihn von seinem Lager auf. Er schlich ans Fenster und öffnete es leis: nur einen Atemzug frischer Luft! Oben schimmerten die Sterne in ewiger Klarheit, und dort drüben brannte ein einsames Licht.



das Licht in der Totenkammer. Jürgens schlug das Fenster zu und taumelte zurück.

Da umschlang ihn ein weicher Arm, Elisabeths. Er sank aufs Knie, preßte sein Antlitz an seines Weibes Brust, und plötzlich schluchzte er auf in heißen Tränen: „Elisabeth! wenn ich doch da läge! Mir wäre wohl!“ —

Der Tag des Begräbnisses war gekommen, ein wundervoller Märztag. Leuchtender Sonnenschein, Frühlingsstrahlen über der spritzenden Flur, und in heller Frühlingsluft sangen Star und Amsel, Fink und Meise aus dem noch kahlen Gezweig.

Im Hause Knorrs drängten sich die Menschen, kaum faßten die Räume die Zahl der Trauergäste. An der Thür stand Wilhelm und empfing die Ankommenden.

Als einer der letzten kam Jürgens mit Frau und Tochter. Er hatte furchtbare Tage durchgemacht, die furchtbarsten seines Lebens, und er hatte seine ganze Willenskraft anspannen müssen, um herzukommen, aber er wollte den Leuten zeigen, daß er sich unschuldig fühlte. Er trug eine unnatürliche Furchheit zur Schau. Schief hatte er den Zylinder auf den Kopf gedrückt und den stätlichen Schnurrbart hochaufgewischt.

Wilhelm, der jeden mit Händedruck begrüßte, zog seine Hand zurück, als Jürgens eintrat; halb traf sein Auge auf Berta, deren reizendes Köpfchen blaß wie ein Schneeglöckchen aus der schwarzen Spitzenkrause ihres Trauerkleides blickte. Trotzig und finstern wandte er den Blick ab, und Berta preßte ihr Tüchlein fest vor den Mund.

Drinne saßen die Gäste an einer langen Tafel; nach Landesitte wurde ihnen erst eine Tasse Kaffee angeboten. Große Kannen kreisten um den Tisch und Teller mit Bergen von Kuchen.

Jürgens warf eintretend einen scheuen Blick in das Nebenzimmer, wo der Sarg aufgebahrt stand; mit rötlichem Schein leuchteten die Kerzen aus dem Halbdunkel. Dann übersog sein Auge die Tafel. Aller Augen richteten sich auf ihn. Oben am Tisch saßen die fünf kleineren Kinder des Verunglückten, die durch seine Gewissenlosigkeit verwaisten Kinder; das jüngste war erst drei Jahre alt. Wie diese großen Kinderaugen auf ihm ruhten, voll Entsetzen und Grauen! Er konnte den Blick dieser unschuldigen Kinderaugen nicht ertragen! Kalter Schweiß brach ihm aus. Er fühlte, wie er alle Fassung verlor.

Da trat Frau Knorr von der Küche her ein, eine Kaffeekanne in der Hand. Eine dunkle Blutwelle schoß in ihr bleiches, verweintes Gesicht, als sie Jürgens erblickte. Klirrend schleuderte sie die Kanne aus den Händen und schrie außer sich: „Was will der Mörder hier? Der Mörder aus meinem Haus!“

Mit wankenden Knien wandte sich Jürgens, langsam verließ er das Zimmer, ein gequältes Lachen auf den Lippen.

Als Frau Elisabeth und Berta heimkamen, fanden sie Jürgens am Tische sitzend; den Hut hatte er ins Genick gestülpt, den Kopf in beide Fäuste gestützt. Seine Lippen murmelten unverständliche Worte. So

saß er den ganzen Abend, die ganze Nacht; er verweigerte jede Nahrung, jeden Schlaf.

Der Kreisarzt, der am nächsten Morgen kam, ordnete seine Überführung in eine Anstalt an. Als der Wagen vorfuhr, nahm Frau Elisabeth neben ihrem Manne und dem Arzte Platz. Wie ein Kind lehnte sich Jürgens an sie, und sie hielt den Unglücklichen fest in den Armen ihrer unerschütterlichen und unwandelbaren Liebe. —

Berta aber duldete es nicht länger in dem öde gewordenen Hause. Sie mußte Wilhelm sprechen, sie mußte ihn sprechen.

Sie traf ihn im Abenddämmern, als er Wasser für seine Pferde holte.

„Wilhelm!“ sagte sie mit heißen Tränen. „Ich weiß, daß es aus zwischen uns ist. Was wir dir getan haben, das kannst du nicht vergessen.“

Wilhelm nickte und sah starr von ihr weg. „Aber, daß du im Haß an mich denkst,“ fuhr Berta fort, „das kann ich nicht ertragen. Dazu habe ich dich zu lieb gehabt.“

Wilhelm atmete schwer, doch gab er kein Zeichen irgendeines Einverständnisses.

„Hier hast du deinen Ring zurück,“ sagte das arme Mädchen mit bebender Stimme. „Ich hab' ihn in diesen schweren Tagen oft an meine Lippen gedrückt. Er gab mir Trost, als wärest du bei mir. Hier, nimm ihn, aber denke immer,“ sie brach von neuem in heftige Tränen aus, „daß ich doch an all dem Furchtbaren unschuldig bin!“

Einen Augenblick stand Wilhelm in härtestem Kampfe. Dann fuhr er herum und



Den Hut hatte er ins Genick gestülpt, den Kopf in beide Fäuste gestützt.

riß das liebe Mädchen an seine Brust. „Ja, du bist unschuldig, das ist wahr!“ kam es fast jubelnd über seine Lippen. „Und dein Vater hat es ja schwer gebüßt. Du bist mein, und da soll sich nichts zwischen uns stellen. Das hieße doch nur Unrecht mit

Unrecht wettmachen. Sehen dürfen wir uns zwar nicht, wenn ich auch hierbleibe, denn die Mutter will mich vom Militär freimachen wegen der Wirtschaft, aber später, wenn alles verheilt ist, dann — — —“ Er endete nicht, sie küßten sich kurz und innig auf die Lippen und schieden. — In ihnen aber leuchtete hell trotz aller Trübsal jene heilige, geheimnisvolle Macht, die alles überbrückt, die im Schuldigen selbst nur den Unglücklichen sieht, die Liebe!

## Der neue Brunnen.

Eine Dorfgeschichte von Franz Wichmann.



er Gimplbauer hemmte das Ochsendgespann und nahm die kurze Peise aus dem zahnluckigen Munde, als er den Moosmüller den Feldweg herauskommen sah.

„G'moasikung is auf d' Nacht, woast's?“

„Bin eh am Weg zum Jagawirt. Aba schon a satrischeHih' hat's heunt.“

Der Bauer fuhr mit dem Rücken der schwie-

ligen Hand über die schweißbedeckte Stirn. „s braut si no was z'famm, moan' i.“

„Zeit waar's ehnder, daß ma z' Dedenerlach wieda a Wassa krieget.“ Der Moosmüller blickte über die weite Hochfläche hin nach dem einsamen Dorfe. Die Fichtenwälder, die es in düsterem Kranze umgaben, atmeten eine dumpfe Schwüle aus, die sich beklemmend auf die Brust legte. Bleigrau lastete der Himmel auf der Ebene, kein Sonnenstrahl spielte mehr über Wiesen und Felder und die verfrühte Dämmerung verbreitete ein bleiches, gespenstisches Licht.

„Wann's a Wassa von oben gibt, nacha brauchen's aa tan neuen Brunna net z' grab'n,“ brummte der Gimplbauer in seine grauen Baristoppeln. „Is eh ta Segen bei dem neumodischen Getu.“

„s schiache Mooswassa kann ka Mensch net trinka, net amal 's Viech mag's sauf'n, sell woast. Und in dö Wassergrub'n is scho lang ka Tropf'n mehr. Naa, naa, Gimplbauer, mit da neuen Zeit muß ma gehn, wia da Herr Lehra sagt. Der und da Ingschenier, die zwoa san schon dö rechten Leut' fürs Dorf.“

„Da Ingschenier, — o mei!“ Der Gimplbauer spie verächtlich an den Boden. „Wichti mach'n will er si, — sunst nizen. Der schnappt no amal über wia sei narrete Muatta.“

„G'scheit is er, sag' i dir. Wo der glaabt, daß a Wassa z' find'n sei, da is aa oans.“

„Beim Darenhofer — moanst?“

„Beim Ortsvorsteher, woll, — woll. Am gleich'n Platz, wo's vor a etli dreißig Jahr scho amal nachgrab'n und nacha 's Loch wieda zuag'schütt't ham. Tiasa wann's grab'n hätt'n, waar 's Wassa scho sürtemma.“

Der Bauer schüttelte den Kopf. „Jez'a g'hört 's Grundstück 'n Vorsteher und der gibt's nimma her zu dera Suacherei.“

„Wird scho müass'n, wann's die Regierung will.“

„Sell werd'n ma erst seh'n.“ Des Gespräches überdrüssig ließ der Gimplbauer seine Ochsen unter Fluchen und Peitschenthallen weiterrollen, während der Moosmüller seinen Weg dem Dorfe zu fortsetzte.

Aus der gewundenen Talschlucht des Leidenbachs quollen unheimlich graue Nebel herauf und krochen

langsam wie drohende Ungeheuer den Uferrand entlang. Aus der Ferne aber, wo hinter den dunklen Höhenzügen das unsichtbare Wetter brütete, klang von Zeit zu Zeit ein halbblautes Murren herüber wie das dumpfe Grollen feindlicher Mächte. Von der staubdüren Dorfstraße flatterten ängstlich die Tauben auf und strebten dem Schlage zu; ein paar verirrite Schwalben schossen wildkreischend durch die Luft, als suchten sie, unheilahnend, ein schützendes Dach.

Am Eingang der Gaststube des Jägerwirts stieß der Moosmüller auf Toni Glimmer, den jungen Lehrer. „Wia steht's nacha?“ fragte er. „Guat Aussichten?“

„Fürs Wetter gut, für den Brunnen schlecht. Wenn's Regen gibt, wird alle Not wieder vergessen sein.“ —

„Aba dö's waar' do a Schand' vor da Regierung und dem Herrn Ingschenier.“

„Nur den Mut nicht verlieren, Moosmüller,“ tröstete der Lehrer. „Kein Baum fällt auf einen Streich. Tun wir das Unjere.“

Die halbblau geführte Unterhaltung war nicht unbemerkt geblieben. Durch den langen Tisch von den beiden getrennt, stand eine Gruppe von Ortsbewohnern, die die Hüte auf den Köpfen, die Hände in den Foppentaschen und die kurzen Peisen im Munde, sich in höhnischen Bemerkungen ergingen.

Eine hagere Gestalt in langem, abgetragenen Rocke, das faltige Gesicht mit wirren Baristoppeln bedeckt, trat zu ihnen.

„He, Schafmichl,“ rief der kleine bewegliche Schneider-Friedl. „Woast scho 's Neueste? Zahlen muast wieda.“

„Was — zahl'n?“ — Die Prife, die der Schafmichl eben zwischen Daumen und Zeigefinger gelegt, um sie mit der breiten roten Nase bedächtig aufzufaugen, fiel zu Boden, während er Mund und Augen aufriß. „Kenma's ebba wieda mit a'ra neuen Steu'r daher?“

„Auf a höhere Umlag' kaunst di g'faßt macha. Umafunst werden's den neu'n Brunna net grab'n.“

„D mei, o mei, san dö's Zeit'n,“ seufzte der Hirte und kratzte sich mit der weitergebräunten Hand die spärlichen weißen Haarbüschel. „Nacha is ja a jede Stimm', wo gegen den neu'n Brunna is, vo Wichtigkeit.“

„Dös glaub' i,“ warf der eben ankommende Gimplbauer dazwischen. „Drum halt't's z'famm, Mander, gega dö neumodigen Revoluzza. Da Lehra is aa so oana. Der hat in der Sach' net auslass'n mit Schreiben an dö Regierung.“

Der Schafmichel lachte pfliffig. „Siehgst es, siehgst es, dö's kimmt davo, wann oaner schreib'n to! Nix als Dummheiten.“

Ärgerlich trat der Moosmüller, der die letzten Worte gehört hatte, auf den Hirten zu. „A Tepp bist scho, aba a ganz'a. Willst 'lei g'scheiter sei' als da Herr Glimmer.“

Doch der Schafmichel kicherte nur selbstgefällig vor sich hin. „Jessas, Jessas, weg'n meina brauchat's

kan Lehra auf da Welt geb'n. Hab' meina Tag nix g'lernt und bin do g'scheit word'n."

"Sell is g'wis, 's Wetta, wo net kimmt, prophezei'n, dös vafteht," lachte spöttlich der Müller. "Aba über'n Herrn Lehra und den Herrn Inzchenier lass' i nix Unrechts red'n."

Von ehrlichem Zorne fortgerissen hob er die Faust, während der Schneider-Friedl, der Simplbauer und die anderen Umstehenden dem bedrohten Hirten beisprangen. Doch auch die wenigen Gesinnungsgenossen, die der fortschrittlich denkende Müller im Dorfe zählte, eilten diesem zu Hilfe und kampfbereit standen sich die beiden Parteien gegenüber.

Da unterbrach der Eintritt des Ortsvorstehers das gewaltsame Auseinanderplagen der Gegensätze und verhinderte den völligen Ausbruch des Streits. Die Erregten begaben sich schweigend auf ihre Plätze und der Simplbauer, die Hand in der Tasche seines Zankers ballend, begnügte sich zu murmeln: "Jeha is da Rechte da. Und jeha werd'n ma dir's scho zoag'n, Moosmüller, dir und dem Lehra und dem Inzchenier und da ganz'n Bagasch mitananda."

Jodokus Beziner, ober der Darenhofer-Jockl, wie man den Ortsvorsteher gewöhnlich nannte, hatte seinen Platz am obersten Tische eingenommen.

"Das Schreiben von der Regierung," sagte der Lehrer, ihm ein lang zusammengefaltetes Papier reichend.

Der Vorsteher schob es behutsam beiseite und griff zunächst, als wollte er sich für die schwere Arbeit stärken, zu dem vor ihm stehenden Weinschnaps. Dann vertiefte er sich in den Inhalt des Schriftstücks und die finsternen Falten auf seinem harten, knöchernen Gesicht schienen sich noch zu vertiefen. Die Bauern hielten sich eine Weile still. Das große Siegel imponierte und stößte ihnen die vor allem Amilichen empfundene Scheu ein. Endlich aber verlor der Buchenhofser die Geduld und rief: "Jeha laßt's amal hör'n, Vorsteher, was dö Har'n und Kräh'nfüß da jag'n!"

Jodokus Beziner räusperte sich. "Des wikt's, Mander, warum ma z'sammkemma san. Dö Gmoa soll Stellung nehma zu der Brunnenfrag'."

Der Simplbauer ließ die schwere Faust auf die Tischplatte fallen. "A Brunnafrag' gibr's überhaupts net, sag' i, weil ma kan Brunna net brauch'a. Unfre Väter hab'n 's Wassa aus dö Reg'ngruab'n trunt'n, und mir san aa groß word'n dabei."

"Recht hast," stimmte der Schafmichel zu.

"Und wenn's amal net regnet, gibr's no allweil was anders zum Trinka," schmunzelte der dicke Jägerwirt, während er die leeren Gläser frisch nachfüllte.

"Dö Herrn vo da Regierung," nahm der Vorsteher wieder das Wort, "wollen davo nix wiss'n. Vom vielen geistigen Getränk is da im Schreiben herin aa dö Red'. Da Schnaps verderbe dö Moral. Drum müsse a guat's Wassa her."

"Do schaug," ereiferte sich der Schafmichel, "teure Wein lönn'a's trint'n, dö g'studirten Herrn, aba

uns woll'n's an ehrlichen Schnaps, wo doch Leib und Seel z'sammhalt', net gunna."

Aber es ist doch bekannt, daß das viele Branntweintrinken der Gesundheit schadet," wagte der Lehrer, von seinem Protokoll ausblickend, einzuwenden.

Spöttisches Lachen war die Antwort.

"Bist aa oaner vo dö Herrisch'n," schrie der Simplbauer, "dö moana, da Bauer to Wassa sauf'n, wia's liebe Viech."

"I hab' 'n Schnaps scho mit 'm Rindsbri ver-sucht und bin no allweil g'sund g'wen," beteuerte der Schafmichel.

"Und wer a Lump is, der bleibt's aa," fiel der Buchenhofser ein, "und wann er 's Wassa kübelweis' sauft."

"Wäre Herr Allgaier hier, er würde Euch schon —"

Doch der Vorsteher ließ den Lehrer nicht zu Worte kommen. "Da Inzchenier is in d' Stadt g'fahr'n, um si nach Arbeitsleut' umz'schau'n, und darum, daß er net dreinred'n to, hab' i Ent z'sammag'ruft'n."

"Recht so, wir beraten unsre Angelegenheit'n scho selba," scholl es.

"Also laßt's uns amal zur Sach' kemma, Mander. Is wer dafür, daß ma z' Dedenerlach an neua Brunna grabt'?"

"I," rief der Moosmüller vom unteren Tische her. "A Schand' is's, wann's dö verhindern wollt's, was do nur zum Besten vo da G'moa is."

Alle anderen aber schwiegen und der Darenhofer fuhr fort: "Na san ma ja eini und i werd' Entern Will'n an dö Regierung bericht'n."

"Woll, woll," nickte der Schneider-Friedl. "Wir lass'n uns ka Wassa von dene Stadträäd' verordna. Dös kammst dö Herrn aa schreib'n, Vorsteher."

Die Bauern lachten über den Witz. Der Moosmüller aber stieß wütend dicke Dampfwolken aus seiner kurzen Pfeife. "Gegen dö damischen Dick-schädel to ma amal nix macha," murmelte er.

"Waar' g'scheiter, sie schaffeten uns Brot statt 'm Wassa," schrie noch lauter als zuvor der Simplbauer, und wieder tanzten unter seinem wuchtigen Faustschlag die Gläser und Krüge auf der langen Tischplatte.

Der Lehrer legte die tragende Feder beiseite und erhob noch einen letzten Einwand. "Der Protest wird Euch nichts nützen. Hat doch der Herr Ingenieur bereits den obrigkeitlichen Auftrag erhalten, an der Stelle der alten verschütteten Brunnen-grube neue Untersuchungen anzustellen."

Jodokus Beziner erbläkte einen Augenblick. Dann aber schob die glühende Rote des Zorns in sein hartes, von tiefen Falten durchfurchtes Gesicht und er fuhr sich mit der Hand in das wirre, graue Haar, als wollte er einen peinlichen Gedanken verschuegen. "Da Inzchenier soll nur kemma, i leucht' eahm scho hoam. I hab's Grundstück mit 'm alten Brunnaloch kauft, und auf mein' Bod'n bin i da Herr. Scho lang hab' i auf dem Platz an neu'n Stadl bau'n wollen und justament morgen fang' i o damit."

„Nacha werb' Ent dö Regierung zur Abtretung zwinga,“ warf der Moosmüller ein, „s Interesse vo da G'moa geht über Entfern Stabl.“

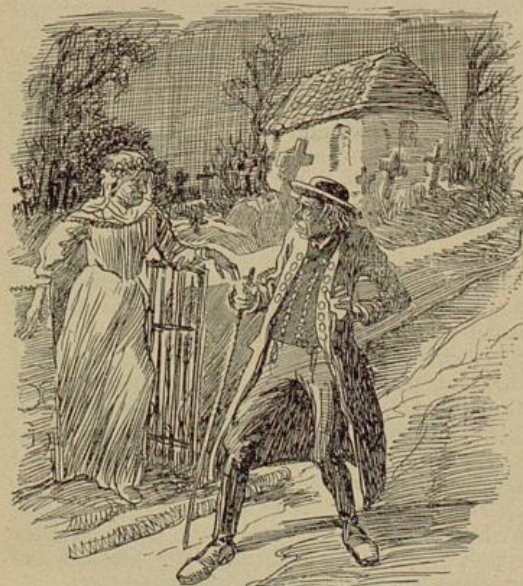
„Dö G'moa will kan Brunna und damit san ma firri.“

Der Daxenhofer faltete das Papier zusammen und erhob sich. Die Sitzung war beendet.

„Da hört's, wia's regnet,“ rief im Hinansgehen der Schafmichel, „da Herrgott drob'n sorgt scho selba fürs Wassa und a hohe Regierung brauch'n ma net dazua.“

Es war nur ein kurzer Platzregen gewesen. Als die Bauern in ihre Häuser zurückkehrten, hatte sich der Himmel schon wieder aufgehellt. Das drohende Wetter war über dem Hügelgelände von Weidenau und Moosbach niedergegangen und hatte nur einen leichten Streifschauer bis Dedenerlach gesandt. Von einem Ende der Wassernot konnte noch keine Rede sein. Doch darüber machte sich der Ortsvorsteher keine Gedanken.

Den Jägerwirt verlassend und sich allein sehend, stand er einen Augenblick still. Die Verhandlung hatte ihm doch heiß gemacht, heißer als er sich's merken lassen durfte. Den Janter öffnend, atmete er wie von einer schweren Last befreit, die abgekühlte frische Nachtlust ein. Das Lächeln selbstbewußten Triumphes, mit dem der Verfolgte sich glücklich den



„Narren-Kathl, völli daschreckt hast mi.“

Häschern entronnen sieht, glitt über sein scharfgeschnittenes Gesicht, das auch im Alter noch die Spuren einstiger Leidenschaften zeigte.

Während er weiter seinem am Sübende des zerstreut gebauten Dorfes gelegenen Hofe zuschritt, ward seine Laune immer besser, die finstere Falte zwischen seinen buschigen Brauen glättete sich und von Zeit zu Zeit

rieb er sich vergnügt die Hände. War diese Brunnengeschichte mit ihren Gefahren aus der Welt, so hatte er allen Grund, zufrieden zu sein. War doch der jahrelange Prozeß, den er mit dem Gartenhofer, dem zweitgrößten Bauern des Dorfes, geführt, vor wenigen Wochen mit einem Vergleich beendet worden, den er sich nicht günstiger wünschen konnte. Für Walpi, seine einzige Tochter, die kürzlich ihren achtzehnten Geburtstag gefeiert, war es Zeit geworden, zu heiraten, und eine bessere Partie als des Gartenhofers Ältesten, den Veitl, konnte sie nicht machen. Im Wirtshaus, wo sich die beiden Gegner geeinigt hatten, war die Sache abgemacht worden, und wenn im nächsten Frühjahr der Gartenhofer übergab und die Hochzeit stattgefunden, dann waren die beiden schönsten, noch dazu aneinandergrenzenden Höfe der Gegend so gut wie in seinem Besitz. Walpi, deren Mutter schon vor Jahren das Zeitliche gesegnet, mußte freilich noch nichts von ihrem künftigen Glück. Aber was machte das. Veitl war kein Freund von vielen Worten, und sein Kind hatte nur zu gehorchen. Sobald die herkömmliche feierliche Werbung erfolgte, war alles abgetan.

Mit solch erfreulichen Zukunftssträumen beschäftigt, war Jodokus Beziner auf dem am Ende des Dorfes abzweigenden schmalen Fußweg zu dem bei einer kleinen Kapelle einsam gelegenen Friedhof gekommen. Doch heute herrschte nicht die gewohnte Stille an der Ruhestätte der Toten. Der immer stärker werdende Nachtwind, der heulend um die niedere, graue Steinmauer strich, erweckte unter den Grabkreuzen und Leichensteinen seltsame Stimmen. Es rauschte, klapperte, klirrte und pfliff, und in den dünnen Kränzen raschelte und wisperte es wie erwachendes Leben.

Unwillkürlich erschauernd, beschleunigte der Ortsvorsteher seine Schritte. Doch wie er an der offenstehenden Pforte vorüberkam, bannte lähmendes Entsetzen seinen Fuß. War das ein höllischer Spuk, die Gestalt eines Toten, der nie mehr aus seiner Gruft erstehen durfte? — Wahrhaftig, das bleiche, vom Licht des aufgehenden Mondes beschienene Gesicht glich dem eines Geistes. Von kaltem Schauer überrieselt, starrte er die regungslos dastehende Gestalt an. Jetzt machte sie eine Bewegung. Er erkannte die alte Allgaierin, die ihre Mutter des ihm in tiefster Seele verhassten Ingenieurs.

„Narren-Kathl, völli daschreckt hast mi,“ stieß er mit stockendem Atem hervor. „Was tuast du da zu solcher Stund?“

Das runzelvolle, verwitterte Gesicht mit den großen hellgrauen Augen starrte ihn an. Dann beugte der weißhaarige Kopf, den wie ein Hochzeitskranz ein Gewinde von Feldblumen schmückte, sich vor, und eine heißere Stimme flüsterte in sein Ohr: „Was brauchst zu frag'n, Bua? — den Lenzl juach' i.“

Den Ortsvorsteher fröstelte es. „Da Hochholzer is ja lang tot.“

„Woast es g'wiß?“

„Dreißig Jahre san's, daß er vachswund'n is.“

Die Alte schüttelte den Kopf. „O mei, i woast

es besser. Gestern z' Obend is er furt. Und gel', in an Jahr muas er als Urlauba wieda kemma?"

Der Darenhofer zuckte zusammen. „Tote kemma net wieda,“ sagte er hastig und blickte scheu zur Seite.

Die Stimme des unheimlichen Weibes hob sich zu schrillum Klange. „Net wahr is's. Wer tot is, der muas aa a Grab hab'n.“

Der Ortsvorsteher schien sich erst jetzt zu erinnern, daß er mit einer Irren sprach. „Laß mi aus, Kathl, narret bist.“

Doch die Alte vertrat ihm den Weg. „Wer ka Grab hat, der to aa net tot sein. — Uba 'n Lenzl sein's find' i net, und hab' do 'n ganzen Freithof abg'suacht. Warum hat da Lenzl ka Grab?“



Sie aber hatte beide Arme um seinen Nacken geschlungen.

„Was woas' i!“ — Der Bauer wollte sie ärgerlich zur Seite stoßen, doch die erhobene Hand sank wie gelähmt herab. Ein grauenvolles Bild stieg ihm empor aus der Nacht der Vergangenheit. O jener Abend, da er sie hinter dem Hliederbusch belauscht, da der Geliebte Abschied von ihr genommen, für ein kurzes Jahr, wie er wähnte, — und doch für die Ewigkeit. Daß der unselige Tag ausgedöhnt wäre in seinem Leben!

„Laß mi aus, Narren-Kathl!“ schrie er, wie von plötzlicher Angst gefoltert, auf. Dann rannte er, als peitschten ihn Furien vorwärts, den Feldweg verlassend, quer über die vom fahlen Mondlicht beschienene Wiese seinem Hofe zu.

Lange, lange hatte es bei Walpi gewährt, dieses seltsame, unverstandene Sehnen und Suchen. Immer

fehlte ihr etwas, und sie wußte nicht, was. Den Gedanken darüber nachzuhängen aber tat wohl und weh zugleich. Manchmal glaubte sie es vor sich zu sehen, das unbekannte Ziel, und sie hätte sich Flügel wünschen mögen, wie die Vöglein des Waldes, ihm entgegenzulegen, hinauf in den blauen, sonnbestrahlten Himmel. Die Wellen des Baches raunten ihr geheimnisvolle Worte zu, aus dem Duft der Blumen wehte es sie an mit süßem Schauer und nachts aus Sternenglanz und Mondbeschimmer sah es mit stillen erusten Augen fragend auf sie nieder, das große Rätsel, das ihr Blut bald stocken, bald schnell und heiß pulsieren ließ und das sie doch nicht lösen konnte.

Nun endlich hatte sie die Lösung, die Antwort gefunden, die wie ein goldener Märchenschlüssel das Zauberschloß ihrer heimlichen Träume öffnete. Aus Urban Algaiers Munde war sie gekommen und immer wieder preßte sie die blühenden Lippen auf die seinen.

Ganz still und einsam war es um die alte, ver morschte Holzbank am waldigen Hang des Starenbühls, auf der das entscheidende Wort gefallen. Nun wußten sie's beide, daß es keine Trennung mehr für sie gab in Zeit und Ewigkeit. Der Korb mit den rotleuchtenden Preiselbeeren, bei deren Pflücken der Ingenieur ihr geholfen, stand zu Füßen des Mädchens, sie aber hatte beide Arme um seinen Nacken geschlungen und sah mit ihren lichten braunen Augen unverwandt in sein männlich schönes, von dunklem Vollbart umrahmtes Gesicht, dessen hohe Stirn ein weicher grauer Filzhut beschattete.

Das flüsternde Liebesgeplauder war verstummt, eng aneinandergeschmiegt saßen sie eine Weile regungslos da, auf das einschläfernde Gezirp der Grillen lauschend, während ihre Seelen die Flügel zu neuem jubelndem Aufzug ins Land der Liebe, der Seligkeit spannten.

Plötzlich schreckte der unheimlich heisere Schrei eines Hähers das Mädchen aus seinen glücklichen Träumen. Angstvoll blickte sie sich nach dem dichten Tannenwalde um, der, mit buschigem Unterholz durchsetzt, hinter ihrem Rücken den Hügel hinaufstieg. Ihr scharfes Ohr hatte noch ein anderes Geräusch vernommen, das wie das knackende Brechen durrer Zweige geklungen.

„Hast nix g'hört, Urbl? Mir war's, als sei a Mensch in da Näh.“ —

Erschrocken horchte auch der junge Mann eine Weile mit verhaltenem Atem hin. Doch nur das dumpfe Gurren einer Wildtaube ließ sich noch aus der Tiefe des schweigenden Forstes vernehmen. Er schüttelte den Kopf. „Es ist nichts, Herzl. Was fürchtest du auch? — Bin ich nicht da zu deinem Schutze?“

Doch Walpi wollte sich nicht beruhigen. „Ach, Urbl, mir is so bang ums Herz. Wann uns der Vater belauschet!“

Er ergriff ihre kleine weiche Hand und strichelte sie zärtlich. „So weiß er's gleich, was wir ihm doch einmal sagen müssen.“

Das Mädchen erschraf. „Naa, naa, davo derstt no lang net reb'n.“ Ein Schatten glitt über das liebe Gesicht. „Wenn's da Bata amal ahnet, daß i di gern hab', nia könnt' i di mehr seh'g'n. Ka Mensch darf wissen von unserer Liab'.“

„Aber so kann's doch nicht immer bleiben, Kind.“  
„Wann nur da Gartenhofer Beittl net waar'“, seufzte sie.

„Was ist's mit dem?“

„Gahm hat mi da Bata bestimmt. Sei Schwesterl hat ma alles varat'n. Beim Jagawirt hab'n sie's ausg'macht. Freilt zur Eh' zwinga laß i mi net. Uba dir gibt mi da Bata niemals. Woast ja selba, daß er di haßt.“

„Aber ich kann mir nicht denken, warum?“

„Wegen dem neua Brunna werd's sein.“

„Mich dünkt, es ist noch was anderes.“

„Leicht weil — —“ Walpi stockte und sah erötend zu Boden.

Allgaier's offenes Gesicht verdüsterte sich. „Weil ich ein lediges Kind bin, willst sagen?“

Das Mädchen schwieg.

„Kann ich dafür“, fuhr er erregt fort, „daß mein Vater spurlos aus der Welt verschwunden ist. Wär' er zurückgekommen, so hätt' er mein armes Mutterl zu seinem ehrlichen Weib gemacht. Sie hat's gewußt und sich in einer schwachen Stund' vergessen. So bin ich, wie sie schon den Verstand über dem Unglück verloren hat, ohne Vater zur Welt gekommen — und muß schon drin bleiben, um deinetwegen, Walperl.“

„Dös sollst aa! Mir waar's ja ka Welt und ka Leben mehr ohne di.“ — Angstvoll, als quäle sie die Furcht, je den Geliebten verlieren zu können, schlang sie die Arme noch fester um seinen Hals. —

Der Gartenhofer-Beittl ballte in seinem Versteck ingrimmig die Faust. Jetzt wußte er, daß sie ihn verloren war. Aber ein anderer sollte sie auch nicht haben! Einen letzten, haßerfüllten Blick warf er durch das dichtverchlungene Geäst des Unterholzes nach der Bank hinunter. Das Paar hielt sich in seliger Selbstvergessenheit noch immer umfaßt und schien nichts von der Nähe des Lauschers zu ahnen. Um so besser. So konnte er sich ebenso unbemerkt, wie er gekommen, wieder fortschleichen.

Es war weniger Eifersucht und wahre Leidenschaft, was die Brust des jungen Bauern erfüllte, als gekränkte Eitelkeit und der Ärger über die vergeblich erhoffte reiche Mitgift. Seit Walpis Vater und der seine die Sache beredet, glaubte er alles in Ordnung und am Kirchweihstag hatte er offen um die Hand des Mädchens werben wollen. Als aber der junge Urban Allgaier, den ein entfernter Verwandter in der Stadt hatte studieren lassen, vor einiger Zeit in sein Heimatdorf gekommen war, um seine unglückliche Mutter zu besuchen und im Auftrag der Regierung den Boden nach Wasser zu untersuchen, waren ihm doch Zweifel aufgestiegen. Des Sonntags in der Kirche hatte er die ersten verdächtigen Beobachtungen gemacht. Dem Lehrer war die schöne

Stimme des Ingenieurs für seinen Chor willkommen gewesen und gerade hinter der Walpi mußte dieser beim Gesange der heiligen Messe stehen. Wenn dann die beiden zusammen das Gotteshaus verließen, so schienen es nicht immer andächtige Worte zu sein, die sie wechselten. Nur allein hatte Beittls wachsender Argwohn sie noch nicht überraschen können. Heute aber, als er unter dem waldigen Vorsprung des Starenbühls das letzte Gras schnitt, hatte er die Walpi schon von weitem kommen sehen. Nachdenklich, einen Beerenkorb am Arme, schritt sie dahin. Doch das festtägliche schwarze Nieder, das roteidene Brusttuch, der buntgestreifte Rock, wie der blitzende Kamm, der die üppigen braunen Flechten zusammenhielt, paßten schlecht zu solchem Gange. Ein näher Verdacht durchzuckte den Burschen. Ehe die Näherde ihn bemerken konnte, trat er schnell unter die Tannen zurück. Und wie sie vorüberging, ward das ahnungslos angestimmte Lied vollends zum Verräter:

„Da drunten im Tale geht 's Bacherl so trüb,  
Und i so dir's nit hehlen, i hab' di so lieb.  
Und sag' i dir's zehnumal, i hab' di so lieb, —  
Und du gibst mir ka Antwort, so wird mir's ganz trüb.“

Kaum war die volle, reine Stimme verhallt, so warf der Beittl in Wut die Sense zu Boden und schlich behutsam durch das Dickicht den Hügel hinan. Wichtig, da unten auf der Bank saß schon wartend der junge Allgaier. Verstand der Hörcher auch nicht, was gesprochen wurde, die Blicke und Gebärden, zuletzt das Händedrücken und Küssen sagten ihm genug. Mochte das Gras bis morgen weiter wachsen! Zunächst galt es etwas anderes abzuschneiden, den Liebesfaden, den das Paar da unten so heimlich gesponnen.

Ehe der Gartenhofer-Beittl das elterliche Haus erreichte, kam er am Anwesen des Ortsvorstehers vorüber. Der Beziner-Jockl stand am Zaun und blickte nach dem Hofe des Nachbarn hinüber. Im Geiste mochte er schon mit berechnender Freude die beiden Besitzungen vereinigt sehen. Der kam ihm gerade recht! Dicht an den Zaun herangehend, machte er seinem Grimm in einem höhnischen Zuchzer Luft: „Zuhu, Dargenhofer, bald wird Hochzeit g'halt'n!“

Das Gesicht Beziners leuchtete auf, als habe der andere seine Gedanken erraten. „Hast mit der Walpi g'reb't?“ fragte er hastig.

Der Bursche lachte spöttisch auf. „Mit der Walpi? — Geh weita. Dei Madl wird amal net Gartenhoferin, — sell sag' i dir glei.“

Der Vorsteher entfärbte sich und trat bestürzt einen Schritt vom Zaune zurück. „Was sagst?“

„Daß jeka die Heimbacher Moni g'freit wird.“

„Dös gibt dei Bata net zua. I hab' sei Wort.“

„Dös Wort gilt nir'n, wann mi dö Walpi net mog.“

Der Bauer bebte vor Wut. „Dös Dirndl di net mög'n! Wie kannst dö wiss'n?“

„Weil's scho an andern hat.“

„An andern, sagst?“ kam es leuchend aus Beziners Brust.

„Woll, woll, wird scho da Rechte sein. Wünsch' dir Glück zu dem. A aus'ghungerter Hund is sei

ganza Viehstand. Um den schlägt's den reichen Gartenhofer aus."

"Bist narret word'n? Von wem red'st nacha?"  
"Vom Allgaier Urbl, dem noblichten Lump, dem Stadtfrack. Geh außa am Starenbühl, dort kanfst dö zwoa glei dein' Seg'n geb'n."

"Himmelherrgottsfakra," fluchte der Darenhofer, — "da soll do glei 's höllische Feuer, aba so hör' do, Beitel —"

Der Bursche hatte sich schon umgedreht und ging pfeisend dem väterlichen Hofe zu.

Einen Augenblick stand Zodokus Beziner wie betäubt. Sollte der ganze mit so kluger Berechnung aufgeführte Bau seiner Hoffnungen und Träume um der kindischen Laune seiner Tochter willen zusammenbrechen? — Niemals! Dem ehr- und pflichtvergessenen Mädchl wollte er den Kopf schon zurechtsetzen und diesen frechen Ingenieur zum Teufel jagen. Auf der Stelle! Fand er sie noch beieinander, um so besser. In zorniger Wut eilte er durch das Haus auf die Straße, um den nächsten Weg zum Starenbühl einzuschlagen.

Draußen aber trat ihm der im Dorfe stationierte Gendarm entgegen.

"He, Ortsvorsteher, net gar so eilig, ich hab' mit Euch zu reden."

"Was wollt's? Hab' jeha net der Weil."  
"Verordnung des Bezirksamtmanns. Da werdet's schon hör'n müssen."

Der Darenhofer erbläzte. "Was, lei gar wieda weg'n dem sakramentischen Brunnna? I moan', damit is's gar und aus. Ham ma net einig'schrieb'n in d' Stadt, daß ma ka Wassa net brauch'a!"

"Aber die hohe Regierung ist anderer Meinung. Die gesundheitschädlichen Zustände in Dedenerlach sollen beseitigt, die Moralität gehoben werden. Die Arbeiter, die den neuen Brunnen anlegen sollen, sind bereits eingetroffen."

"Was geht's mit an. Graben soll'n's, wo's mögen. Finden tean's eh nix."

"Der Herr Ingenieur behauptet, daß an der Stelle, wo man früher schon nachgeforscht hat, Wasser sein müsse, und der Platz liegt auf Eurer Besitzung."

"Bei mir wird nix grab'n," entschied Zodokus Beziner kurz, — "i leid's net, i net!"

"Man wird Euch nicht lange fragen und nötigenfalls mit Gewalt —"

"Mit G'walt? — Daß i net lach'! Mir hat dö Regierung nix z' sag'n. I bin a freier Bauer."

"Nur so lange Ihr den gesetzlichen Bestimmungen gehorcht. Aber wenn Ihr Euch weigert —"

"Was is nacha?" Klang es höhnisch zurück.  
"So bin ich da, verstanden. Der Platz wird expropriert, und morgen fangen die Leute mit der Arbeit an."

"Dö meinigen aa."

"Was soll das heißen?"

"Daß i an neu'n Stadl brauch' und daß dersell justament an gleichen Platz kimmt, wo dö alte Brunnagrüab' liegt."

Der Gendarm wurde ärgerlich. "Tut, was Ihr wollt. Aber das sag' ich Euch, der Herr Ingenieur läßt nicht mit sich spaßen, und wenn Ihr was aufbaut, so reißen's seine Leute wieder zusammen."

"Sell werd'n ma scho jehg'n," tobte der Bauer und schüttelte die geballte Faust hinter dem Davongehenden drein. "Ent Schandi fürcht'n ma no lang net. Und 's ganze Dorf is auf meine Seit'n." Es kochte in ihm vor Wut. — O dieser Allgaier! Dem verdankte er den ganzen Ärger. Und der mit seiner Tochter! — Er lachte grimmig auf. Den beiden wollte er's zeigen! — Aber es war schon zu spät. Da kam ja die Walpi mit ihrem gefüllten Korbe bereits nach Hause! Die Unterhaltung mit dem Gendarmen hatte ihn zu lange aufgehalten, um das Paar noch zu überraschen.

Mit zusammengebißnen Zähnen trat der Darenhofer auf das erschrockene Mädchlen zu, packte mit schmerzndem Griff ihr Handgelenk und riß sie wütend in den Hausflur.

"Woher kimmt, Deandl?" stieß er knirschend hervor.  
"Vom Beerenjuach'n am Starenbühl, woaßt's ja, Bata —"

"Was anders hast g'suacht, moan' i — —"

Sie zitterte bei der Frage. Ihr Ton sagte ihr, daß der Vater alles wisse, und ein plötzlicher Entschluß durchzuckte sie. Unter solchen Umständen war es das beste, wenn sie offen und ehrlich ihre Liebe eingestand. Mit heiß erglühenden Wangen hob sie bittend die Hände.

"Ja, Bata, dervaten hast's, i hab's net g'suacht und do g'fund'n —, g'fund'n hab' i — —"

Der Bauer stieß sie rauh zurück. "Den nixnutzeten Loder, den Inschenier! Und dö's schaamt di net, mir ins G'sicht z' sag'n, ehrlöse Dirn!"

Walpi wurde totenbläß. "Sag dö's net, Bata. Nix Unrechts is g'scheh'n. Und amal muuß i dir's ja do sag'n. Ja, i hab' den Urbl vo Herz'n gern, und ka anderer auf da Welt wird amal mei Mo."

"'n Gartenhofer-Beitel nimmst. Da gib't's kan Widajpruch!"

"I kon' net, Bata."

"Nacha wirst müass'n. Und da Lump von au Inschenier, wann er's wagt, mei Haus zu betret'n, mit dö Hund heß' i 'n außa."

Das Mädchlen schluchzte laut auf. "Bata, hab' do Erbarma mit mir und meine Liabl! Da Urbl is a braver, ehrlicher Mo, wia's kan Bessern net gibt."

"A herg'laufana Bazi is er, a ledigs Kind und —"

Walpi richtete sich in ehrlicher Entrüstung auf. "A Sünd' is, so zu red'n. Ka da Urbl dafür, wann sei Bata da armen Kathl 's Wort net hat halt'n können. Wer woaßt, wer schuld dran is — —"

"Schuld," murmelte der Bauer und starrte einen Moment mit weitaufgerissnen Augen ins Leere, als sähe er einen Geist vor sich aufsteigen wie bei der nächtlichen Begegnung mit der Irren. "Schuld, was woaßt du, damisches Deandl, da Hochholzer is vashwund'n aus da Welt —"

"Und wann er do no wiedataam', Bata?"



„Der kimmt nimma.“ — Es war, als erschreckte er über seine eigenen Worte. „Dös hoast, weil er längst tot sei“ muast,“ setzte er schnell hinzu. „Was soll überhaupts dös dumme G’schwab. Vom Allgaier Urbl red’n ma und net vo sein’m Bata.“

Walpi war die seltsame Erregung des Vaters nicht entgangen. Ein dunkler Argwohn stieg in ihrer Seele auf. Sollte er mehr von dem verschollenen Lenzl wissen und darin der Grund seines Hasses gegen den Geliebten zu suchen sein? — Doch sie konnte der Sache nicht weiter nachdenken, denn plötzlich fühlte sie ihren Arm ergriffen und sich mit unwirscher Gewalt in die Stube gerissen.

„Da herin red’n ma weita, dö Leut’ brauch’s net z’ hör’n, was —“ Der Darenhofer unterbrach sich, denn das Mädchen hatte sich schluchzend zu seinen Füßen geworfen.

„Bata, i beschwör’ di bei allen Heiligen, mach mi net unglückli, i kon amal net —“

Mit großen Schritten, die Hände auf dem Rücken, schritt der Bauer im Zimmer auf und nieder. Dann blieb er vor der jammernden Tochter stehen. „Dummes G’wajsch, vageß’n laßt si all’s,“ kam es stoßweise, doch mit gedämpfterer Stimme von seinen Lippen. „Da Mensch leunt’s scho, wann er muast. Is mir aa net anders ganga, als i jung war.“

„Dir, Bata?“ Walpi horchte aus ihren Tränen auf. Davon hatte er noch nie gesprochen. „Hast du dö Muatta kriegt.“

„Vo der red’ i net, — dö Allgaier Kathl —“ Der Name war heraus, ohne daß er es gewollt hatte.

„Dö — dö — hast du —“  
„No ja, gern hab’ i’s g’seh’n, selm — vor a dreißig Jahr’. Ihr Muatta, dö arme Witfrau, hat ma’s aa zug’sagt g’habt und all’s is ausg’macht g’wen. Aba anders is’s kemma.“

Er warf sich auf die breite Ofenbank und stützte den Kopf in die Hände, dumpf vor sich hinbrütend.

Walpi hatte sich behutsam erhoben und war zu ihm herangereten. „Sell, — weil’s dei Liab net hat erwidern können, weil’s den Hochholzer Lenzl —“

Der Vorsteher fuhr auf, als habe er einen Schlag ins Gesicht erhalten. „Verfluacht sei sein Nam’, aba naa,“ — wie gebrochen sank er wieder auf die Bank zurück. „Toten soll ma net suacha, — ’s kunn’t sie aufweck’n im Grab. I hab’ ’n g’habt, wie i sein’n Buab’n haß’, den Urbl —“

Jetzt glaubte Walpi alles zu begreifen. Doch die Neugier trieb sie noch weiter zu fragen. „Und dann, Bata?“

„Dann? — Was soll dös G’frag’! Muast denn alles wiss’n?“ Er wühlte in seiner Erinnerung. Wie zu sich selber, in halblautem Murren sprach er weiter. „Um den armjeligen Bauernknecht hat’s mi o’g’wieß’n. Alle Vorstellungen vo da Muatta san umsonst g’wen. Und auf dö Leht’ is aa dö alt Allgaierin schwach word’n. Wie’s zum Sterb’n kemma is, hat’s ma ihr Wort broch’n und zuageb’n, daß dö Kathl amal den Hochholzer zum Mo kriegt.“

’n Lenzl aba ham’s zum Militär g’numma, und im Herbst hat er einrücken müass’n in da Stadt. Auf’n Abend is er furt, für a Jahr, wie er g’moant hat, denn dann hat er in Urlaub hoamtemma woll’n. I hab’ all’s g’hört, wie sie Abschied g’numma ham und da elende Lump üba mi g’lacht hat. In dera Stund’ hab’ i mir’s g’schwor’n, daß — —“ — er brach plötzlich stockend ab, und da das Mädchen ihn fragend anschaute, fuhr er fort, „g’schwor’n hab’ i mir’s, daß i’s vageß’n will, dö ungetreue Dirn, und — —“

„Und da Lenzl is ganga?“ —

„Muast wohl so sei. Am andern Morgen is er furt g’wen,“ stieß der Bauer hastig hervor. „So a vierzehn Tag’ späta is aba a Schreib’n aus da Stadt kemma, wo denn da Hochholzer bleibt und ob er a Deserteur word’n is, weil er beim Regiment net eintroffa sei. Da hab’n dö Schandi si aufg’macht und dö ganze Gegend o’g’juacht, aba nixen ham’s g’fund’n. Da Lenzl is vageß’n blieb’n. Ka Mensch hat’s je erfahr’n, wo er hinkemma is.“

„Und dö arme Kathl is drüba vom Vastand kemma,“ sagte Walpi schauernd.

Beziners Kopf sank schwer auf die Brust. „Woll, woll,“ stöhnte er — — „anders is’s kemma, als i ma denkt hab’. — Waar’s net narvat wor’n, so hätt’ i’s do zum Wei’ g’numma. ABA so hab’ i’s vageß’n müass’n und am selb’n Tag, wo da Urbl lebi zur Welt kemma is, hab’ i dei Muatta g’reit.“

„So — — so is’s g’wen,“ sprach Walpi sinnend. Sie konnte sich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren. Hatte ihr der Vater auch alles gesagt? — „Aba schau,“ fuhr sie fort, „wenn du dö Kathl gern g’habt hast, la’s nacha net Gottes Will’n sei, daß i ihren Urbl gern ham muast?“

Der Ortsvorsteher sprang jäh empur und hob den Arm drohend gegen die Tochter. „Neb mir nix mehr davo! Dem Bösen sei Wert is’s. ABA da Teifl soll net sein’n Spott mit mir treib’n. Da Gartenhofer hat mei Wort und auf Ostern machst Hochzeit mit ’m Beittl.“

„Nur dös net, Bata,“ schluchzte Walpi auf. „I will dir in all’m g’horcha, aba den Beittl nimm i gar nia net, ko wer’n, was mag.“

„Und wann d’ mit dem Allgaier Urbl no a oanzig’s Wörtl red’st, na kannst di am selbigen Tag vom Hof packa, dös mirk dir!“ schrie der ergrimmete Bauer und schlug dröhnend die Tür hinter sich zu.

Einige Tage waren vergangen. Urban Allgaier und Walpi Beziner hatten einander nicht mehr gesehen. Der Ortsvorsteher ließ seine Tochter nicht aus dem Hause. Nicht einmal zur Kirche hatte sie am Sonntag gehen dürfen. Jetzt freilich fiel ihm die Bewachung schwer. Denn draußen, rings um den Platz der alten zugeschütteten Brunnengrube war eine Anzahl Arbeiter beschäftigt, in aller Eile die Grundmauern des neuen Stallbaus aufzuführen, und der auf sein vermeintliches Recht pochende Bauer begab sich immer wieder selbst an Ort und Stelle, um die Leute zu eifriger Tätigkeit anzuspornen.



Die letzte Zeit über hatte sich der Ingenieur still gehalten, vielleicht um Walpis willen oder um zu sehen, wie weit der Darenhofer seinen Trotz treiben werde. Nun aber, da die gedungenen Leute ungeduldig wurden, hatte er gedroht, noch am Nachmittag ebenfalls und wenn nötig mit Gewalt die Arbeit zu beginnen.

Man erwartete einen ernstlichen Zusammenstoß und das ganze Dorf befand sich in fieberhafter Aufregung. Der starke Anhang Beziners, der von keiner Neuerung etwas wissen wollte, unterstützte immer wieder die Hartnäckigkeit des Vorstehers und sah mit hämischer Schadenfreude der weiteren Entwicklung der Dinge entgegen. Nur die Weiber, die schlimme Folgen für den Ort fürchteten, rangen die Hände und suchten ihre Männer zur Ruhe und Vernunft zu mahnen. Das schien nur zu nötig, denn am Morgen war der Moosmüller in Debenerlach eingetroffen und saß jetzt mit einigen Freunden beim Jägerwirt, bereit, sobald es zu offenem Streite kommen sollte, mit ihnen für die Herstellung des neuen Brunnens einzutreten.

Walpi lag die ganze Sorge für das Hauswesen allein ob, denn der Vater kümmerte sich um nichts mehr, als hinge seine ganze Zukunft an der nahenden Entscheidung. Von Zeit zu Zeit warf das Mädchen einen angstvollen Blick zum Fenster hinaus, aber immer sah sie das gleiche. Der Darenhofer stand da mit verbissener Wut und spornte unermüdlich seine Leute zu beschleunigter Arbeit an. Immer mehr wuchs ihre Furcht vor der nächsten Stunde. Jeden Augenblick konnte ja auch der Geliebte mit seinen Leuten auf dem Plage eintreffen, — und dann — sie mochte das Zusammentreffen sich nicht ausmalen, das ihre letzte schwache Hoffnung für immer vernichten mußte. Da bemerkte sie, wie der vorübergehende Mesner dem Bauern auf die Schulter klopfte und dieser ihm scheinbar unwillig folgte. Im selben Momente ließ sie ein leises Pochen am rückwärtigen Fenster der Stube, dort wo der schmale Feldweg hinter dem Hofe herumführte, erschrocken zusammenfahren.

Hinter den Scheiben tauchte ein dunkler Schatten auf. Sie erkannte die Gestalt Urban Allgainers.

„Jesses, Maria, — du,“ schrie sie auf, — „wann di da Bata siecht!“ Doch zugleich hatte sie schon das Fenster geöffnet und sah in das blasse, erregte Gesicht des Ingenieurs, dessen sonst so freundliche Züge heute den Ausdruck einer finsternen Entschlossenheit zeigten.

„Fürchte nichts,“ flüsterte er, „vor deinem Vater sind wir für die nächste Viertelstunde sicher. Der geistliche Herr hat ihn rufen lassen, um ihn noch einmal vor den Folgen seines Eigensinns zu warnen. Grab' hab' ich gesehen, wie er zum Pfarrhaus hinüber ist. Aber einmal muß' ich dich noch sprechen, Walpi, ehe es zum Äußersten kommt. So hab' ich die Gelegenheit benutzt. Hier sieht und hört uns niemand.“

„Wann neand übers Feld kimmt,“ meinte sie, noch immer ängstlich.

„Ich hab' mich schon umgesehen. Ist weit und breit kein Mensch in der Nähe. Auf der Bank am Starenbühl hab' ich dich jeden Morgen erwartet, aber du bist nicht gekommen.“

„Da Bata laßt mi ja net, und i hab' mi soviel g'fehnt nach dir.“ Sie beugte sich weit zum Fenster hinaus, so daß er ihren braunen Kopf zwischen beide Hände nehmen konnte. Zitternd duldete sie seinen Kuß.

„So weiß er alles?“

„I selba hab's cahm g'standen. Und Urbl, hast denn g'wußt, daß er als junga Bursch bei arm's Muatterl amal gern g'seh'n hat.“

„Ich hab' wohl reden gehört davon.“ Ein Schatten glitt über sein Gesicht. „Und Walperl, ich fürchte, daß der Grund seines Hasses — —“

Das Mädchen neigte bejahend das Haupt. „Ja, ja,“ fiel sie ein, „er leugnet's aa gar net, — und ach — —“

Er streichelte lieblosend ihre Hand. „Du liebes Dirndl, was soll nun werden?“

Ein schwerer Seufzer hob ihre junge Brust. „I woach es nit. Nir könnn ma tuan, als bet'n und zu Gott hoff'n, daß er a Wunda tuat.“

„Und wenn der Himmel nicht hilft, ich lasse nicht von dir, Walperl,“ flüsterte er leidenschaftlich. „Wüßte ich, daß nur die Brunnengeschichte schuld wär', ich gäbe alles auf, mein Amt, meinen Beruf, würde ein Bauer, wie ihr, und sollt' ich als Knecht um dich dienen.“

„Naa, naa, sell derfst net,“ unterbrach sie ihn. „Dei' Pflicht is's, auszuführ'n, was ma dir auftrag'n hat, und du muagst's tuan, wie i dö meine.“

„Die deine, Walpi, was meinst?“

„Di imma z' liab'n, und do, ach, Urbl, 's druckt ma 's Herz ab, aba 's muag sei' — —“

Ihre Arme sanken schlaff herab, Tränen rannen über ihre Wangen. „Dem Bata muß i g'horch'n, sei Fluach waar' unsa Unglück.“

„Den Beil willst nehmen?“ fuhr er, sich verärbend, zurück.

„Nia und nimma, dö's schwör' i dir. Ledt z' bleib'n to da Bata mi z'winga, aba an ung'liabten Mo z' frei'n net.“

„So sollen wir uns trennen, Walpi, trennen für immer — —“

„Wann dö heili Jungfrau uns net hilft — —“

„Aber ich kann dich ja nicht lassen, du bist mein alles auf der Welt,“ rief er in heißem Schmerz.

„B'hüt di Gott, Urbl,“ sprach sie, nur mit Mühe das Schluchzen unterdrückend, „sei stark wie i — —“

„B'hüt' di“ — — das Wort stockte ihm im Munde. „Walperl, ich kann's nicht sagen, — das furchtbare — —“

Sie fuhren erschrocken auseinander. Auf dem Feldwege ließen sich langsame, schlurfende Schritte hören.

Das Mädchen wollte hastig das Fenster schließen, doch im nächsten Augenblick atmete sie erleichtert auf. „Gott sei Dank, 's is nur — —“

„Mein armes Mutterl,“ flüsterte der Ingenieur. „Sie muß mir nachgegangen sein. Doch still, vielleicht bemerkt sie uns nicht.“

Er täuschte sich. Die Frey, die ihr bestes Gewand angelegt und eine rote Nelke ins weiße Haar gesteckt hatte, blieb, um die Scheune biegend, dicht vor den beiden stehen und starrte sie mit ihren leeren Blicken an. Dann fuhr sie sinnend mit der rechten Hand über die Stirn.

„Ja, ja, grad so is's g'wen, aa mit uns zwoa. Kemmt's mit mir. I will ent den Lenzl zoagen, denn heut kimmt er g'wiß, i woaß —“

„Sei ruhig, Mutterl,“ winkte der Ingenieur, „geh heim, ich komm' schon nach.“

Doch die Alte wich nicht von der Stelle. Ein irrer Glanz leuchtete auf ihrem Gesicht. „Des glaabt's ma net. Aba i sag's enf, 's jüngste G'richt wird kemma, dö Toten werd'n aufsteh'n viele, viele Millionen. Aba i kenn' eahn aus allen.“ Sie kicherte leise vor sich hin. „Woll, woll, am Frau'ntaler kenn i eahn, am Frau'ntaler vo da Muatta seli, wo i eahn umg'hängt hab' in da Abschieds'tund'. Er tragt 'n no, i woaß, und 's Glück muß do no kemma.“

„Hörst du's, Walperl, das noch kommen,“ wiederholte der junge Mann bewegt. Doch wie er auf sah, hatte das Mädchen das Fenster bereits geschlossen und sich schluchzend vor dem kleinen Hausaltar mit der Mutter Gottes niedergeworfen. Sie blieb fest, sie wollte ihn nicht mehr sehen. In dessen Allgäier fühlte in diesem Augenblick keinen Schmerz bei dem Gedanken. Die Worte der Mutter hatten eine seltsame Zuversicht in ihm erweckt. Nur glauben und vertrauen! Die gütige Vorsehung konnte ihrer beider Verderben nicht wollen. Das Glück mußte doch noch kommen! Und als habe er plötzlich den Trost gefunden, den das weinende Mädchen noch im Gebete suchte, nahm er den Arm der Frey und führte sie langsam auf dem Wege zurück, ihrem bescheidenen, am anderen Ende des Dorfes gelegenen Häuschen zu.

„Geh't's, grab't's anderswo! Wo früha ka Wassa war, is aa jeza koans. Suacht's an an andern Platz, i sag Ent's no amal, sunst geht's net quat aus.“ Es war des Vorstehers letzter Versuch. Seine Worte klangen diesmal mehr bittend und beschwörend, als drohend.

„Was er nur hat,“ wandte sich der eben vom Wirtshaus herbeigekommene Moosmüller an den unter der Menge stehenden Lehrer, „soll er's do grab'n lass'n in Gottes Namen.“

Toni Glimmer zuckte die Achseln. „Ich versteh's auch nicht. Wenn sie kein Wasser finden, hat er ja seinen Willen, und zugeworfen ist das Loch leicht wieder.“

„Grad moana kummt ma, er hab' an Schatz v'grab'n am selb'n Platz.“

Das Gespräch verstummte, denn die Leute des Ingenieurs weigerten sich zu gehen und nahmen die Schaufeln von den Schultern.

„Zurück!“ schrie der Darenhofer mit bebender Stimme und stellte sich breit in den Weg.

„Mir tean, was uns o'g'schafft is. 's alt Brunna-loch wird wieda aufgrab'n. Also laßt's uns dozua.“



„Ja, ja, grad so is's g'wen.“

„Necht so,“ rief der Moosmüller, „laßt's Ent nur niz g'fall'n. 's G'moamohl geht über'n G'moavorstand.“

Jodokus Beziner warf einen wütenden Blick herüber. „Mei Grund und Bod'n is's, und wer da eindringt, is a Hausfried'nsbrecha!“

Die Arbeiter verloren die Geduld.

„Jezä is's aba g'mua mit dem dumma G'schwaß. Laßt's uns füri!“

Der Simplbauer, seine Pfeife erregt von einem Mundwinkel in den andern schiebend, trat auf die Leute des Vorstands zu, die von dem Freibier, das der Bauer gespendet, angespornt, noch immer eifrig Stein auf Stein fügten. „Leid't 's net, Mander! A Schand' waar's vor'm ganz'n Dorf.“

Von Minute zu Minute wuchs die Menge um den Darenhof. Was sich da entwickelte, war für den ganzen Ort ein Ereignis. Die Arbeit auf den Feldern ruhte wie am Sonntag. Auch Frauen und Kinder fanden sich besorgt oder neugierig ein. Der Schafnichel strich um den Hausen herum und hezte im Hintergrund mit spöttischen Reden. Immer mehr nahm die gefährliche Spannung, die Stimmung gegen die Leute des Ingenieurs zu. Nur der Gartenhofer-Beitl war aus Mut über die erlittene Kränkung abgefallen und auf Seite der Gegner getreten.

Da erschien plötzlich Urban Allgäier auf dem Platze. „Fang't's an, Leute,“ befahl er.

„Sie lassen uns nôt dzua. Dô neue Mauer da is uns im Weg.“

„So reißt sie nieder.“

„Dôs gib't's net!“ Dem Vorsteher schoß das Blut zu Kopfe. Mit geballter Faust sprang er vor und machte Miene, sich auf den vordersten der Arbeiter zu stürzen. Doch schon sausten Hacken und Spaten mit wuchtigen Streichen herab und das Mauerwerk fiel bröckelnd auseinander. „Herrgottsfakra, seid's ôs Herrn in mein'm Haus, oder bin i's? Hierher, Mander, jagt sie zum Teufel!“

Die angetrunkenen Maurer eilten herbei. Drohend erhoben sie Kellen und Steine gegen die Leute des Ingenieurs.

„Laßt's luef, oder 's soll Ent gereuen!“

Im nächsten Augenblick mußte es zu blutigem Kampfe kommen.

Der Schneider-Friedl ging, die Hände in den Taschen, pfeifend auf und nieder. Die Sache war nach seinem Geschmack. Plötzlich blieb er stehen und spähte die Straße hinauf. „Jeba wird's lusti. Da kimm't da Schandi. Der sperrt Ent alle ei.“

„Mir lass'n uns net einspir'n, mir san in unserm Recht,“ tönte es zurück. Dann aber hatte das Erscheinen des Gendarmen doch eine augenblickliche Stille zur Folge. Der Moosmüller trat auf ihn zu und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

„Gebt Ruh', Leute,“ rief der Gendarm. „Und Ihr, Ortsvorsteher, laßt die Arbeiter gewähren.“

„I gib's net zua.“

„Ihr müßt. Wenn Ihr Euch weigert, hat es das ganze Dorf zu büßen.“

„Was, büß'n, wenn oam vo uns a Unrecht g'schieht“ — schrie der Buchenhöfer.

„Da hab't's ôs,“ höhnte der Moosmüller, „laßt's hören, Schandi.“

Der Gendarm trat in den Kreis. „Wenn irgendwelche Ruhestörungen im Dorfe vorkommen, so wird aus der Stadt eine Kompanie Soldaten geschickt und ins Quartier gelegt, bis der Brunnen gegraben ist. Die Kosten hat die Gemeinde zu tragen. Danach richt's Euch.“

Ein Murren des Unwillens ging durch die Menge. „Soldaten,“ fuhr der Simplbauer auf. „Dô ganga uns grad no ab.“

„Wir woll'n koane Soldat'n.“

„Und zahl'n tean ma aa nix,“ schrie der Schafmichel.

Der Darenhofer sah sich im Kreise um. „Was sagt's dzua, Mander?“

Doch er hatte sich in seiner Erwartung verrechnet. Die eben noch für ihn eingetreten waren, verstummten. Die Furcht vor der Militärlast, die Selbstsucht siegte. „Macht's Einkere Sach' alloanig ab,“ meinte der Buchenhöfer kleinlaut.

Und andere Stimmen mischten sich drein. „Des hab't's ja 's Geld.“

„Für Ent san ma net zum Zahl'n da.“

„Wann's Des im Recht seid's, geht's halt ans G'richt.“

Auch die Arbeiter des Vorstehers zogen sich zurück.

„Feige Schufte,“ knirschte der Darenhofer in ohnmächtiger Wut. Ein Fieberschauer schüttelte seinen Körper. Mit irren Blicken starrte er auf das alte, nur zur Hälfte zugeworfene Brunnenloch. Die Leute des Ingenieurs standen schon daran und begannen das zum Schutz angebrachte morsche Holzgeländer wegzureißen. „Jeba werd'n sie's find'n,“ murmelte er, „aba wer konn's beweis'n? — Neand, neand!“ — Seine Augen blickten einen Moment in hoffender Zuversicht auf, dann aber schrak er von neuem zusammen. Die Stimme Walpis war an sein Ohr geschlagen.

„Bata, kimm hoam, i bitt' di!“

Mit steigender Angst hatte das Mädchen vom Fenster her die Vorgänge beobachtet, die drohende Haltung der Arbeiter gegeneinander, die Ankunft des Gendarmen und das gewaltsame Vorgehen des Ingenieurs. Das Argste von ihrem ergriminten Vater befürchtend, war sie herausgestürzt, um, wenn nötig, mit dem eigenen Leben den Geliebten zu schützen.

„Hoamgeh'n?“ Der Darenhofer lachte heifer auf.

„Mir scheint, um mi is da's net. Wirft woll an andern juach'n!“ Sein Blick schoß voll giftigen Hasses auf Algaier hinüber. „Zum Jagawirt kimmst mit mir. I will nix mehr seh'n. ABA trin'n muas i, trinka.“ Und mit Gewalt riß er das Mädchen dem Dorfe zu. Aus Furcht, der Vater möchte dort Streit anfangen, und froh, ihn wenigstens aus der Nähe des Geliebten zu bringen, fügte sich Walpi.

Im Gastzimmer saßen der Pfarrer, der Förster und einige ältere Bauern um den runden Tisch. Der geistliche Herr war erfreut, den Vorsteher zu sehen, schrieb er doch dessen Nachgiebigkeit seinen eigenen ernstern Ermahnungen zu.

„So, das ist recht, Darenhofer, daß Ihr gehen laßt, was doch nicht zu ändern ist. Was nützen Widerstand und Groll! Hat unser Herr sich widersetzt, als er zum Tode geführt wurde? Nur Güte und Nachsicht werden im Himmel belohnt.“

Jodokus Beziner stützte die Arme auf den Tisch und den Kopf in den Händen vergrabend, starrte er brütend vor sich hin. — „Zum Tode geführt,“ murmelte er in sich hinein, „konn't lei wahr werd'n, aba da himmlische Lohn is net für mi.“ Wie um seine qualenden Gedanken zu ersticken, goß er in einem Zuge den ihm gebrachten Krug Bier hinab. Ein Schauer schüttelte ihn. Kalt war es, eisig kalt. „He, Jagawirt, an Schnaps, daß ma warm wird!“ Dem ersten folgte ein zweiter. Dann ließ der Vorsteher vom schwersten Wein kommen.

Walpi sah besorgt auf den Vater. Wie sollte das enden! — In kurzer Zeit mußte er völlig berauscht sein, seine Stimme war schon lallend geworden, die Augen quollen ihm glasig unter den buschigen Brauen hervor, während er immerfort unverständliche Worte vor sich hinredete.

Den Pfarrer schien das seltsame Gebaren des Vorstehers peinlich zu berühren. Mit kurzem Grusse erhob er sich. Die anderen folgten seinem Beispiel.

„Geh'n ma aa hoam, Bata,“ mahnte Walpi.  
 „Hoam? — Daß i a Narr waar! Soll i lei Helfa beim Brunna grab'n? — Da Teifi hol's alle mitananda! — Da trink, — der is guat.“ — Er schob ihr das Glas mit dem schmeren süßen Weine hin. Das Mädchen wandte sich gekelt ab. „I mog net, Bata.“  
 „Nacha trink' i 'n selba.“ Er stürzte das Glas hinunter und füllte es von neuem. „Daß i den Unglücksbrunna vagiß!“

„Warum sagst Unglücksbrunna, Bata?“  
 „Weil er mi und di ins Unglück bringa ko —“  
 „U Unglück is's do net, wann ma a guat's Wassa kriag'n.“

„Dös finden Sie net, aba —“  
 Walpis Besorgnis wuchs. Wieder schien es, als verberge der Vater ihr irgend etwas Dunkles, Entsetzliches, auf das er ungewollt immer wieder anspielte.  
 „Aba —“ fragte sie dringend, — „was moanst, daß nacha —“

„Reb'n ma net davo,“ unterbrach er sie und langte wieder nach dem Weine. Doch die zitternde Hand vermochte das Glas nicht mehr zu halten, klirrend schlug es zu Boden.

Von banger Ahnung gequält, sah Walpi auf die Scherben. „Ach zerbrochnes Glas, dös bedeut' a Unglück.“

Doch der geschäftig herbeieilende Wirt wollte davon nichts wissen. „Dös macht niz. Trink'n ma no an frisch'n? — Gell, guat is er?“ —

Der trunkene Bauer wollte schon bejahen, doch das Mädchen wehrte energisch ab. „Nix mehr, Wirt. — Hoam genga ma, höchste Zeit is's.“ Der Gedanke an den Geliebten ließ ihr keine Ruhe mehr. Konnte ihm nicht ein Unglück passiert, das Brunnenloch zusammengestürzt sein und ihn verschüttet haben?

Als sie mit dem schwankenden Vater hinausstrat, mehrte sich ihre Angst noch. Auf der Straße riefen sich die Leute etwas zu. Man blieb stehen und flüsterte.

„Gell kon' i net glaub'n —“  
 „Wahr is's. Alle sag'n's.“

„Glei werd'n sie's ganz außa hab'n.“  
 „I selba hab's g'seh'n.“

„Und moanst, er hat's g'wußt?“  
 „Freili, hätt' er si sunst so g'wehrt —“

„Lei, daß a Unglück —“  
 „I moan' scho eher, a Verbrecha —“

Mißtrauische, entsetzte Blicke trafen den Vorsteher und seine Tochter, als sie die Straße entlang schritten. Von weitem schon sah Walpi, daß die Menge beim Darenhof noch gewachsen war. Von allen Seiten, aus den Häusern, über die Felder liefen Leute herbei, aufgeregte, fragend, schreiend.

Nur Jodokus Beziner merkte in seiner Trunkenheit nichts von dem, was um ihn vorging. „Was hast denn, Walpi, warum laufft denn gar a so?“ keuchte er.

Doch das Mädchen riß ihn weiter, ohne zu antworten. Von dem verworrenen Gerede der Leute hatte sie kein Wort verstanden. Nur das eine be-

griff sie, daß etwas Furchtbares geschehen war, und im Geiste sah sie schon den Geliebten mit zerfetzten Gliedern im Grunde der Unglücksgrube liegen. Wahrhaftig, dort um den Rand des dunklen Loches drängte sich alles zusammen, jeder wollte in die Tiefe blicken. Endlich hatte sie den Platz erreicht, und eine Zentnerlast fiel von ihrer Seele. Dort stand ja der Ingenieur hochaufgerichtet unter seinen Leuten und seine klangvolle Stimme schlug befehlend an ihr Ohr.

„Laßt alles liegen, wie's ist. Es darf nicht weitergegraben werden. Erst muß die Sache dem Gericht gemeldet sein.“

„Was ist denn passiert?“ fragte Walpi eine der in der Nähe stehenden Frauen, die, sich bekreuzend, nach der Grube schaute.

„G'fund'n ham's —“  
 „Wirkli a Wassa?“ —

„Naa, einig'stürzt muaf oaner sei.“  
 „Jesses Maria, — oaner vo dös Arbeiter?“

„Naa, naa, scho lang tot is er.“  
 „Nur a G'ripp, ma woaf net vo wem.“

Der Buchenhofer trat herzu. „Drunt in da Gruab'n liegt's unta all dös Stoana —“

„U Feh'n von an G'wand hängt no dran,“ setzte der Schneider-Friedl hinzu.

„Und an Frau'ntala hat's um'n Hals.“

Mit entsetzten Blicken starrte Walpi die Sprecherin an. — „An Frau'ntala, sagst?“ — Die Reden der Narren-Kathl fielen ihr ein. „O mei Jesus, — nacha kunn't's ja —“

Sie kam nicht weiter. Der Darenhofer, der an den Rand der Grube vorgetaumelt war, umklammerte plötzlich ihren Arm. Der Rausch schien von ihm gewichen. Seine Lippen hatten sich blau gefärbt, das Auge stand starr, die zu Eis erstarrten Hände zitterten, kalter Schweiß brach in dicken Tropfen aus seiner Stirn und rann über das totenbleiche Gesicht. — „Gell, Walpi, 's gibt ka jüngstes G'richt? Net wahr is's! Alles is Lug und Trug. Dös Toten sieh'n nimma auf.“

„Freili, Bata,“ stotterte zu Tod erschrocken das Mädchen, — — „wia kunn'ten ma sunst 's ewige Leb'n ham?“

„Aba i mag's net, i will's net. Wiedaseh'g'n müaßt i eahn, — so wia er dag'leg'n is, — mit'm bluatig'n G'sicht und dös glasig'n Aug'n, — es derf tan jüngst'n Tag net geb'n, — es derf net —“

„Bata, so hör' do auf mit da jündig'n Red'. Besinn bi do, vo wem red'st denn?“

„Vo eahm. — Dös Kathl hat 'n net kriagt, — i hab's g'schwor'n, — du woafst's ja —“

Der Körper des Mädchens zitterte krampfhaft. War das Wahnsinn, Trunkenheit oder Wahrheit? Ihre Wangen erblaßten; starr vor Entsetzen, mit weitgeöffneten Augen wick sie zurück. „Herr und Heiland, — Bata, — du woafst's, — wo er hi'lemma is, — da Hochholzer-Lenzl!“ —

„Da Lenzl!“ schrie eine schrille Stimme neben ihr auf.

Mit rasender Kraft fühlte sie sich gepackt und zurückgerissen. Die Menge wich scheu auseinander. Vor ihr stand die Narren-Kathl. Ein unheimliches Feuer sprühte aus den grauen Augen der Irren, im Winde flatterte das weiße Haar um ihre Stirn, und die dünnen Arme streckten sich aus gegen den Ortsvorsteher. „Fort da, — mei' g'hört er —“

Die Knie des Darenhofer brachen schlotternd ein. „Was woast du, — narret's Wei', — dö's G'ripp da —“

„Da Lenzl is's. Laß mi füri, — zu eahm will i. Hab's ja g'wußt, daß er kemma muag. Treu is er ma blieb'n allezeit. Und an Frau'natala tragt er no auf da Brust, — laß mi füri, sag' il —“

„Heiliger Gott, die Mutter,“ schrie der Ingenieur auf und suchte sich Bahn durch den Haufen zu brechen, „haltet die Unglückliche, ehe sie hinabspringt.“

„Zurück, Narren-Kathl,“ raffte der Ortsvorsteher sich auf und faßte ihren Arm.

Doch mit der Kraft des Wahnsinns stieß ihn die Irre zurück.

„Du, — was willst du, — du bist sei' Feind g'wen; — beim Lenzl und mir is koa Platz für di.“

Ein Schrei des Schreckens gelte durch die Menge. Vergeblich suchte der taumelnde Darenhofer sich zu halten. Seine Arme griffen in die leere Luft. Lautlos verschwand er kopfüber in der dunklen Tiefe des Brunnens.

Ein Augenblick schweigenden Entsetzens folgte. Dann zerriß die Stimme Walpis die schauerliche Stille. „Jesus Maria, — mei' Bata, — helst's, helst's!“

Der Ingenieur mußte die in Ohnmacht Wankende stützen. „Laß uns auf Gott vertrauen, Walpi. — Es braucht ja nicht das Schlimmste zu sein. Dein Vater wird ja nicht tot —“

„Er lebt no,“ klang es dumpf aus der Grube herauf. Zwei der Arbeiter waren, mit Hacken und einem Seil versehen, die Leiter hinabgeklettert. Tief im Grunde, auf das Gerippe hingestürzt, hatten sie den Unglücklichen gefunden.

„Schafft ihn herauf,“ befahl der Ingenieur, „aber mit aller Vorsicht. Und lauf' einer um den Doktor.“

„Laßt aa den Pfarra hol'n,“ stöhnte Walpi, der bei den Worten des Geliebten die Bestimmung zurückkehrte, „i glaab, — da Bata hat a schwere Schuld zu beicht'n.“ —

Der Buchenhofer und der Schneider-Friedl eilten davon.

Bange Minuten vergingen. Endlich tauchten die Männer über dem Rand der Grube empor, der eine den blutüberströmten Kopf des Ortsvorstehers an sich haltend, der andere die Füße stützend. Behutsam legten sie den zuckenden Körper nieder. Der Ingenieur kniete an den Boden und untersuchte die Wunden. Ein breiter roter Spalt klappte zwischen den grauen Haaren auf. Er sah es, Jodokus Beziner hatte nur noch Minuten zu leben.

Ein krampfhaftes Zittern lief über den Leib des Schwerverwundeten. Langsam schlug er die Augen

auf. Starr und steinern blieb sein Blick auf dem über ihn gebeugten Manne haften.

„Du — Urbl?“ — Stoßweise kamen die Worte über die blutlos blassen Lippen. „Dei Bata — is's, er hat mi nach'zog'n in dö Tief'n, — dö Kathl hat si g'rächt, mir is recht g'scheh'n.“

„Sprecht nicht von Rache, Darenhofer, — meine arme Mutter ist schuldlos,“ mahnte der Ingenieur.

Walpi aber, die die dunklen Worte des Sterbenden verstanden hatte, warf sich schluchzend neben ihm nieder. „Bata, — denk an dein Seelenheil, — erleicht're dei G'wiss'n. — Is's wirkli wahr, — daß der da drunt'n —“

„Da Lenzl is's,“ stöhnte der Ortsvorsteher.

„Und du — — du — —?“

„I — — hab's tan. Erschlag'n hab' i eahm um da Kathl will'n. Zum Wald bin i eahm nach'g'schlich'n in da Nacht, wie er furt is, — wehr'it hat er si woll'n, — aba — mei Art hat 'n quat troff'n. Nacha, — wie er tot is g'wen, hab' i'n abatragn und in dö leere Gruab'n n'eig'woif'n. — Stoane, Scherb'n, — Erd', — all's, was umananda g'leg'n is, — hab' i auf eahm g'schmiss'n. Am andern Tag hab'n's den Brunna ganz zuag'schaufelt — und ka Mensch hat g'wußt — wo da Lenzl blieb'n is —“

Das Mädchen bebte zurück. „Bata, — mir schaudert's vor deina bluatiagn Händ'.“ Ihr Blick fiel auf die Narren-Kathl, die sich an den Rand der Grube gesetzt hatte und unbekümmert um alles Ge-



Das Mädchen bebte zurück.

schehene mit irrem Lächeln in die Tiefe starrte. — „Da Allgaierin hast du den Geliab'n, dem Urbl den Bata g'numma, und mir willst mei oanzigs Glück aa raub'n.“

Die schlaffe Hand des Darenhofers machte eine letzte kraftlose Bewegung. „Dös will i net,“ flüsterte er heiser, — — „s Maß meina Sünd'n is voll, — guat macha will i, — was i no ko. — Aba

— da Urbl muasß mi ja hass'n, er to net 's Kind vo an Mörder —“

Das Sprechen, das schon in röchelnde Laute überging, fiel ihm immer schwerer. Der Ingenieur ergriff seine Hand. —

„Verzeih Euch Gott, — wie ich Euch vergebe —“

Noch einmal öffneten sich die Augen des Sterbenden weit, verwundert. „Dös — kannst?“ — —

„Um diesen Engel. Den Vater könnt Ihr mir nicht wiedergeben, — gebt mir dafür die Tochter.“

Der Darenhofer suchte sich aufzurichten, wie segnend die Hände zu heben. Tonlos, kaum noch verständlich, kam es über die krampfhaft zuckenden Lippen. „Vater's — für mi, — wann da jüngste Tag kimmt, — nur dö Liab to — —“

Sein Gesicht wurde aschfaßl, ein letzter ächzender Laut kam aus dem offen bleibenden Munde, die Augen standen starr, ohne Ausdruck, der Unterkiefer sank herab.

„Dö Liab vo unserm Heiland, — Bata, wird aa di rett'n vor da Verdammnis,“ schluchzte Walpi, während der Körper des Toten zurückfiel und die Glieder sich streckten.

Der Ingenieur entblößte das Haupt. „Vergib uns unsere Schuld!“ —

„Gott geb' ihm dö ew'ge Ruah,“ murmelten erschütterter die Umstehenden.

Der Arzt und der Geistliche kamen zu spät. — Am gleichen Tage wurden die Knochenreste des armen Hochholzer-Lenzl und die Leiche seines Mörders auf dem kleinen Friedhof beigelegt. Der Simplbauer hatte die letzten drei Schaufeln Erde in das offene Grab hinabgeworfen, jetzt trat er zu dem abseits stehenden Moosmüller, der leise mit dem Buchenhofer und dem Schneider-Friedl sprach.

„Wer hätt' dö's denka konna, daß 's so a End' mit'm Ortsvorsteher nimmt?“

„Und daß ma do no zu an neua Brunna kemma san —“

„Woll, woll, 's best' Wassa is's, wo's g'fund'n ham.“

„Da Allgaier-Urbl hat do recht g'habt.“

„Nur drei Meta tiefa, als sie selm grab'n ham, is dö Quell'n füri kemma.“

„Jezä woasß ma's, warum da Darenhofer net hat grab'n lass'n woll'n.“

„I hab' ma's allweil denkt, daß 'n was an G'wiss'n druckt.“

„Des seid's alle blind g'wen,“ setzte der Moosmüller hinzu, — „'s Best' vo da G'moa hat der nea net woll'n.“

Der Simplbauer kratzte sich verlegen den Kopf. „Freitli, — wann ma alles vorher wüßl!“ — —

Der junge Lehrer gesellte sich zu der Gruppe.

„Wißt Ihr's schon vom Ingenieur?“

„Was, nacha?“ —

„Das ganze Grundstück mit dem Brunnen hat er der Gemeinde geschenkt im Namen seiner Braut.“

Die Gesichter erhellten sich. Sogar der Schafmichl, der die Worte gehört hatte, war veräöhnt.

„Sell kann er scho, — wann er dö reiche Darenhofer Walpi freit,“ meinte er. „Und wenn ma niz zahl'n brauch'a, nacha is alles recht.“

Urban Allgaier, der die weinende Walpi führte, setzte an der Friedhofspforte seinen Hut wieder auf. Das Mädchen besprengte sich aus dem an der Mauer hängenden kupfernen Kessel mit Weihwasser und schlug das Kreuz. Dann schritten sie langsam, wortlos dem Darenhose zu.

An der verhängnisvollen Brunnengrube aber blieben sie stehen und der Ingenieur blickte in die Tiefe, auf deren Grunde das frische klare Raß hervorsprudelte. „Schau, Walpi,“ sagte er bewegt, „es ist doch ein guter Gott im Himmel, der alles zum Besten wendet. Aus der Stätte der Untat läßt er die Quelle neuen Segens fließen.“

Das Mädchen lehnte den Kopf an seine Schulter und sah mit tränenmassen Augen zu ihm auf. „Ja, — Urbl, — mög' aa unfa Leb'n fortan so rein und ungetrübt dahinfließen wie dö's Wassa da.“ —

Ein dunkler Schatten glitt durch den sonnigen Tag. Als sie sich umwandten, stand die Narrenkathl, die es immer wieder zu der Stelle zog, lautlos genaht, hinter ihnen.

„Komm, Mutterl, geh mit uns heim.“

Die Irre schüttelte den Kopf. — Das Traumberglück des Wahnsinns leuchtete aus ihren Augen. „Laß's mi da bei mein'm Lenzl. I hab' net umsunst g'wart't. Dös Glück is do kemma.“

Zunig schlang der Ingenieur seine Arme um das geliebte Mädchen. „Mag sie bleiben, Walpi. — Sie hat ja recht. — Das Glück ist doch gekommen!“

## Die Stunde des Gebets.

Von Robert Münchgesang.

Die schöne Fatime — im Lande der Gläubigen heißen alle Mädchen so, wenn sie eben schön sind — war sterblich in den jungen Hausdiener Aschar verliebt, und er in sie, und das war eine Quelle rechten Glends für beide Teile.

„Ach, könnte ich mit dir in meine Heimat Kibla fliehen,“ seufzte er. „Da sind ganze Wälder voll Orangen, und die Palmen hängen voller Datteln, Feigen und Nüsse.“

„Wie sollten wir das bewerkstelligen,“ jammerte sie, „wir haben nichts, kommen zu nichts, sind beide arme Sklaven. Wenn wir davonlaufen wollten, so kämen wir nicht einmal aus den Toren von Bagdad, denn ohne Badschisch lassen sie keinen aus noch ein, den sie nicht genau kennen.“

Nun seufzten sie wieder beide, zerbrachen sich die Köpfe, wie sie sich helfen sollten, und fanden keinen Rat. Ihr Herr, der Kaufmann Abu Ibrahim el Mokr, bekam schließlich Wind von dem Einverständnis und beschloß, der Sache dadurch ein Ende zu machen, daß er ihn oder sie verkaufte. Da er den gewandten Aschar im Geschäfte gut brauchen konnte, so entschied er sich für Fatime, die er dem reichen und geizigen Saib ben Sabib für 650 Piaster verhandelte. Der

Käufer wohnte am entgegengesetzten Ende der Stadt, damit war dem Verkehr ein berber Niegel vorgeschoben.

Mit vielen Tränen nahm Fatime Abschied von dem Geliebten, doch versprach sie ihm, ihn im Bazar zu besuchen, so oft sich die Gelegenheit dazu böte. Und diese kam täglich, denn Saïd ben Sabib hatte die Gewohnheit, in den Nachmittagsstunden in ein Kaffeehaus zu gehen, wo er mit würdigen und bejahrten Geschäftsleuten bis zum Abend zu sitzen pflegte. In dieser Zeit entwichte nun Fatime unter irgendeinem Vorwande der Aufsicht des schwarzen



Mit vielen Tränen nahm Fatime Abschied von dem Geliebten.

Zussuf, des Hausknechtes aus Nubierland, und der Harunde, einer alten Skavin, und seufzte bei ihrem Geliebten im Bazar.

Inzwischen war der Ramadan, die Fastenzeit, herangekommen. Da stieg der Muezzin beim Eintritt der Dämmerung auf das Minarett und forderte die Gläubigen mit geziemenden Worten zum Gebete auf. Da aber einige verdammte Siours die Gebote des Propheten mißachteten, so hatte der Kalif strenge Vorschriften erlassen. Wer in der durch den Muezzin angezeigten Gebetsstunde auf der Straße betroffen wurde, gleichviel wer, der sollte durch die Scharwache aufgegriffen, gefangengeführt und drei Tage lang in einem Käfig, der mit Eisenstangen vergittert war, zur Schande an der Moschee ausgestellt werden. Fatime beeilte sich also, am ersten Tage des Ramadan, an dem das Gebot des Kalifen erfahrungsgemäß am strengsten durchgeführt wurde, zeitig nach Hause zu kommen, und erreichte ihr Ziel auch, als der Muezzin eben die Stunde des Gebets ankündigte.

Zufälligerweise war aber auch Saïd ben Sabib, der alte Filz, früher heimgekommen als gewöhnlich, hatte Fatime nicht gefunden, und Zussuf wie Harunde konnten ihm über ihr Ausbleiben keine befriedigende Erklärung geben. Ergrimmt darüber schloß er die Haustür ab, legte sich ins Fenster im oberen Stockwerk und passete aus seinem Margileh. Endlich kam der Ausreißer an, und es machte dem Alten Vergnügen, zu sehen, wie sie sich an der verschlossenen Tür abmühte. Der Muezzin hatte die Gebetsstunde befohlen und Fatime war ausgesperrt! In ihrer Not rief sie den schwarzen Zussuf, aber dieser hatte schon seinen Gebetsteppich ausgebreitet, kniete darauf und kam seinen Verpflichtungen als gläubiger und eifriger Bekenner des Islam nach. Ganz Bagdad hätte in Trümmer gehen können, ohne daß es ihm eingefallen wäre, einen Blick auf die Verwüstung zu werfen, bevor er mit seinen 240 Suren zu Ende gekommen. Auch Harunde war aus gleichem Anlasse nicht zu haben. Fatime konnte ihre quälende Stimme deutlich hören. Da erblickte sie den Hausherrn am Fenster, der noch immer grimmig sein Margileh dampfte.

„Ach, gnädiger Herr, macht mir auf! Die Tür ist verschlossen,“ rief sie in ihrer Angst.

„Allah vergilt dir deine Bosheit,“ antwortete der argwöhnische Alte, „wo bist du gewesen? Glaubst du, daß ich 650 Piafter für eine Straßenläuferin ausbebe? Du wirst mir sagen, was du getrieben hast, du Untreiberin.“

„Laß die Sonne deiner Gnade auf mich scheinen,“ erwiderte sie, „ich habe mir nur ein wenig Bewegung gemacht, die mir so wohl bekommt, denn das ewige Sitzen taugt nicht für ein junges Mädchen.“

„Beim Barte des Propheten,“ antwortete er, „du kommst nicht ins Haus, bis du bekannt hast.“

„Ach Herr, die Scharwache wird mich ergreifen. Bedenke doch die Schande, der eine Gläubige ausgefetzt ist.“

„Die Strafe kommt deinem Vergehen gleich. Allah ist gerecht.“

Wenn du es denn nicht anders willst, so wisse, du grausamer Mann, daß ich nicht gefonnen bin, mich einkerkeren und in den Käfig sperren zu lassen. Ich stürze mich in den Brunnen hinter dem Hause und du magst dann zusehen, wie du am Tage des Gerichts vor Malik, dem Rächer aller Unbill, bestehst.“

Damit lief sie zum Brunnen, tat einen Schrei, warf einen großen Stein, der da lag, in die Tiefe, und versteckte sich, um die Wirkung abzuwarten.

„So hat sie doch Ernst gemacht,“ rief bestürzt der Geizhals, ließ sein Margileh, ging hinunter und schloß die Haustür auf, um nach dem Brunnen zu sehen. Gewandt schlüpfte sie inzwischen aus ihrem Versteck, huschte in das Haus und schloß die Tür zu.

Bekümmert stand der Alte vor dem Brunnen. „650 Piafter liegen auf dem Grunde dieses Wassers,“ klagte er. „O Fatime, deine Augen waren wie die eines jungen Rehens, deine Haare dunkel wie die

Nacht, dein Gesicht wie eine Wolke, die die Abendsonne beleuchtet. O meine 650 Pfaster!"

Währenddessen trabte die Scharwache herbei, und der alte Filz beilte sich, in sein Haus zu kommen. Die Tür war verschlossen. Wer hatte ihm diesen Streich gespielt? Aber zum Nachdenken blieb ihm nicht viel Zeit. Er rüttelte und tobte.

"Zusuff, hörst du die Stimme deines Herrn nicht? Öffne mir sogleich, oder ich will dich in Ketten legen!" Zusuff betete andächtig weiter.

"Harunde! Harunde! Komme mir zu Hilfe! Mörder stellen mir nach dem Leben! Ich will dir morgen eine Korallenkette schenken."

Harunde ließ sich aber nicht stören und quälte weiter. Fatime kicherte heimlich hinter der Tür. Inzwischen kam die Scharwache heran und sand entrüftet den todbenden Mann so unziemlich in der Gebetsstunde auf der Gasse. Alles Bitten und Beteuern half dem Alten so wenig wie ein versprochenes Badschisch, er mußte mit in das Gefängnis und am andern Tage in den Käfig. Das sprach sich in der Stadt rasch herum.

Am andern Tage stand der betrübt Zusuff samt der untröstlichen Harunde vor dem Käfig und erquickte den Herrn mit Speise und Trank. In derselben Zeit trabte auch ein Kamel durch die Stadt. Es trug einen Turban voll Geld und die schöne Fatime. Alles war Eigentum des unglücklichen Saïben Sabib. Der Lenker des Tieres war der als Kaufmann verkleidete flinke Mšhar. Ein reichlicher Badschisch öffnete den beiden das Tor und sicher zogen diese nach Kibla, dem Lande der Drangen- und Palmenwälder, dem Glück entgegen.

### Der tote Loisl-Debbauer.

Von Ludwig Huna.

Es war nicht mehr zum Aushalten mit dem Loisl-Debbauer im schwarzen Gesteig. Gar so viel krank war er halt. Er wälzte sich im Bette herum, zerriß die rote Tuchent, warf mit den Tellern hin und her, keifte mit seinem Weibe, die nichts Besseres zu tun hatte, als zurückzukeifen und ihm die Hölle heiß zu machen.

"Woast, wennst no zwei Täg' in die Tuchent liegst, hol' i den Bader 'rauf. Dös kann i dir verschwören bei Gott und 'm heiligen Antonius. I kann's nit ansieg'n, wia's als du jammerst und schreist mit dei' Gicht." Sie redete sich in Zorn.

"I will aber den Bader nit seg'n, i will ihn nit seg'n, sag' i da. I versteh' mi nit in sei' Weis'. Naa, naa und naa. I werd' schon auch so in Himmel komme, ohne sei' Medilament' und sei' Kristier," wehrte der Bauer ab und stampfte mit den Füßen gegen die Bettwand.

"Du bist no ni aso weit, Loisl, sag' i da. Woast, du bildst da nur a soviel ein, gar soviel bildst da ein mit dei' Reizen und Ziag'n. Die Gicht sitzt da holt a wengel in de Füß, weilst scho' dei' Jahr' am Buckel hast. Aber sunst is es nir."

Das alte Weib hämmerte einen Nagel ein, um ein Marienbild zu befestigen, das sie am gestrigen Kirchtag gekauft. "Da schau her, wia die heilige Maria glei' andre Augen kriagt hat, wia's di im Bett g'seg'n hat, — so große, stiare Augen hat's kriagt. Und jetzt bet's sicha beim lieben Herrgott für di, daß er dir no a paar Jahrl'n schenkt."

"O mei', o mei' — 's is nir damit. 's brennt ma holt so in olle Glieda," jammerte der Bauer wieder. "'s gibt scho' für mi la Hilf' und la Trost." Er drückte den dicken Kopf in die Polster hinein und sein Weib schlug unterdessen auf den Nagel los. Nun hielt er fest. Sie hängt das Bild auf, befah es fromm von allen Seiten und sagte: "So, jetzt hab'n ma a neuche Weis' in der Stube."

Der Debbauer erhob langsam den Kopf und blickte die Madonna ehrfurchtsvoll an. Dann rief er leise sein Weib: "Kosl, kumm amol her!"

Die Kosl humpelte zu seinem Bett. "Was willst denn?"

"Du — sag — hat denn der Moser Schmied no nie vermeint, daß i g'storben war?" Ganz scheu und neugierig brachte er's heraus.

"Der Moser Schmied? I wo denkst denn hin?"

"Na, i mein' holt so. Er hat mi nie leiden konnt'. I glaub', er tät si freu'n, wann er höret, i war scho' tot. Und der Bildner Franz? Und der Glockner Wirt?"

"Naa, naa — i wüß' nit, daß se was vermeint hätten. Sunst hätten's scho' im Dorf g'redt davon. A naa, dös haben's nit vermeint. Se wissen scho' daß es nit so schlecht mit dir is."

Da neigte sich der Bauer mit seinem Fettleib vor, ergriff die Hand seines Weibes und flüsterte: "Woast, Alte, 's war holt do guat, wann i scho' tot war." —

"Jessas, Maria und Joseph, aso a gottsfündige Red'!" kreischte sein Weib auf und floh vom Bett weg.

"Naa —" schrie der Bauer aus Leibeskräften, "so hab' i's nit vermeint." — Aber sein Weib warf sich schon vor dem neuen Gnadenbild nieder und fing an die Marienlitanei zu beten. Da klopfte es an der Tür und der junge Dr. phil. Kieger, der oben im Dachstübchen als Sommerpartei wohnte, trat in die Stube.

"Ja, was ist denn mit dem Bauer? He? Was schreit er denn so?" fragte er und trat der Kosl entgegen, die sich erhoben hatte. "Grüß Gott miteinander. Will's denn noch immer nicht besser werden mit der Gicht?"

"Schar narrisch konnt' ma werden, Herr Doktor," flennete das Weib, indem es die Hände des jungen Mannes ergriff. "Jetzt versündigt a si scho' an sei' Seel und Leib. Sterben möcht' a!"

"Holt's Maul, Urschel!" schimpfte der Loisl hinüber. "Du hast mi nit ausreden lassen."

Dr. phil. Kieger, der schon den zweiten Sommer bei den Leuten wohnte und den Bauer gründlich kannte, auch genau wußte, daß er es nur mit einem eingebildeten Kranken zu tun hatte, näherte sich dem



Bette und setzte sich auf den wackligen Stuhl daneben nieder. „Na also, wie steht's denn eigentlich mit dem braven Debbauer? Soll denn wirklich der Vader herauf? Und was ist denn mit dem Sterben? Will er heut oder morgen sterben?“

„Wo a verrucktes Weib is se, mei' Alte. Wissen Se, Herr Doktor, i fürcht' mi holt a gor so viel vor'm Sterben. Und wenn's 'rausg'shoben werden konnt' auf a paar Jahrln, i möcht' scho' mei' Meßgeld 'nuntertragen zum Herrn Pfarrer.“ Er betrezte sich schnell. „I kann's holt nit glauben, und i woaf, daß mei' sündige Seel' scho' nach 'n Teufel schreit. Und im Dorf herobi will ja auch kaaner glauben, daß i tot bin.“

„Na ja, warum sollen's denn die Leute auch glauben?“ fragte Dr. Rieger. „Bis jezt habt Ihr so schön unter uns gelebt mit Eurer langweiligen Sicht. Und da sollen nun auf einmal die Bauern auf den Gedanken kommen, daß Ihr tot seid?“

„hm — hm — schön war's scho' —“ spintifizierte der Bauer, während sein Weib vorsichtig näher kam und ihn böß und vorwurfsvoll anschaute. „Schön war's scho' — wann i so leben konnt' — — aber se gönnen ma's ja nit, de Neidhammel. Und — — wissen Se, Herr Doktor, 's war auch schön, wann i scho' tot war — — Sein Weib bedeckte wieder jammernd das Gesicht mit den Händen. Der Loisl-Debbauer aber rückte dem Doktor ganz nahe an den Leib heran und sprach eindringlich, aber leise zu ihm: „I hab' gehört, daß der Mensch länger leben konnt', wann ihn die andern Leut für tot verschreien. Drum war böß so a Seligkeit für mi', wann i scho' tot war, — bei de andern, mei'n i holt.“

„Ach so!“ schmunzelte der Doktor. „Na, Weibl, da dürft Ihr Euch schon verträufen. Dann steht's nicht so schlimm mit Euerm Alten und mit seiner sündhaften Seel'. Nur nicht verzagen, Loislbauer. Der Herrgott wird schon noch warten mit dem letzten Wink.“

„A Reichel Zeit vielleicht, — aber mir wird nit mehr viel zu helfen sein,“ jammerte der gequälte Bauer wieder.

Der Doktor stand auf und deckte den Loisl ordentlich zu. „So. Und nun sein still halten.“ Dann wandte er sich zu dem Weibe: „Und geben Sie ihm nur ein paar kräftige Schimpfworte zu schlucken, damit er munter bleibt.“ Damit ging er hinaus.

Und der Debbauer vergrub sich wieder in seine Sterbebedanken.

Ein paar Tage darauf war große Aufregung im Hause im schwarzen Gesteig. Der Krautlacher Bub kam nämlich hereingestürzt und schrie: „Is denn wahr, Bäuerin, der Debbauer ist verstorben?“

„Sakramenti, Höllenbua!“ Die Bäuerin sank vor Schreck auf die Bank nieder. Sie vermochte kaum zu atmen und warf ein paar fürchterliche Blicke auf das Bett hinüber, wo der Bauer schlief. Er war auch jezt nicht erwacht. Langsam, auf den Behenpäßen schlich die Bäuerin heran und schaute

ihrem Mann ins Gesicht. Der verwilberte graue Bart bedeckte alles Fleisch, ganz gruselig war er anzusehen. Aber er atmete fest und ruhig, und das gab ihr wieder die Ruhe zurück. Sie trat an den Buben heran und wollte eben ihre Fäuste auf seinem Rücken trommeln lassen, da wurde wieder die Tür, aber diesmal langsam, vorsichtig geöffnet, und der Moser Schmied, ein hageres, sehniges Gestell von einem Manne mit zittrigen Knien, humpelte herein.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ Er betrezte sich, blieb bei der Tür stehen und blickte neugierig in den Bettwinkel hinüber. „Holt ja, Bäuerin, — 's is schon amal sei' Will' g'west — und so könnt's Ent freu'n, daß er so schön verstorben is.“



Und im nächsten Augenblick warf er dem Moser Schmied in heller Freude das Wasserschiff an den Kopf.

„Des Malefizlumpen ös,“ schrie jezt die Bäuerin in Wut und Angst, so daß der Kranke in seinem Bette jäh aufsprang. Da sanken der Moser Schmied und der Krautlacher Michel in die Knie. „Jefas, Maria und Joseph, — er is aufig'standen! Er is aufig'standen!“

„Was is denn böß für a G'schrei?“ fragte der Loisl schlaftrunken und rieb sich die Augen. „U je — da schaut's an — is böß nit der Moser Schmied, der's nit derwarten kann, daß i einifahr' in Himmel? Willst scho' Vorbeter sei', du Leichenvogel du?“

„I hab' do' immer mit Ent g'halten, Debbauer,“ entgegnete der Schmied kleinlaut und schnitt eine sonderbare Grimasse. „Aber sagt's ma's nur, Bauer, warum seid's ös denn nit tot?“

„I tot?“ Er glotzte den Moser Schmied an. Die Bäuerin rang verzweifelt die Hände.

„Natürlich,“ versetzte der Moser Schmied ärgerlich.

„'s ganze Dorf is do' voll mit dem G'reb.“  
Da griff sich der Loisl an die Stirn, grinste seine Besucher an, sein Maul ging in die Breite, und er war nahe daran, einen Zuchzer auszustossen. Plötzlich warf er die Decke herab, sprang mit beiden Füßen blühschnell aus dem Bett und pflanzte sich kerzengerade vor dem Moser Schmied auf: „Is dös wahr, Moser Schmied? 's ganze Dorf vermeint's? Is dös wirkli —? Ja wie kommt's ös denn drauf?“

„'s is wahr, Loisl — ös müßt's ja tot sein,“ entgegnete der Schmied eifernd und zog eine große Zeitung aus der Tasche. „'s steht do' schwarz auf weiß im Laufboten drinne. 's kann do' ka Lug sein. Da schaut's ös her!“ Und sein magerer Finger wies auf das Feuilleton, dessen Titel lautete: „Wie der Dedbauer starb.“ Von Heinrich Krieger.

Da begann es in den Knochen des kranken Loisl zu zittern. Auf einmal drehte er sich um und sprang in Hemde wie besessen in der Stube herum. Die Gicht war auf einmal aus seinem Leibe gefahren. „Zuchuh, Moser Schmied,“ schrie er, „jezt geh'n ma's erst an! I bin toig'lagt wurden! Zuchuh!“ Und im nächsten Augenblick warf er dem Moser Schmied in heller Freude das Wasserschiff an den Kopf. Dieser humpelte wutschraubend und fluchend hinaus. Der krautlacher Bub entschlüpfte noch rechtzeitig den Freudebezeugungen des „ranken“ Mannes.

Eine Stunde darauf las Dr. Krieger dem Bauer seine Geschichte vor. Sie schilderte wunderschön und bildsauber, wie der Dedbauer von den Neidhammeln im Dorf verleumbet wurde und zum Schlusse von einem hehren Engel im Schlaf hinübergeführt wurde in das blaue Jenfeits.

Von da an war der Bauer gesund.



## Glück und Glas.

Erzählung von Kurt Kühns.

In einem kleinen gemütlichen Stübchen, drei Treppen hoch in der Skalitzerstraße in Berlin brennt behaglich die Lampe; der Ofen knistert leise in sich hinein und tief unten von der Straße herauf tönt dann und wann das scharfe Klingeln einer elektrischen Bahn.

Zwei junge Leute sind die Inhaber des recht hübsch und freundlich ausgestatteten Mietzimmers, zwei junge Kunststicker. Der eine, Peter Stolpe, eine gedrungene Gestalt, ein offenes, intelligentes Gesicht mit etwas spöttisch heruntergezogenen Mundwinkeln, über die ein langer, brauner Schnurrbart hängt, sitzt am Tisch, mit Lineal und Zirkel emsig beschäftigt, nach einer Vorlage einen kunstvoll geschnitzten Schreibtisch abzuzeichnen; der andere, eine große, schlanke Erscheinung mit etwas abgelebten Zügen und schon

welken Lippen, die ein überaus wohlgepflegtes Schnurrbärtchen deckt, steht in Hemdärmeln vor dem Spiegel, im Begriff eine lange, seidene Krawatte möglichst genial um den Hals zu schlingen.

„So!“ sagte Fritz Beelik, dies war sein Name, und nahm ohne weiteres die Lampe vom Tisch, um sich selbstzufrieden zu beleuchten.

„Manu!“ rief Peter, der sich so plötzlich in seiner Arbeit unterbrochen sah, „was soll denn das heißen! Du siehst wohl nicht, daß ich hier arbeite?“

„Ach! mit deiner ewigen Büffelei!“ versetzte Fritz gleichgültig, „das ist ja greulich!“ Damit stellte er die Lampe wieder auf ihren Platz.

„Jeder wird auf seine Fassung selig,“ sagte der Alte Fritz!“ erwiderte Peter, ruhig weiter an seinen Ornamenten messend.

Fritz lachte. „Lieber Gott!“ sagte er, „was hast du vom Leben? Nichts! Wenn du mal stirbst, weißt du überhaupt nicht, ob du gelebt hast oder nicht!“

„Unser alter Streit!“ erwiderte Peter, „aber ich will mich nicht aufregen! Ich habe mehr vom Leben gehabt als du — Gott sei Dank! Ich bin jahrelang gewandert — Rhein, Elsaß, Schweiz, kennen wir alles! Ich bin Soldat gewesen, oben an der russischen Grenze — he! Das ist ein ganz schönes Stückchen Welt! Du kennst von der Welt weiter nichts als deinen Tanzboden in Nirdorf.“

„Na ja!“ sagte Fritz, „aber das war doch alles kein Vergnügen!“

„Braucht's ja auch nicht!“ antwortete Peter. „Das Leben ist überhaupt kein Vergnügen.“

„Für dich nicht, nein! Das gebe ich zu!“ lachte Fritz. „Aber für mich! Bloß Geld müßte man haben, Geld! Die paar Kröten, die man sich sauer verdient und dafür die Haut von den Fingern schindet, das ist für die Käse. Einen großen Gewinn müßte man mal machen — in der Lotterie oder so!“

„Na ja!“ sagte Peter, „und dann den großen Herrn spielen! Aber wie lange? Wie gewonnen, so zerronnen!“

„Ach, du alter Unglücksrabe!“ erwiderte Fritz ärgerlich, „behalte deine Weisheit für dich! Du weißt nicht, was es heißt, Sonntags mit einem hübschen Mädchen im Arm, beim Klang der Musik so loswalzen! Ich sage dir, da fängt das Leben erst an! — Du übrigens, weißt du, die kleine Modistin hier nebenan auf dem Flur, die Minna Knappe, das ist ein süßes Kind! Die nehm' ich nächstens mit zum Tanzen!“

„Die nimmst du nicht mit, sage ich dir!“ fuhr Peter auf. „Das ist ein anständiges Mädchen!“

„Na, na, na!“ erwiderte Fritz, „nur nicht so hitzig! Anständiges Mädchen! na ja! Aber sie geht mit mir tanzen, verlaß dich drauf!“

„Nein, das tut sie nicht! Das soll sie nicht!“ entgegnete Peter gereizt.

„Nun guck einer den alten, ungeschickten Peter an!“ Fritz lachte überlaut. „Du bist doch nicht gar verliebt? Aber das soll mir gleich sein! Komm du

mir bei ihr zuvor! Jetzt will ich dich mit deinen eigenen Sprichwörtern schlagen: wer das Glück hat, führt die Braut heim."

Da klopfte es an der Thür, und herein trat Frau Schnicke, die Zimmerwirtin, eine alte, recht wohlbeleibte Frau, und hinter ihr Fräulein Minna selbst, eine reizende Erscheinung, schlank, groß, mit frischem Gesicht und lachenden blauen Augen. Sie trug ein ganz einfaches, aber geschmackvolles schwarzes Kleid.

Die beiden jungen Leute fuhren beim Eintritt des jungen Mädchens in die Höhe. Fritz warf schnell seinen Rock über und machte seine eleganteste Verbeugung, während Peter nach einem etwas unbeholfenen Krachfuß fast verlegen am Tische stehen blieb.

"Fräulein Knappe," sagte die Wirtin, "möchte gern mal Ihren Plan von Berlin einsehen."

"Ja," fiel Fräulein Minna ein, "ich habe morgen ein Kleid in der Courbierestraße abzuliefern und weiß nicht, wo die ist."

"Gleich, sofort, Fräulein Minna!" Fritz stürzte an den Schrank, holte den Plan und suchte dienst-eifrig darauf herum.

Minna trat indes ebenfalls an den Tisch und sah Peters Zeichnung liegen. "Ei, wie hübsch!" sagte sie, das Blatt betrachtend. "Sie sind ja der reine Künstler, Herr Stolpe!"

Peter erröthete und räusperte sich verlegen.

"Hier wäre ja die Courbierestraße!" sagte Fritz — die Anerkennung, die Peters Leistung fand, ärgerte ihn aufs höchste! — und er setzte dem jungen Mädchen Lage und Straßenbahnverbindung eifrig auseinander. Minna dankte und wollte gehen.

"Na," sagte Frau Schnicke zu Peter, "geht's morgen am Sonntag wieder zum Schlittschuhlaufen auf den Karpfenteich?"

"Jedenfalls!" erwiderte Peter.

"Ach, Schlittschuhlaufen!" rief Minna. "Ich laufe auch so leidenschaftlich gern Schlittschuh. Aber so allein, das ist doch nichts!"

Peter hätte ihr zu gern seine Begleitung angetragen, doch er fand nicht Worte, sein Ersuchen schicklich einzufleiden, ohne aufdringlich oder verlegend zu erscheinen; so schwieg er.

"Ich geh' morgen tanzen, Fräulein Minna," sagte Fritz, "das ist doch das Schönste! Sie —"

"Ich gehe nicht tanzen! Nochmals besten Dank und gute Nacht!" Damit ging Minna, gefolgt von der Wirtin.

Fritz pffiff einige Walzertakte und nestelte an seiner Krawatte, Peter setzte sich wieder vor sein Reißbrett; doch er war nicht mehr bei der Sache. Eine schöne Gelegenheit, Minna näher zu treten, hatte er aus Händen gegeben! Wer das Glück hat, führt die Braut heim. Er hatte das Glück nicht, schien's — dank seiner eigenen Unbeholfenheit. Er lachte grimmig in sich hinein. —

Es war ein herrlicher, klarer Wintermorgen, als die beiden Freunde sich aufmachten, das schöne Sonntagswetter zu genießen. Peter ging zum Schlitt-

schuhlaufen, Fritz wollte etwas bummeln und Fensterpromenade machen.

Als sie aus ihrer Thür traten, trafen sie mit Fräulein Minna zusammen, die einen großen Karton im Arme, sich auf den Weg machte, ihre Arbeit in der Courbierestraße abzuliefern. Die jungen Leute gingen zusammen die Treppe hinab, Minna neben Peter.

Peter befaß sich vergeblich auf einige Worte, die er an das hübsche Mädchen richten könne, doch es fiel ihm nicht eine Silbe ein, ihm, der doch sonst nicht auf den Mund gefallen war.

Da sagte Fritz: "Darf ich nicht den Karton tragen, Fräulein Minna?" Gern wurde es gestattet.

"Ich muß hier rechts!" sagte Peter beinahe rauh, unten an der Haustür und trabte mit langen Schritten davon.

Minna sah ihm nach und warf den Kopf trotzig in den Nacken. "Ich darf Sie bis zur nächsten Haltestelle begleiten, nicht wahr, Fräulein Minna?" bat Fritz.

"Sehr freundlich, Herr Beelitz!" erwiderte das Mädchen.

"Wie steht's denn mit heut nachmittag? Ein bißchen tanzen ist solch hübsches Vergnügen!" fuhr Fritz fort.

"Ach, nein! ich danke! Es geht doch wohl nicht!" versetzte Minna, doch es klang schon weniger ablehnend.

Fritz half ihr in die Straßenbahn, reichte ihr ihren Karton nach, verabschiedete sich sehr höflich und setzte, sehr zufrieden mit seinen Erfolgen, seinen Weg fort.

Er ging zu seinem Hoflieferanten, wie er seinen alten Trödler nannte, der einen kleinen Abzahlungs-basar unterhielt und Anzüge, Stiefel, Uhren, Hüte, Ringe, kurz alles, was zu einem Gentleman gehört, feil hatte, — neu, gebraucht, wie man's wünschte; der sogar den neugebackenen Cavalier mit Geld ausstattete, selten jedoch unter 25 vom Hundert Zinsen.

Der Hoflieferant hatte an dem eiteln Fritz, der fortwährend neue und moderne Sachen haben wollte, einen dankbaren Kunden und empfing ihn besonders freundlich.

Nachdem Fritz einen ganz soliden Siegelring, den er noch von seiner Mutter her hatte, gegen einen neuen Ring mit mächtigem, lichtprühendem Glasbrillanten eingetauscht hatte, zur größten Freude des Händlers, sagte dieser zu ihm: "Hier habe ich noch etwas, Herr Beelitz! Das ist aber nur für Sonntagskinder!"

"Na, zeigen Sie mal her!" lachte Fritz. "Ein Sonntagskind bin ich ja!"

Der alte Trödler brachte — ein Los zum Vorschein. "Eine Glücksnummer," sagte er, "sehen Sie Nr. 3333! Lauter Dreien! Wenn ich Sonntagskind wäre, damit würde ich's versuchen."

Es versetzte Fritz ordentlich den Atem, als er das Los in Händen hielt. Das war der Weg, von dem er das Glück erhoffte, das Schicksal selbst spielte ihm

die Eintrittskarte in dies Paradies in die Hände, — ein Narr, wer zögert!

„Was kostet's denn?“

„Dreißig Mark, das ganze Los!“

„Gut! Ich will das ganze spielen!“ rief Fritz, „aber — ich kann es augenblicklich nicht zahlen!“

„Nun, Sie sind ja sicher!“ beruhigte ihn der freundliche Trödler. „Wenn Sie mir für vierzig Mark gut sein wollen, will ich Ihnen den Kredit geben. Ziehung ist schon nächster Tage.“

Fritz unterzeichnete den Schuldschein und steckte das Los zu sich. „Dann bringt's ja wohl doppelt Glück, wenn man's auf Pump nimmt!“

„Nun gewiß!“ versetzte der Händler, „ich freue mich schon auf die Provision.“

Selig stürmte Fritz nach Hause; er drückte die Hand fest auf seine Brieftasche, in der das Los steckte, die Anweisung auf sein Glück!

Halt! Noch eins! Minna fing an, sich auf seine Seite zu neigen. Er wollte ihr einen hübschen Blumenstrauch kaufen; dann ging sie vielleicht heut mit ihm zum Tanz! Mit Sped' fängt man Mäuse! Das heißt, durfte er das dem armen Peter antun? Fritz war gutmütig und wollte niemand wehe tun, doch von Peter hatte sich Minna nun doch abgewandt, das hatte er deutlich genug bemerkt, er kannte die Mädchen! — Sie würde sich also einem andern zuwenden, nun! und da konnte er der Glückliche sein so gut wie jeder andere. Peter durfte ihm das nicht übelnehmen, er hatte es selbst verschuldet. So erstand er einen Blumenstrauch und ließ ihn durch die Wirtin auf Minnas Zimmer legen.

„Willst du ein halbes Los mit mir spielen, Peter?“ fragte Fritz seinen Freund beim Mittagessen.

„Ich? — Ne!“ antwortete Peter sehr bestimmt.

„Du bist doch 'n richtiger alter Nachtwächter, Peter!“ lachte Fritz. „Ein Kerl, der in die Welt paßt, muß alle Gelegenheiten wahrnehmen, sage ich dir!“

„Diese Gelegenheiten sind nur sehr flau,“ erwiderte Peter. „Von hundert gewinnt immer nur einer!“

„Und der eine bin ich!“ versetzte Fritz gelassen.

Nachmittags ging Minna richtig mit Fritz zum Tanz; Fritz hatte gut gerechnet! Von Peter hatte sie sich damit endgültig abgewandt.

Dieser machte einen langen, einsamen Spaziergang in den Treptower Park. Weiß schimmerte der Schnee, weiß die von Reif umhüllten Bäume und Sträucher. Tot lag die Spree unter ihrer sie fest umklammernden Eisdecke, und im West, über dem dunstigen Häusermeer der Großstadt sank die Sonne, wie eine große, gelbe Scheibe in den Abendnebel tauchend; doch ihre letzten schrägen Strahlen schossen noch goldig herüber, ließen den Turmknopf der Stralauer Kirche krüben wie Gold funkeln und malten die Baum-schatten blau auf die weiß leuchtende Fläche.

Schnell schritt Peter aus; der Schnee knirschte unter seinem Tritt, und weiß dampfte sein Atem in der kalten Luft. „Ich will mich nicht aufregen!“ schloß er sein Selbstgespräch mit dieser seiner Lieb-

lingsredewendung, „aber jeder ist seines Glückes Schmied, und was ein Pechvogel ist, das bleibt ein Pechvogel. Wenn einen ein Mädchen mag, gut! Wenn einen ein Mädchen nicht mag, auch gut! Was nicht ist, ist nicht! — Ich werde nicht glücklich, aber, Minna —“, eine wirkliche Träne trat in sein Auge, „du auch nicht! Wenn das ein Trost für mich wäre, den Trost hätte ich!“ —

In tiefer Nacht erstkehrten Fritz und Minna Arm in Arm vom Tanze heim. Fritz' bleiche Wangen glühten, sein Atem ging erregt.

„Minna,“ sagte er mit gepreßter Stimme vor ihrer Zimmertür, „ich liebe dich! Wir wollen zusammen gehen, jeden Sonntag, immer! Komm, sei mein!“ Er versuchte sie zu umschlingen, doch sie entwand sich ihm. „Ich bin ein anständiges Mädchen!“ stieß sie hervor, „und auf so etwas lasse ich mich nicht ein! Aber wenn Sie mich heiraten wollen, ich will geduldig warten —“

„Ja, ich will dich heiraten!“ rief er mit unterdrückter Stimme, sie umschlingend, und sie weigerte es nicht mehr. Still lag sie an seiner Brust, und er küßte ihre blühenden Lippen.

„Gute Nacht, mein Schatz!“ sagte Minna mit unbeschreiblicher Innigkeit, machte sich sanft los und trat in ihr Zimmer.

Fritz ging in das seine, seine Pulse hämmerten, alles in ihm glühte. „Glückspilz!“ murmelte er, „Sonntagskind! Doch nur Geld, Geld! — Und hier —“ er legte die Hand auf die Brieftasche, in der sein Los steckte, „hier habe ich auch das!“ —

Etwa vierzehn Tage waren verstrichen; Fritz hatte sich mit Minna verlobt und ihr die Ringe geschenkt. 's gab eben keinen andern Weg, dies reizende Mädchen zu besitzen, und, dachte Fritz in seiner leichtsinnigen Weise, verlobt ist noch lange nicht verheiratet.

Heut kam er tief verstimmt und geärgert mit Peter zur Mittagszeit aus der Werkstatt — beide Freunde arbeiteten bei demselben Meister in einer größeren Möbeltischlerei — heim und warf sich wütend auf das Sofa. Er hatte in letzter Zeit auffallend flüchtig gearbeitet, der Meister hatte ihn zur Rede gestellt, Fritz hatte obendrein grob geantwortet, und der Meister, der ein hitziger Mann war, hatte ihn Knall und Fall entlassen.

Fritz schimpfte und murrte vor sich hin, da trat Minna ein.

„Was ist geschehen?“ fragte Minna. „Du bist so böse, Liebster!“

„Was geschehen ist? Nichts!“ knurrte Fritz. „Ich bin entlassen, weil ich mir keine Unverschämtheiten wollte gefallen lassen!“

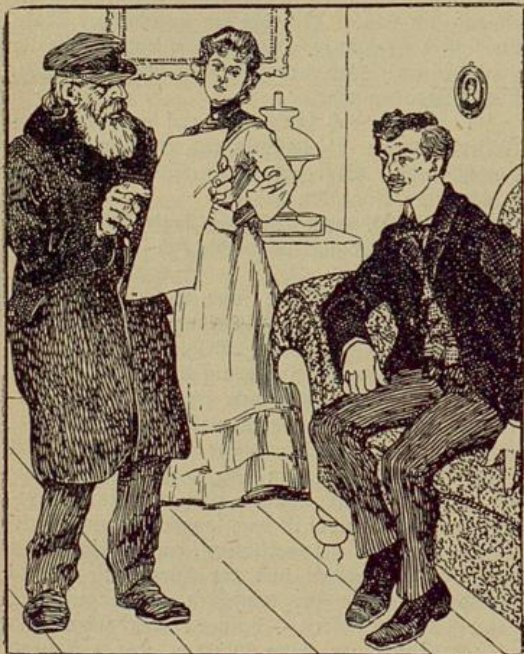
„Du bist gewiß zu heftig gewesen, Schatz!“ sagte Minna sanft. Aber ihre ruhige Sanftmut reizte Fritz förmlich.

„Was? willst du mir noch Vorwürfe machen?“ schrie er aufspringend. „Nicht genug, daß ich der Narr war, überhaupt ins Garn zu gehen und mich zu verloben, — soll ich jetzt mir alles bieten lassen nur um deinet- und deiner Existenz willen?“

„Fritz!“ rief Minna mit zuckenden Lippen, „das hab' ich nicht um dich verdient! Ich hab' dir noch keinen Pfennig zuviel gekostet, im Gegenteil! ich hab' dich von mancher unnützen Ausgabe zurückgehalten. Wenn ich dir aber lästig bin, kann ich ja gehen!“ Mit flammenden Augen trat sie vor ihn.

Fritz knurrte etwas von dummer Übelnehmerei und sank in seine Sofaecke zurück. Peter stand am Fenster und sah schweigend zu dem trüben Himmel empor, aus dem ein sanftes Flockentreiben niederrieselte und sich weiß um die rußigen Giebel und veräucherten Schornsteine legte.

Da klopfte es an der Tür, und herein trat der alte Händler, Fritz' Hoflieferant. Schnee lag noch



In der Hand hielt er eine große Liste.

auf seinem Pelz und in dem struppigen Schnurrbart, in der Hand hielt er eine große Liste.

„Nun, was hab' ich gesagt!“ rief er. „Eben ist die Verlosungsliste angekommen, und Nr. 33333 ist mit 10000 Mark gezogen!“

Wie elektrisiert sprang Fritz auf. „Mensch!“ schrie er, „ist das wahr?“

„Hier steht's schwarz auf weiß. Irrtum unmöglich!“ sagte der Händler.

„Wahrhaftig! Ja! Einem Sonntagskinde, dem kann's ja nicht fehlen!“ lachte Fritz überglücklich.

„Minna, mein süßes Mädchen, sei mir nicht mehr böse, ich war so gereizt! Und Ostern ist Hochzeit!“ Er nahm sie in den Arm und herzte und küßte sie.

Minna lächelte wieder und küßte auch ihn, doch nicht mehr wie früher; sie hatte einen Eindruck von ihm empfangen, der haßte in ihrer Seele wie ein

häßlicher Fleck auf seinem Bilde; den konnte er nicht wegwälzen und wegstreichen, der blieb!

Ihre Brühkartoffeln hatte Frau Schucke heute umsonst gekocht; sie mußte nach einer großen Gastwirtschaft in der Nähe gehen und drei Gedecke zu 2.50 Mark und ein paar Flaschen Wein herüberholen, den Gewinn zu feiern.

Fritz war selig; im Glück kam seine beste Natur zum Vorschein, er schwelgte in Zukunftsplänen.

„Peter,“ rief er, diesem herzlich beide Hände über den Tisch entgegenstreckend, „du hast zwar das Los nicht mit mir zusammen spielen wollen, aber du bist mein Freund! Was ich habe, sollst du auch haben! Du sollst dich nicht länger bei diesem Grobian von Meister herumerschinden, alter Junge! Ich will hier ein großes Möbelmagazin eröffnen, und du sollst mein Werkmeister werden!“

„Danke!“ sagte Peter in seiner trockenen Weise. „Ich bleibe bei meinem Leisten.“

„Ach, du alter Sauertopf!“ lachte Fritz. „Mensch, aus dir wird nie was! Wenn dir das Glück die Hand bietet, du fassst noch nicht einmal zu! — Da sind wir andere Leute, Miese, was? Gleich morgen suche ich zum 1. April ein passendes Geschäftslokal und dann gehe ich zu unserm alten Meister, diesem Flegel, und seine schönsten Sachen, das große Buffet, das du gebaut hast, Peter, und die feinen Sessel und Lehnstühle, die wir auf Lager haben, die kauf' ich ihm ab! Der wird Augen machen, haha! Und damit mache ich ein Magazin auf, daß es ein Staat sein soll!“

„Fritz, ich will mich nicht aufregen,“ sagte Peter, „und dir die Freude nicht verderben! Wenn du mit deinem Geld ein Geschäft aufmachen willst, gut! sehr schön! — aber praktisch! Mit dem Staatsmagazin wirst du hier nicht weit kommen. Was hier gebraucht wird, ist eine einfache, solide Arbeit, gute Küchenspinden, Kommoden usw., das geht ab und das kriegt du auch bezahlt. Wer hier Polsterjessel und so etwas kauft, der nimmt's auf Kredit, und aufs Geld kannst du pfeifen! Das will ich dir gleich jetzt sagen, damit du dich nicht erst in deine Ideen verrennst.“

„Deine verdammten Unkenrufe!“ rief Fritz gereizt.

„Was verstehst denn du davon? Du klebst ewig an deiner Hobelbank, sonst weißt du von der Welt nichts! Hast keinen Unternehmungsgeist!“

„Na,“ unterbrach Peter, „ich will mich nicht unnützlich aufregen! Meine Meinung von der Sache habe ich dir gesagt, nun tue, wie du willst!“ Damit nahm er seine Mütze und ging wieder in sein Geschäft. —

Einige Monate sind vergangen; Fritz ist verheiratet und glücklicher Geschäftsinhaber. Es war ein warmer Sommertag und Peter kam eben von einem Spaziergang aus dem Treptower Park zurück, er hatte sich die rechte Hand beschädigt und war einige Tage arbeitsunfähig, als ihm sein Freund Fritz, den er seit längerer Zeit nicht gesehen, entgegenkam, trotz des Werktags in seinem, elegantem Anzug.

„Nanu!“ rief Peter, „wie geht's und so nobel?“

„Natürlich!“ lachte Fritz, „als Geschäftsinhaber, da muß man danach auftreten, weißt du!“

„Ach so!“ sagte Peter. Beide Freunde gingen in eine Wirtschaft, das Wiedersehen durch einen kleinen Fröhlschoppen zu feiern.

„Na, wie geht das Geschäft?“ fragte Peter

„Ausgezeichnet!“ entgegnete Fritz. Er zupfte an seiner Krawatte und zog an seinen Manschetten, es lag in seinem Wesen etwas Unruhiges, Nervöses. „Ich verkaufe viel und deinem weisen Rat zum Trost, lieber Peter, nur seine Sachen.“

„Und geht das Geld glatt ein?“ fragte Peter.

„O!“ erwiderte Fritz, „es ist ja oft schwer! Man muß so lange Kredit geben.“

„Fritz! hast du etwa schon Schulden?“ fragte Peter leise.

„Was fällt dir ein!“ Fritz wurde dunkelrot und fuhr förmlich auf. „Und wenn ich welche habe, geht's auch noch niemand was an!“

„Na, na!“ brummte Peter, „nimm's nur nicht übel! Arbeitest du viel auf Bestellung?“

„Nein!“ erwiderte Fritz gehäut. „Ich arbeite überhaupt nicht mehr. Mit der Schürze in der Werkstatt stehen und dann vorn im Laden seine Kunden bedienen, das vereinigt sich nicht zusammen. Ich habe nur eine kleine Reparaturwerkstatt, wo ich einige Lehrlinge beschäftige.“

„Sojo!“ sagte Peter wieder. „Weißt du, ich möchte mir mal deinen Kram ansehen.“

„Gern!“ erwiderte Fritz.

Es war ein hübscher Laden, den Fritz innehatte, mit teurer und feiner Ware wirklich künstlerisch ausgestattet. Peter konnte nur seine Bewunderung äußern. Auch Minna kam, ihn zu begrüßen; auch sie war elegant, ja vornehm gekleidet, doch sah sie bleich und traurig aus.

„Na, Sie haben wohl die Schneiderei auch an den Nagel gehängt?“ fragte Peter.

„Ja!“ versetzte Minna seufzend. „Ich könnte noch so schön Geld dazu verdienen, aber mein Mann duldet's ja nicht.“

„Teufel!“ brauste Fritz auf, „Weib, mach mich nicht wild! In unserem Stande paßt sich das nicht. Wo es uns so gut geht, verstehst du?“

„Ja, ja!“ sagte Minna.

„Hm!“ machte Peter wieder.

Da ging die Tür auf, eine junge Dame betrat den Laden, auffallend modern, übermäßig geschminkt und parfümiert. Fritz war in seinem Fahrwasser. Mit gewandter Zuverlässigkeit und Liebenswürdigkeit zeigte er seine Schätze, nicht ohne mit der Dame zu kokettieren, unbekümmert um die Gegenwart seiner Frau.

Die Dame wählte schließlich einen sehr eleganten Damenschreibtisch für hundertfünfundzwanzig Mark und einen Spiegel für fünfundsechzig Mark. Die Sachen mußten noch heut geschickt werden. — Bezahlung würde wohl noch erfolgen, sagte sie pikiert, als Fritz diesen Punkt zart anzudeuten wagte, sie wäre gewöhnt, Kredit zu genießen. Sie gab ihre

Adresse und ging stolz wie eine Königin, ohne daß Fritz auch nur auf einer Sicherheit bestand.

„Machst du immer solche Geschäfte?“ fragte Peter.

„Das verstehst du nicht,“ fuhr Fritz auf. „Ein Geschäftsmann muß heutzutage Kredit geben, sonst verkauft er gar nichts! Dazu ist man eben Geschäftsmann.“

„Möglich, daß ich so was nicht verstehe!“ entgegnete Peter. „Jetzt kannst du mir noch deine Werkstatt zeigen.“

In einem engen, dumpfigen Raume arbeiteten einige kleine Lehrlinge an Reparaturen.

„Vümmel! was hast du da schon wieder gemacht?“ Fritz stürzte auf den einen kleinen Sünder los, riß ihm den Leimtiegel aus der Hand und schlug ihm ein paar Maulschellen ins Gesicht, „siehst du nicht, daß du die Verzierung verkehrt aufgeleimt hast?“

„Erlaube mal!“ Peter stieg das Blut zur Stirn. „Woher soll denn der Junge das wissen, wenn er hier sich selber überlassen ist. Wenn man Lehrlinge hat, soll man sich auch um sie kümmern! Solch Junge kann, wenn er ausgelernt hat, noch nicht mal 'nen Hobel richtig anfassen, weiß's ihm nie einer richtig gezeigt hat! Das ist ein Verbrechen an den Jungen! — Ich habe hier genug gesehen. Sei du hier mit deinem ganzen Krampel so glücklich, wie du willst. Ich danke für solch Glück!“ Damit setzte Peter wütend seine Mühe auf und ging, zum erstenmal in seinem Leben wohl wirklich aufgeregt.

Die alte Freundschaft der beiden war damit endgültig in die Brüche gegangen. Fritz war tief verstimmt, um so mehr, als er die Wahrheit von Peters Kritik innerlich anerkennen mußte, und einen Versuch Peters, die Sache zu begütigen, wies er kühl und beleidigt ab.

So kam der Winter wiederum ins Land. Neujahr wurde Peter von seinem Meister zum Werkführer ernannt, eine Anerkennung, die ihn zu doppelter Arbeitsfreudigkeit anspornte.

Er lebte behaglich dahin, in dem alten Zimmer bei Frau Schnick, das er jetzt allein innehatte, seine freie Zeit teilend zwischen fleißigem Fachstudium und bescheidener Genußfreude.

Heut an einem kalten Februarabend — draußen lag ein dicker, branstiger Nebel — saß er wieder über eine Zeichnung gebeugt, seine lange Pfeife qualmend, auf dem Sofa, als leise und zögernd an die Tür geklopft wurde. Auf Peters Herein trat — Fritz ins Zimmer, bleich, erregt, vernachlässigt in Kleidung und Haltung. Peter fuhr von seinem Sitz auf, als sähe er ein Gespenst.

„Entschuldige, daß ich dich störe!“ sagte Fritz. „Ich komme, — ich — im Geschäftsleben, weißt du, geht's oft bunt zu! Mein Geschäft geht gut, aber ich bin in augenblicklicher Verlegenheit, ich brauche Geld!“

Peter war wieder auf seinen Sitz gesunken; mit einer Handbewegung forderte er auch Fritz auf, Platz zu nehmen.

„Ich weiß, du hast dir einige tausend Mark gespart,“ fuhr Fritz fort. „Du bist mein Freund, du

wirst vergessen, was zwischen uns getreten ist. Ich brauche das Geld, morgen um zehn Uhr läuft der Wechsel ab. Ich stehe am Ruin, mit Frau und Kind. Ich habe ein Kind jetzt, ein Mädchen! Ich bitte dich, leih mir das Geld, du brauchst es ja nicht! Es ist nur für morgen, ich zahl's dir in den nächsten Tagen zurück."

Peter legte seine Pfeife beiseite und starrte schweigend, in tiefem Nachdenken vor sich hin. Fritz zitterte vor Erregung an allen Gliedern.

"Peter!" sagte Fritz, "ich habe große Augenstände! Ich klage sie ein! In vier Wochen zahle ich dir dein Geld zurück, ich schwöre es dir! Ich bitte dich; alles steht auf dem Spiele, hilf mir nur heut!"

Da legte Peter die Hand schwer auf den Tisch und sagte: "Nein!"

Fritz fuhr in die Höhe, wie von einer Tarantel gestochen, keines Wortes mächtig.

"Höre mich ruhig an, Fritz," fuhr Peter fort. "Ich will dir helfen, des sei gewiß! Aber auf die Art, wie du willst, nicht! Sieh, du kannst nicht selbständig wirtschaften, du hast es bewiesen! Du kannst nicht rechnen! Dir jetzt das Geld geben, heißt das eine Loch zustopfen und daneben eins aufmachen. In einigen Wochen oder Monaten bist du genau so weit wie heut! Das ist meine feste Überzeugung. Dann bist du doch bankerott! Darum wäre es Sünde, wollte ich dir das Geld vorschießen; es hieße den Zusammenbruch nur hinausschieben, nicht aufhalten, und dich noch tiefer in die Schulden hineinreiten. Laß fallen, Fritz, was nicht zu halten ist. Laß dein Hab und Gut unter den Hammer kommen, es wird ein ganz Teil deiner Schulden decken. Arbeite du wieder ehrlich als Geselle, ich will dir, ich verspreche dir das an Eidesstatt! monatlich fünfzig Mark zahlen, damit kannst du Frau und Kinder erhalten, bis du deine Schulden abgearbeitet hast. Nur so kannst du dich retten, — anders nicht!"

Fritz saß kreidebleich. "Also du willst mir das Geld nicht geben?" fragte er tonlos.

"Es würde dein Verderben vergrößern, Fritz!" rief Peter eindringlich. "Ich kann es nicht tun!"

"Du kannst es nicht tun!" wiederholte Fritz.

"Ha!" schrie er aufspringend, "ich hatte auf dich gebaut! Ich hielt dich für meinen Freund, der anders war wie die andern! Jetzt heiratete ich das Mädchen, das du lieb hattest, und du bist mein Feind geworden! — Ich stieg auf der Glücksleiter empor, und von derselben Stunde an hast du mich gehaßt! — Jetzt freut dich mein Verderben, du kannst nicht helfen, nein! obwohl's dich nur einen Federstrich kosten würde. Du bist ein Lump, ein Lump wie alle andern!"

"Du bist außer dir!" sagte Peter. "Deine Vorwürfe treffen mich aber nicht. Ich will dein Bestes!"

Da lachte Fritz schrill und gellend auf. "Gewiß! Auch das noch, du Pharisäer!" schrie er höhrend. "Ich frage dich zum letztenmal: willst du mir das Geld geben oder nicht?"

"Nein!"

"Nun, dann will ich dir etwas sagen!" Fritz trat dicht vor ihn, seine Zähne knirschten. "Mich ehrlös als einen Bettler aus meinem Eigentum jagen lassen, das tue ich nicht. Ehrlos leben, das will ich nicht! Eher mache ich diesem Leben ein Ende, und mein Blut kommt über dein Haupt!"

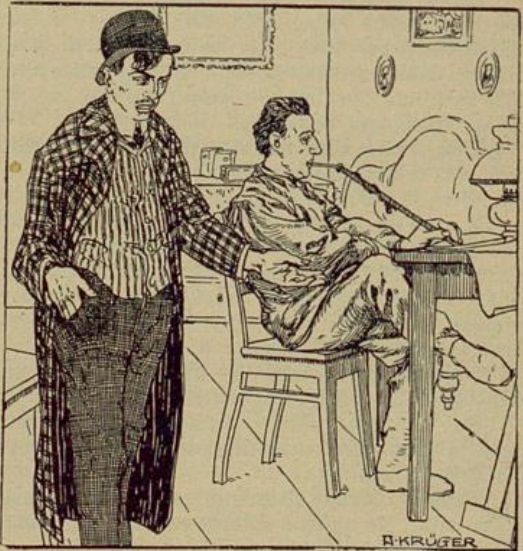
"Jawohl!" rief Peter aufspringend, ein Blitz zuckte aus seinen Augen, "das ist mir die richtige Höhe! Erst den Karren in den Dreck gefahren und dann feige und gemein drin steckenlassen! Nun, Frau und Kinder, seht zu, wie ihr ihn herauskriegt!"

"Ich frage dich nochmals," stieß Fritz heiser hervor, "willst du mich in den Tod jagen?"

"Pfui, du Feigling! Dann tue, was du nicht lassen kannst!" rief Peter, Fritz verächtlich den Rücken kehrend.

"Mein Blut über dein Haupt!" schrie Fritz und stürzte aus dem Zimmer. —

Peter zuckte zusammen; was hatte er getan? Wie konnte er sich um Gottes willen zu solcher Heftig-



„Ich frage dich zum letztenmal: willst du mir das Geld geben oder nicht?“

keit hinreißen lassen! Konnte er das beantworten? Fritz in seiner wahnsinnigen Erregung! Wenn er's täte! Ihm nach! Er wollte ihm das Geld bringen! Peter riß Hut und Mantel vom Nagel — nein! Nichts sollte ihn von dem abbringen, was er für das Rechte hielt! Und daß er das Geld verweigert, war das Rechte! eine innere Stimme sagte es ihm. Fritz würde ja zur Ruhe kommen, dann würde er's einsehen! Er würde es ja nicht tun, das Furchtbare! — O, ein Wort, ein Wort! Wenn man es ungeprochen machen könnte! Peter stand am Fenster und starrte in den düstern Nebel draußen, düster wie ein Bahrtuch. Er legte sich zur Ruhe, doch das

Blut hämmerte in seinen Schläfen, er schloß kein Auge, die ganze lange Nacht. —

Trübe und düster graute der Morgen; bei Licht kleidete sich Peter an, müde, matt, geistesabwesend. Da ging die Tür auf, wer kam? Peter wandte den Kopf. „Minna!“ schrie er auf.

Minna nickte, verstört. „Eben,“ sagte sie, „haben sie ihn gefunden, auf dem Boden! Erhängt!“

Ohne einen Laut brach Peter auf dem nächsten Stuhle zusammen. —

Früh war beerdigt, weit draußen auf dem Selbstmörderfriedhof. Sein Hab und Gut war versteigert; was noch fehlte, seine Schuldenlast zu decken und die Witwe frei zu machen, hatte Peter aus seinem Eigenen gegeben. Minna war mit ihrem Kinde in ein Mansardenstübchen gezogen und arbeitete wieder als Näherin.

Da — eines Abends, trat Peter bei ihr ein.

„Minna,“ sagte er, „ich muß mit dir sprechen; mich drückt eine furchtbare Schuld! Ich habe deinen Mann in den Tod getrieben, ich bin sein Mörder! An jenem Abend war er bei mir und bat mich um das Geld; ich konnte es ihm geben, es stand in meiner Macht. Ich tat es nicht, weil ich glaubte, daß es nicht zu seinem Heile sein würde. Da schrie er, ich würde ihn in den Tod treiben. Hestig rief ich, wenn ihm als Gatten und Vater das auch nur in den Sinn käme, so möge er tun, was er nicht lassen könne. Da ging er. — Seitdem läßt's mir keine Ruhe, es heßt mich umher bei Tag und bei Nacht! Minna!“ er stürzte ins Knie, „kannst du mir verzeihen?“

Eine kurze Stille trat ein. Man hörte das Ticken der Uhr an der Wand. „Du hast wohl das Beste gewollt,“ sagte Minna endlich, „mehr kann der Mensch ja nicht. Aber den Mann, der in der Stunde der Gefahr von den Seinen gehen kann, den laß gehen; um den gräme dich nicht!“

„Minna!“ rief Peter, und er barg sein Haupt an ihrem Herzen. Ein Strom erlösender Tränen befreite seine Brust.

„Minna,“ sagte er endlich, sich wieder aufrichtend, „laß uns zusammenhalten, ich will für dein Kind wie ein Vater sorgen und an ihm und dir wieder gutmachen, was ich an Fröh gesündigt.“

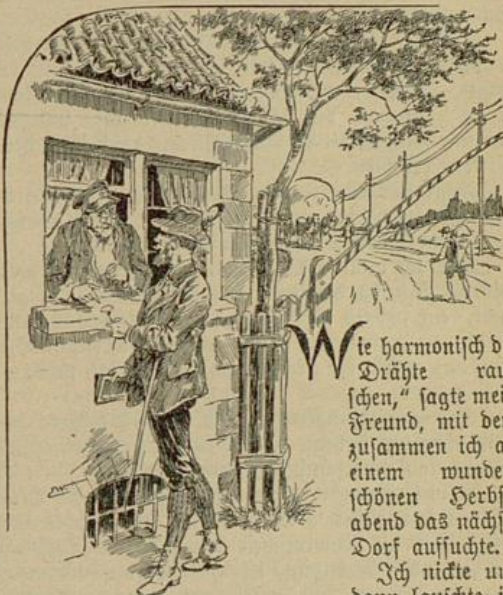
„Du hast nichts gutzumachen! Es kam, was doch kommen mußte!“ erwiderte Minna. „Sieh, Peter, ich habe dich lieb gehabt und hätte dich lieber genommen, viel lieber! Aber du warst schroff und rauh zu mir, da würde ich trotzig, ich konnte dir doch nicht nachlaufen, und heiratete den andern. Und auch hierin kam's, wie's kommen mußte.“

„Minna,“ sagte Peter mit bebender Stimme, „so sei denn mein! Wir wollen Vergangenes vergangen sein lassen, gemeinsam wollen wir unsern Weg gehen, nicht so und soviel Stufen auf der Glücksleiter überschlagend, sondern in treuer Arbeit, Schritt für Schritt, langsam —“

„Aber sicher!“ fiel Minna ein, und ihre Hände umschlossen sich in einem langen, innigen Drucke. —

## Was die Landstraße erzählt.

Von Hermann Lemke.



Wie harmonisch die Drähte rauschen,“ sagte mein Freund, mit dem zusammen ich an einem wunderschönen Herbstabend das nächste Dorf aufsuchte.

Ich nickte und dann lauschte ich

mit großem Entzücken den harmonischen Dreiklängen, die der Wind auf den Telegraphendrähten hervorbrachte.

Man redet vielfach von einer öden Landstraße; aber ich habe gefunden, daß es öde Landstraßen nicht gibt! Ob es ist es nur dort, wo der Mensch mit hohlen Redensarten die Schönheit der Natur verunglimpft.

Darum gehe ich nie mit Menschen spazieren, die auf Wanderungen viel reden; denn sie stören mich in meinen Naturbetrachtungen und rauben mir einen Teil von der herrlichen Gottesnatur!

Das wußte mein Freund, und nur selten machte er eine Bemerkung, und auch dann erwartete er nie eine Antwort von mir; denn er dachte über Naturgenuß wie ich.

Plötzlich standen wir beide wie auf Kommando still: der Mond ging hinter dem fernen Walde so schön auf, daß wir unsere Blicke nicht losreißen konnten.

„Poesie der Landstraße!“ bemerkte mein Freund ganz leise, und die Drähte rauschten einen Dreiklang dazu, einen Dreiklang, so wundervoll abgestimmt, als ob ein großer Musikmeister es getan hätte.

Kann man sich heute noch eine Landstraße ohne Telegraphendrähte denken? Der Geist der Zeit macht sich auch auf ihr bemerkbar! Wer wollte aber behaupten, daß sie darum der Poesie entbehre, daß der Mensch sie entweicht hätte?

Die Natur kann eben nicht entweicht werden, sie paßt des Menschen Werke sofort ihrer Umgebung an! Und sind denn die Drähte nicht auch Natur, verfeinerte Natur, Natur, in den Dienst des Menschen gestellt? Sollte denn — —



„Halt, sieh dich vor!“ mahnte mein Freund, „der Schlagbaum ist heruntergelassen!“

„Der Schlagbaum, ja sind wir denn schon am Schlagbaum?“

„Freilich,“ sagte mein Freund lächelnd, „du hast ja bisher geträumt, so daß ich dich nicht zu stören wagte. Solch ein Schlagbaum! Die Menschen stört er im Träumen, die Wagen hält er auf, und — ja, nun will ich dir die Geschichte des alten Chausseewärters erzählen.“

„Heute vor drei Jahren kam ich auch bei diesem Schlagbaum vorbei, munter, ein Buch in der rechten und einen Löwenzahn in der linken Hand.“

„Wie ich beim Chausseehaus vorbeikomme, nicht mir der Alte da drinnen freundlich zu: »Ei, junger Herr, ein schönes Exemplar von Taraxacum officinale.« Verwundert blickte ich auf: »Kennen Sie denn das auch? Es ist übrigens Leontodon taraxacum.«

»Verzeihung, junger Herr, so hieß es früher; die Wissenschaft von heute nennt es Taraxacum officinale und unterscheidet fünfzig Arten!«

„Mein Erstaunen wuchs. Hatte sich hier ein Professor als Chausseewärter verkleidet und machte sich lustig über die Unwissenheit der albernern Städter, die da in der Einbildung leben, die Natur zu kennen, und die doch in Wirklichkeit weniger von ihr verstehen als ein Dorfjunge?“

„Doch ich komme schon wieder von meiner Geschichte ab. Bald war ich mit meinem neuen Bekannten in in einem lebhaften Gespräch vertieft.“

„Ja wissen Sie auch, daß ich beinahe Wundarzt geworden wäre, wenn — — nun, habent sua fata libelli (Bücher haben Schicksale)«, bemerkte er auf lateinisch, »und die Menschen auch!«

„Ich bat ihn, mir seine Geschichte zu erzählen, und folgte ihm ins Wärterhaus. Ins Wärterhaus, sage ich, — nein, in Wirklichkeit war es ein kleines Museum.“

„Sehen Sie, dies war der Anfang meines Studiums,« sagte er und zeigte mir ein kleines Stüchchen Glas, an dem ich mit bestem Willen nichts entdecken konnte.“

„Halten Sie es gegen die Sonne,« sagte er.

„O wundervoll!“

„Unter zwei Glasstückchen waren zwei winzige kleine Tierchen zu sehen.“

„Das sind — —« und nun nannte er mir einen komplizierten lateinischen Namen.“

„Als ich Hütejunge war,« fuhr er fort, »sah ich Vergnügen daran, die Natur zu beobachten, und wenn nachts alles schlief, schlich ich mich hinaus, die Sterne zu betrachten. Als ich größer wurde, sollte ich Schneider werden, was mein Vater auch gewesen war. Dann wurde ich Soldat, und nun begann die schönste Zeit meines Lebens! Ich bekam Geld in die Hände und konnte mir Bücher kaufen. Ich lernte und lernte; was mir unter die Finger kam, untersuchte ich. Da wurde durch Zufall der Regimentsarzt auf mich aufmerksam und stellte ein

Examen mit mir an. Das Ende war, daß er den Hauptmann bat, mich ins Lazarett zu schicken, — nun war ich Lazarettgehilfe! Ja, das war eine Zeit für mich! Ich hatte Muße zum Lernen und Bücher die Fülle! Es gab kein medizinisches Buch, das ich nicht gelesen hatte, — und wie hatte ich es gelesen! Ich konnte es fast auswendig! Eines Tages nun kommt der Oberarzt, um das Lazarett zu revidieren. Er erkundigt sich nach einzelnen Kranken, und ich gebe ihm in rein wissenschaftlicher Weise Auskunft. Der Oberarzt ist erstaunt: er reißt ab, und nach vier Wochen bekomme ich von dem Lazarettarzt die Mitteilung, daß man mir eine Preisstelle in der Schule für Wundärzte anböte! Hochbeglückt willigte ich ein. O wie groß war mein Glück, — mein Lieblingswunsch sollte in Erfüllung gehen!«

„Der Alte seufzte.“

„Und warum sind Sie's denn nicht geworden?« wagte ich endlich zu fragen.“

„Zwei Wochen darauf starb mein Vater,« antwortete er schlicht, »und hinterließ meine Mutter mit zwei Kindern. Entweder mußte ich meine Mutter ins Armenhaus schicken, oder ich mußte zu ihr, um sie durchzubringen — und da bin ich halt Schneidergehilfe geworden! Nach einigen Tagen starb der Chausseewärter meines Heimatdorfes, und um der innig geliebten Natur näher zu sein, bewarb ich mich um den Posten.« — —

„He, Alter,« erscholl es jetzt von draußen, »laß die Käfer in Frieden.“

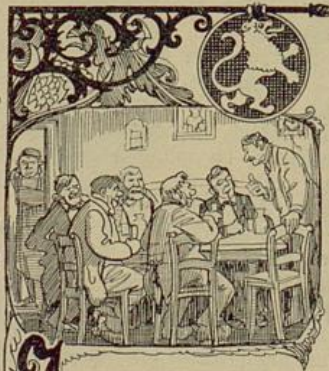
Der Alte ging hinaus und nahm einem Kutscher das Chausseegeld ab.

„Ist der Alte noch drin?“ fragte ich meinen Freund, als er die Geschichte beendet hatte.“

„Vor vier Wochen haben sie ihn zu seiner geliebten

Natur gebracht!“

Ich senkte stumm den Kopf — und die Drähterausichten einen Dreiklang, — eine Totenklage für den alten Chausseewärter!



Das Schild.

Von Prof. D.

Albr. Thoma.

Im Löwen zu Dentingen saß eine kleine Gesellschaft im Nebentülein: der Lehrer, der Schmied, der Torhans, der Schwarzbjörg und der lateinisch Schuster, der einmal studieren hat sollen, es aber wieder hat bleiben lassen, die einen sagen: weil's Geld nicht gelangt hat, die andern: die Grützh' im Kopf, und die dritten: weil er das schöne Bärbele hat heiraten wollen, die jetzt längst tot ist.

Da kam noch der Schreiner herein mit einem halb lächelnden, halb nachdenklichen Gesicht. Der Schmied sah ihn an und sagte: „Nun, was hast du denn erlebt, Christoph?“

„Ich hab' über mein Kleines lachen müssen. Das hat von ihrem Dote ein Bilderbuch getriezt mit Löwen und Tigern und anderen Viechern, und die läßt sie sich nun von den Größeren erklären. Wie ich fortgehen will, fragt sie: »wo gehst denn hin?« — »In den Löwen.« Da macht sie ein erschreckt Gesicht und sagt: »Friszt er dich nicht?«“

Die Gäste lachten, und als der Löwenwirt gerade den Kopf hereinstreckte, lachten sie noch einmal.

„Aber,“ fuhr der Schreiner fort, „kurios ist's doch, daß man so lacht: ich geh' in den Löwen oder in den Dhsen oder ins Kreuz, da sitzen wir im Löwenrachen und fühlen uns doch recht behaglich, viel besser wie der Prophet Jonas im Walfisch.“

„Oder die Griechen im hölzernen Pferd,“ sagte der gelehrte Schuster. „Die kriegten dort drin auch nichts zu trinken, wie drüben im Köhle.“

„Ja,“ begann der Schmied, „ich hab' mich auch schon oft gewundert, warum die Wirte so abschreckende Ungeheuer auf ihre Schilder setzen: die sollten einen doch anziehen. Da lob' ich mir noch die Taube oder das Lamm: die sind hübsch sanft und geben ein saftiges Brätlein. Aber wie ich auf der Wanderschaft war in Straßburg, Basel und Zürich und an den Wirtshäusern hinaufgeguckt, da hab' ich gedacht: Adler? der rupft einen; Schwert? das schneidet einen; Drei Könige? die sehen, ob man Geld im Beutel hat, schenken tun sie einem keins.“

„Hm,“ machte der Lehrer, „das hat alles seine Urjach.“

„Ja, 's hat alles seine Urjach', 's hat alles seine Gründ', hat der lange Müller gesungen, wie sie ihm sein Mühchen versteigert haben. Können Sie uns auch die Wirtschilder erklären, Herr Lehrer? Sie wissen ja doch sonst alles.“

„Alles nicht, aber manches lernt man heutzutage aus Büchern und in der Schule.“

„Nun also, sei'n Sie so gut.“

„Wenn's Ihnen nicht zu lang wird; 's ist ein bißchen umständlich.“

„Ei was, Zeit hätten wir ja und Sie können einem alles so klar machen.“

„Daran gewöhnt man sich in der Schule. — Nun also, hören Sie. In alten Zeiten waren die Häuser überall zerstreut wie jetzt im Schwarzwald. In der Mitte lag die Kirche. Und weil sie weit her und heim hatten, wollten sie sich auch erquicken.“

„Ja, darum heißt's, wo unser Herrgott eine Kirche hat, da baut der Teufel ein Wirtshaus daneben,“ meinte der Schmied.

„Nun, so schlimm haben's unsere Vorfahren nicht angesehen. Im Gegenteil. Viele haben den Kirchenpatron auch zum Schutzpatron ihres Wirtshauses gemacht oder auch einen andern Heiligen. Also den heiligen Petrus oder Paulus oder einen heiligen Evangelisten, die waren die beliebtesten. Und wenn auch

kein Münster oder ein Kloster dabei stand, so haben die Wirte doch ihre Häuser einem Heiligen geweiht.“

„Die Wirte waren damals fromme Leute,“ sagte der bissige Schwarzjörg, als eben der Löwenwirt einen Schoppen hereintrug.

„Ja, warum haben sie aber denn keinen Heiligen auf ihre Schilder malen lassen, sondern so böses Zieher?“ fragte der Schreiner.

„Ja, wissen Sie denn, wie der heilige Matthäus ausgehen hat? oder St. Markus oder Lukas?“

„Da hätt' man's eben drunter schreiben sollen!“ rief der lateinische Schuster.

„Ja, wenn die Bauern hätten lesen können.“

„Aha! da hat's gehapert. Aber die Viecher?“

„Nun, Sie wissen doch, was der heilige Markus bei sich hat?“

„Ah so, den Löwen.“

„Und der heilige Johannes den Adler und so fort. Davan kennt man die Apostel, Evangelisten und alle Heiligen. Aber den Heiligen mit seinen Abzeichen zu malen, war zu schwer und zu umständlich. Darum haben die Maler schließlich einfach statt: Matthäus mit dem Engel einfach einen Engel gemalt, statt den Lukas mit dem Dhsen bloß einen Dhsen, statt Paulus: sein Schwert, statt Petrus: den Schlüssel, statt die heiligen drei Könige: ihre drei Kronen oder den Stern.“

„Ach!“ machten die Bauern und die Handwerker. „Guckt einmal an! — das ist ja schön! Jetzt versteht man's.“

„Aber das Lamm und die Taube?“ fragte der Schmied.

„Nun, das bedeutet doch den Johannes Baptista und den heiligen Geist,“ belehrte ihn der Schreiner.

„Aber das Köffel? das Kreuz? der Bären? der Grüne Baum und der Pflug?“ wandte der lateinische Schuster etwas spöttisch ein: er wollte die Wissenschaft des Lehrers in Zweifel ziehen.

Der lächelte und sagte: „Nun dafür sind ja wohl auch noch Heilige aufzutreiben. Es gibt ja viele, mehr als wir kennen. Aber das ist richtig: mit vielen Wirtschildern hatte es eine andere Bewandnis. — Sie haben auch aber noch gar nicht gefragt, warum all diese Zeichen auf Schildern sind und die Wirtshäuser Schilder haben. Ein Schild ist ja doch ein Waffenstück.“

„Ja, das ist wahr,“ meinte der Schmied bedächtig. „Und die Heiligen sind doch fromme Leute gewesen und keine Soldaten. Hat das vielleicht auch so einen besondern Umstand mit den Schildern wie mit den Bildern?“

„Beinahe,“ erklärte der Lehrer. „Der Schild ist ursprünglich eine Waffe und zwar die vorzüglichste und geschäftigste.“

„Darum,“ fiel der gelehrte Schuster ein, „war's auch die größte Schande für einen Griechen, ihn wegzuworfen.“

„Auch für einen alten Deutschen. Wie man darum heute die Flinte die Waffe nennt oder das Gewehr, so nannten die Alten den Schild die Waffe oder altdeutsch: das Wappen. Auf seinem Schild aber

malte jeder sein Zeichen, damit er und andere ihn kannten: denn schreiben konnte man noch nicht. So wurde die Waffe, d. h. der Schild, zum Wappen. Wenn sie sich lagerten, so legten sie die Schilde ab und stellten einen Wächter auf."

"Aha, die Schildwache."

"Ja; und wenn die Ritter in die Stadt einkehrten, so hängten sie etwa ihren Schild und Speiß heraus,



damit man wisse, wo sie zur Herberg wären, wie heute einzürst seine Fahne herabhängt, auch mit seinem Wappen drauf. Und als dann auch die Bürger in Wehr und Waffen auftraten, so machten sie's den Rittern nach. Und ihr Zeichen malten sie ans Haus und zwar auch auf einen Schild."

Sie hingen ihren Schild an einem Stief heraus. "Ei, das Hauszeichen,

wie der Torbeck auf seine Säcke ein Tor malt und der Bachandrees einen Leuchsenring."

"Ganz so. Da gab es denn Häuser zum Kreuz, zum Pflug, zum grünen Baum, zum Schneeberg. Ueberhaupt hatte jedes bedeutende Haus sein Bildzeichen. Denn es gab noch keine Hausnummern. Und so sagte man: Der Hans Müller wohnt in der krummen Gasse neben dem goldenen Kreuz, oder des Seppel Meyers Haus ist der rote Löwen. Wenn der Frankfurter seinem Schatz ein Ringlein kaufen wollte, ging er in die Judengasse zum »Dreifuß«; denn der bedeutete einen Goldschmied oder — Schuster. Und brauchte der Bauer Geld und niemand sollte es wissen, so schlich er sich in das Haus, wo ein rot Schild davorhing."

"So, davon hat der Rotschild seinen Namen?" rief der Torhans verwundert.

"Natürlich, und der hiesige Viehhändler Schwarzschild seinen auch. — Am wichtigsten waren für die Leute die Wirtschaften und die Krämerläden, die man früher Apotheken nannte, weil die allerlei Gewürze, Spezereien oder Drogen verkauften. Die Wirtschaften und Apotheken haben darum am längsten ihre Schilder behalten. Später kamen statt der Schilder die Tafeln auf und statt einem gemalten Bild wurde darauf der Name und die Sache geschrieben. Vor hundert Jahren, wo alles Herkömmliche als alt-

modisch und häuslich abgeschafft wurde, da haben auch die Städte ihre Wirtschaften verkauft als altes Eisen, und so ist manches schöne und kunstvolle Schild aus der Stadt auf die Dörfer gewandelt, z. B. auch der „König von Preußen“ aus der Residenz ins Dörflein drunten. Und jetzt kommen die Städte heraus auf die Dörfer und bewundern unsere schönen altertümlichen Schilder und gäben viel Geld darum, wenn sie sie wieder hätten."

"Ja, ja, so geht's," sagte der Schwarzjörg, "wenn man das gute Alte verachtet."

"Drum ist's gut," sagte der Lehrer, "wenn man nicht gleich jede Mode mitmacht und wartet; da wird das Alte wieder neu und das Verachtete wieder angesehen. Ja, das kann man daraus lernen, aus der Geschichte der ehrwürdigen Schilder."

### Der Sorge entzogen.

Der berühmte Naturforscher Alexander von Humboldt verkehrte viel im Hause des Bankiers Joseph Mendelssohn, eines Oheims des Komponisten Felix Mendelssohn-Bartholdy. Schon in hohem Alter stehend, klagte er einst bei einem kleinen Diner, zu dem ihn Mendelssohn nebst noch einigen Freunden eingeladen hatte, mit berebten Worten, daß ihm von allen Schrecknissen des Lebens das allererschrecklichste bevorstehe: er müsse nämlich umziehen. Das Haus sei verkauft und schon in aller kürzester Zeit müsse er seine Wohnung räumen. Bei der Unzahl von Büchern, die bei diesem Wohnungswechsel durch die Stadt geschleppt werden mußten, wobei das eine oder das andere leicht verloren gehen konnte, war dem greisen Gelehrten ganz ängstlich ums Herz. Aufrichtig wurde er von allen Gästen bedauert. Die Gesellschaft hatte kaum beachtet, daß sich nach kurzer Zeit Mendelssohn entfernt hatte; auch fand man darin nichts Auffälliges, da bei den zahlreichen Geschäften des Hausherrn ihn sehr wohl etwas Wichtiges auf einen Augenblick hätte abrufen können. Als er aber die Mehlspeise, die nach dem Gemüse folgte, dann den Fasanenbraten, ja sogar das verabreichte Eis vorübergehen ließ, ohne wieder zu erscheinen, und so die Gesellschaft sich selber überlassen blieb, geriet man in Sorge, daß dem lebenswürdigen Wirte etwas Unangenehmes widerfahren sein könne. Endlich als der Nachtißch aufgetragen wurde und die Champagnerpfropfen knallten, trat der Hausherr wieder in den Saal und setzte sich ruhig an seinen Platz, indem er nur meinte, es sei draußen eisig kalt, ihn fröre wie einen Schneider. "Was in aller Welt haben Sie aber jetzt auf der Straße zu tun?" fragte Humboldt erstaunt, indem er ihm sein Glas Sekt, um mit ihm anzustoßen, entgegenhielt. So befragt, antwortete Mendelssohn ruhig und trocken: "Sie können wohnen bleiben, ich habe dem Käufer Ihres jetzigen Wohnhauses solches für einige tausend Taler mehr wieder abgekauft." Der Verkauf war richtig abgeschlossen und der große Naturforscher hat denn auch bis zu seinem Lebensende in dem von Mendelssohn erworbenen Hause gewohnt.